Evers

Licht und Schatten.

Kleine Bilder

aus den

Erinnerungen eines weiland luthrischen Schulrectors und Pfarrers.

Von

Georg G. Evers.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1889.

Licht und Schatten.

Licht und Schatten.

Kleine Bilder

aus den

Erinnerungen eines weiland luthrischen Schulrectors und Pfarrers.

Von

Georg G. Evers.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1889.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Inhalts-Verzeichniß.

Wenn ich wieder einen Bruchtheil meiner Skizzensammlung den für dergleichen sich interessirenden Kreisen vorzulegen mir erlaube, so darf ich mich zunächst auf das zurückbeziehen, was das „Vorwort“ zu einer früheren Veröffentlichung bemerkt. Erfundene Bilder sind es nicht, die ich hier zu zeichnen versuche; es liegt ihnen Wirklichkeit zu Grunde; Vieles ist buchstäblich so gesprochen und geschehen, wie ich's wiedergegeben habe. Anderes tritt in einem Gewande oder Colorit auf, welches die Erinnerung an lange verflossene Zeiten ihm leihen mußte.

Vielleicht bedarf es der Bitte um Nachsicht, daß ein theologisches oder will man lieber sagen, ein theologisirendes Colorit vorherrscht. Bilder aus dem Volksleben innerhalb des Protestantismus möchten vielen interessanter sein, vorausgesetzt, daß sie gelungen sind; auch solche habe ich vorräthig; doch gebrach es hier an Raum, dieselben anzureihen. Einem alten Theologen wird man, so hoffe ich, verzeihen,

wenn er zuerst dasjenige vorlegt, was ihm am nächsten und leichtesten zur Hand liegt. Wenn nun in den theologischen Unterhaltungen dem Leser manche Aeußerungen auffallen, die er als mehr oder weniger incorrect erkennen wird, so bitte ich die Wiedergabe derselben damit gerechtfertigt sein zu lassen, daß ich ein möglichst treues Bild von der Mannichfaltigkeit der Meinungen zu geben wünschte, welche in den betreffenden Kreisen damals im Gange waren. — Schließlich bemerke ich, daß der in der protestantischen theologischen Literatur Bewanderte in der dem Hauptredner der apokalyptischen Conferenz in den Mund gelegten Erörterung unschwer ein Resumé aus einem bekannten protestantischen Commentar zur Offenbarung St. Johannis erkennen wird.

Am Abend der Ostervigilie 1889.

1. „Kloster“-Bilder.

Warum das Kloster in der Ueberschrift und auch in den folgenden Zeilen nebst andern Bezeichnungen ähnlichen Inhalts in Gänsefüßchen erscheint, bedarf vielleicht der Erklärung.

Nicht in wirkliche Klöster und Stifte nämlich wollen diese Blätter den geneigten Leser führen, sondern in solche, die es waren und nicht mehr sind; in solche, welche, auf die bekannte Weise protestantisirt, den bloßen Namen von dem was sie gewesen sind behalten haben.

Erste Reihe.

„Stift Wunstorf.“

Das moderne, weiß angestrichene Gebäude mit seinen langen Fensterreihen, welches als Residenz der „Frau Dechantin“ unter den Gebäuden des „Stifts“ den ersten Rang einnahm, hat den Schreiber dieses eine Reihe von Jahren unter seinem Dache beherbergt. Er hatte nämlich die Ehre, als Rector und „erster Stiftslehrer“ dem berühmten „Stifte Wunstorf“ während dieser Zeit anzugehören und in der äußersten

Ecke der „Dechanei" einige Zimmer nebst Küche, Keller- und Bodenraum seine Dienstwohnung nennen zu dürfen, auch den spärlichen Gehalt aus dem gewaltigen Beutel zu empfangen, welcher die Einkünfte dieses so wie vieler andern Stifte und Klöster dank der „gesegneten Reformation" verschlungen hatte, aus dem Beutel der weiland königlich hannover'schen „Klostercasse."

Das alte Stift war einst mit Wällen und Thürmen befestigt und von zwei tiefen und breiten Armen des Auebachs und den dieselben verbindenden Gräben umflossen. Jetzt stehen von seinen mittelalterlichen Gebäuden nur noch die ehrwürdige und auch in ihrer jetzigen einigermaßen mißglückten Restauration schöne Stiftskirche, und ein finsteres, graues, burgartiges Gebäude mit einem ebenso aussehenden runden Thurme, welches damals, als ich dem Stifte angehörte, als Getreidemagazin diente.

Die Kirche liegt etwas erhaben inmitten des großen Platzes, welchen die modernen Gebäude umgeben, in denen die Stiftsleute und einige im Laufe der Zeiten eingedrungene andere Familien wohnen. Den Platz zieren Rasenmatten, Bosquets und einzelne Bäume. An seiner Südseite reihen sich von Ost nach West aneinander, aber jedes frei liegend, die „Dechanei," die Wohnung des „Stiftseinnehmers," eines Beamten der königlichen „Klosterkammer," das vorerwähnte Burggebäude, in dessen gewaltigen Mauern noch einige mächtige Steinkugeln stecken, die angeblich aus Tilly'schen Kanonen hineingeschossen

waren; dann die Wohnung des „Stiftsdieners," der zugleich als Sacristan, Läuter, Bälgetreter fungirt, welche wichtigen Aemter der damalige Inhaber zum Theil durch die zahlreichen männlichen und weiblichen Glieder seiner Familie versehen ließ. Er selbst nämlich, „Herr Pohle," der Stiftsdiener, regierte in dieser als rüstiger Großvater und waltete im Stifte als seiner Wichtigkeit sehr wohl bewußtes Factotum.

Hat man das Wohnhaus dieses wichtigen Mitgliedes des Stiftspersonals passirt, so steht man am Westende des Stifts, da wo früher das Stiftsthor den Aus- und Eingang gegen die westlich an das Stift sich anlehnende Stadt je nach Bedarf öffnete, schloß, schützte und vertheidigte. Von dem Graben, der hier das Stift von der Stadt absonderte, von der Brücke, den Befestigungen ist nichts mehr zu sehen. Nur die Senkung von dem Stiftsplatze gegen die tiefer liegende Stadtkirche hin läßt ungefähr erkennen, daß hier früher Wall und Gräben das Stift geschützt hatten.

An der Nordseite des großen „Stiftsplatzes" reihen sich von Westen nach Osten aneinander die zwischen einem Vorgärtchen und einem großen Parkgarten ganz im Grün gelegene Superintendentur, Sitz des ersten „Stiftsherrn." Ganz zurück und ebenfalls im Grün der Gärten fast versteckt liegt ein in Privathände übergegangenes Anwesen, und dann der „Dechanei" gegenüber die Dienstwohnung des „Stiftsorganisten," in welcher Schreiber dieses viele Stunden der Einübung von Melodieen geopfert hat. Die

Gärten aller dieser Häuser stoßen an den nördlichen Auearm, während die Gärten der Südseite und der Park der „Dechanei“ von dem Südarm der Aue begrenzt werden.

Im Ostende schließt den „Stiftsplatz“ ein altes Haus ab, offenbar ehemaliges Kranken- und Pilgerhaus des Stifts, vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, als ich dort lebte, aber „Militärhospital.“

Zwischen diesem Gebäude und einem östlich hinter der „Dechanei“ und der Scheune des Rectorats liegenden in Privathände übergegangenen Gebäude führt ein schmaler Fußweg aus dem Stifte hinaus auf die schönen Wiesen, welche sich ostwärts zwischen den beiden Armen der Aue bis zur Domäne Blumenau hinziehen, wo sich die Bäche vereinigen, etwa eine halbe Gehstunde vom Stifte, um dann als breiter Bach oder kleiner Fluß langsam dem Leineflusse ihre schmutzigen Gewässer zuzuführen. Mächtige Pappelbäume bezeichnen stellenweise den Lauf des Baches; eine köstliche Kastanienallee führt von Blumenau nach dem adeligen Gute Liethe, auf welchem, irre ich nicht, die Familie von dem Bußsche saß. In Blumenau besaß ein Graf Kielsmansegge eine hübsche Villa inmitten eines schönen Parks, welchen die Liberalität des Besitzers den Spaziergängern geöffnet hielt. Die Menge der Parks und Gärten im Stifte selbst und in seiner nächsten Nähe, die schönen Wiesen, die wasser- und blumenreichen Bäche, die Alleen und Spaziergänge rechtfertigten noch damals den Namen des Stifts.

Wenn ich die Bilder der Gegenden, in denen ich gelebt habe, mir vor die Seele zurückrufe, so liegen sie sämmtlich und stets im Lichte eines sonnigen Tages und in der Schöne des Sommers vor mir, niemals im trüben Gewande eines Regen- oder Nebeltages. So liegt auch das Wunstorfer Stift und seine Umgebung als ein sonniges Bild wonniger Landschaft in meiner Erinnerung. Aehnlich verhält sich's mit den Erinnerungen an das Erlebte. Trübes, Bitteres, Schweres tritt in den Hintergrund, so rauh auch die vergangenen Zeiten in Wirklichkeit gewesen sind. Was sich einprägt, was in der Seele als Bild des Erlebten lebendig bleibt, das ist nicht das Harte, Rauhe, Trübe und Bittere, sondern das Heitere, Angenehme, so daß der Totaleindruck des Erlebten und Erfahrenen immer ein solcher bleibt, der die sich erinnernde und zurückdenkende Seele drängt in den Psalm auszubrechen:

„Lobe den Herrn meine Seele,
Und mein ganzes Innere Seinen heiligen Namen.
Lobe den Herrn meine Seele
Und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat.
Der dir all deine Sünde vergibt
Und heilt alle deine Gebrechen.
Der aus dem Verderben dein Leben errettet,
Der dich krönt mit Gnade und Erbarmung.
Der dein Verlangen stillet mit Gütern,
Und es erneuet sich deine Jugend wie beim Adler.
Erbarmen übet der Herr
Und schaffet Recht allen, die Unrecht leiden."

So liegen auch die Jahre im Wunstorfer Stifte,

so manches Bittere und so tiefen Schmerz sie gebracht haben, doch in meiner Erinnerung da im Sonnenschein der Güte und Gnade meines Gottes. Der Totaleindruck ist der einer lieben Erinnerung; villa amoenitatis, Wonnedorf, ist der Name des Stifts.

Doch kehren wir in dasselbe zurück.

---

1. „Frau Dechantin."

I.

Recht mochten sie haben, die Wunstorfer Ackerbürger, wenn sie dem Inhaber der Rectorstelle ihr Bedauern aussprachen, daß seine Dienstwohnung in der Ecke der Dechanei für eine Familie zu klein sei. Sie schienen zu glauben, ihm damit etwas Angenehmes zu sagen, besonders aber mit der Würze, welche sie diesem Bedauern beizufügen pflegten. Es sei eigentlich nicht Recht, war ihre Rede, daß die eine Frau, die den ganzen Tag mit Nichtsthun hinbringe, so weite Räume, schöne Salons, Zimmer in Menge und einen großen Park ganz allein zur Verfügung habe, während der Rector, der den ganzen Tag sich plagen müsse, selbst auch den Sonntag nicht frei habe und gewöhnlich Familie besitze, in wenige Zimmer eingezwängt sei.

Doch irrten die Biedern, wenn sie meinten, in den Ohren des Angeredeten erzeuge ihr also gewürztes Bedauern die Empfindung des Wohlklangs. Ihre Rede schmeckte zu sehr nach dem, was ihre eigene Sprechweise „nach dem Munde schwatzen" nannte. Wer überhaupt wollte so thöricht sein, wenn er in

den Räumen, die ihm zur Wohnung angewiesen sind, vergnügten Frohsinn als angenehmen Gast vorgefunden hat, diesem die Herberge noch zu verengern, wenn sie an sich schon keinen Ueberfluß an Raum hat. Ueberdies hatte der Angeredete eine sehr liebliche und anziehende Freundin als Hausgenossin, bei welcher in erheiternder Unterhaltung alles, was möglicher Weise Miene machte zu beengen oder zu drücken, gar rasch und leicht vergessen wurde. Ihren Verehrern ist dies liebliche Wesen als scientia amabilis bekannt und erfreut sie mit reichlichen Blumenspenden.

Im Verkehr mit diesen Hausgenossen, die in den ersten Jahren allein seine Familie ausmachten, hatte der Inhaber besagten Rectorats in der That nicht die mindeste Ursache, seine einsame Frau Nachbarin, „die Gnädige,“ wie sie von ihrer Zofe kurzhin genannt wurde, in der Leere ihrer weiten Räume zu beneiden.

Nach den ersten Eindrücken, welche er von derselben gewann, schien sie die Verdrießlichkeit jenes Hamsters zu besitzen, der in seinem reich mit Kornähren versehenen Baue über die lustige Fröhlichkeit des Kibitzen, seines Nachbarn, sich ganz gelb geärgert haben soll. Fast noch verdrießlicher als ihre Herrin erschien die Zofe der „Frau Dechantin,“ Doris, welche etwa gleichen Alters mit jener das Bild einer wandelnden Migräne mit impertinent spitzer Nase und Kinn zu sein schien und mit ihrer dünnen keifen-

den Stimme der Plagegeist der Mägde sein mußte, wenn es wahr war, was diese versicherten.

War auch das wahr, was wie überhaupt den protestantischen Stifts- und Klosterdamen, so auch der „Frau Dechantin" nachgesagt wurde, daß sie „ein ziemlich nutzloses, inhaltsleeres, der Hysterie oder nichtigen Dingen verfallenes Leben führen, sich und ihre Umgebung quälen, voll tiefen Grams und herzfressenden Unmuths bei zunehmendem Alter, voll Grillen und Einbildungen, voll von getäuschten Erwartungen und zertrümmerten Plänen?"

Es kann nicht wohl in Abrede gestellt werden, daß der neu-installirte Rector nach allem, was er von seiner gnädigen Frau Nachbarin vernommen, sowie nach den ersten Eindrücken, die er empfangen, sich ein Bild nach vorstehender Beschreibung von derselben gemacht hatte und daher von dem erklärlichen Wunsche erfüllt war, möglichst wenig mit derselben zu schaffen zu haben.

Die Höflichkeit indeß gebot, ihrem bald durch Doris überbrachten Wunsche nachzukommen und ihr aufzuwarten. Sie führte ihren Besuch an's Fenster. „Sie haben zwar dieselbe Aussicht aus Ihrem Südzimmer," meinte sie freundlich; „aber ich führe meinen Besuch immer wieder zu diesem Ausblick, weil ich ihn selbst gern sehe und Andern gern zeige. Vor uns ist zwar nur Flachland, aber sehen Sie, die blau dämmernden Höhenzüge unsers heimatlichen Deistergebirgs dort am Horizonte verleihen dem Bilde doch einen eigenthümlichen Reiz. Warum sieht das Auge

so gern Höhen, auch noch in dämmernder Ferne? Meine Augen, sagt der königliche Sänger, schauen hinauf zu den Bergen, von denen mir Hülfe kommt; unsere Hülfe stehet im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Jeder Blick auf jenen blauduftigen Bergzug mahnt mich, aufwärts zu blicken. Ich möchte auch gern dem großen Gott einen Gefallen thun. Ich habe deshalb hier in der Stadt eine Handarbeitsschule für die Bürgertöchter in's Leben gerufen und bitte Sie, um dieselbe auch sich etwas zu bekümmern und sie öfter zu besuchen. Mich hindern die Jahre und die Gebrechlichkeit des Alters, so oft mich dort zu zeigen, als ich wünschte."

Einige junge Damen aus den sogenannten Honoratioren der Stadt hatten sich von „Frau Dechantin" gewinnen lassen, die Kinder in dieser Schule zu beaufsichtigen und den Unterricht zu überwachen. Die alte Dame selbst schien ihre Freude daran zu haben, daß sie auf diese Weise der Stadt einen Nutzen darbot.

Wenn „Frau Dechantin" für gewöhnlich sehr verdrießlich erschien, so mochte das außer im Alter und dessen Beschwerden auch in der Einsamkeit seinen Grund haben, der sie sich überlassen sah.

Sie residirte Jahr aus Jahr ein allein im hochadeligen „Stifte." Kein Hofstaat von Chanoinessen umgab sie, wie es in andern Damenstiften der Fall war. Es gab überhaupt keine Wohnungen für Chanoinessen im Stifte.

Gegründet war Wunstorf seiner Zeit als hochadeliges Damenstift für zwölf Kanonissen unter einer Aebtissin und als dieser unterstehendes Mannsstift für zwölf Kanoniker. So war es auch in den Protestantismus übergegangen und eine Zeit lang geblieben. Wie nun zur Zeit, als Schreiber dieses dem „Stifte" angehörte, von dem Damenstifte nur „Frau Dechantin" in Wunstorf übrig geblieben war, so von dem protestantisirten Mannsstifte nur die beiden „Stiftsprediger" und der Rector. „Frau Dechantin" betrachtete dieselben, vielleicht in dunkler Erinnerung an die katholische Vergangenheit des „Stifts," oder vielleicht auch im Bewußtsein ihres hochadeligen Bluts mehr oder weniger als unter ihr stehende Stiftsleute niederen Ranges. Man sagte ihr nach, daß sie in den Tagen ihrer dechantlichen Blüthe und Kraft sehr energisch eine Art von Oberaufsicht auch über den Superintendenten und die andern „Stiftsherren" sich angemaßt habe, und diesen oft nur mit Schwierigkeiten gelungen sei, ihr Oberregiment sich einigermaßen vom Halse zu halten.

Diese Zeiten waren vorüber. Das Stimmrecht freilich bei Besetzung der geistlichen Stellen hatte man ihr belassen müssen; im übrigen aber ignorirten die Herren ihre Ansprüche oder traten denselben, wie der „zweite Stiftsprediger," in oft nicht gerade höflicher Weise entgegen. Letzterer war es auch, welcher den neu installirten Rector angelegentlichst instruirte, jeden Versuch der Dame, eine Einmischung in Schulsachen zu gewinnen oder eine Autorität geltend zu

machen, kurzer Hand abzuweisen. Dieser sehr ehrenwerthe Herr fungirte nämlich als königlicher Schulinspector und hatte als solcher auch die Rectoratsschule zu inspiciren. Und je mehr er, wie sich dem neuen Rector sehr bald fühlbar machte, von der Ueberzeugung durchdrungen war, ein Schulinspector sei absoluter Schulmonarch, desto weniger erträglich mußte ihm jeder andere Einfluß auf Schulangelegenheiten sein. Seine Phantasie, lebhaft wie sie war, sah in den Lehrern der ihm zunächst untergebenen Stadtschule eine Schaar von seinen Winken abhängiger Unteroffiziere, und seine mit einer respectabeln Heftigkeit ausgerüstete Energie ließ dieselben in der That nach militärischer Disciplin exerciren. Sein Bedürfniß zu herrschen sah beständig verlangend nach der Stiftsschule hinüber und verleitete ihn zu manchem Versuch, dieselbe seiner absoluten Monarchie anzugliedern, Versuche, die übel genug für ihn selbst abzulaufen pflegten. Es ist begreiflich, daß er durch die dem neuen Rector in der Form eines von warmer Freundschaft und biederem Gerechtigkeitssinne eingegebenen Raths ertheilte Warnung vor Eingriffen der „Frau Dechantin“ sich den Weg zur Beherrschung der Rectoratsschule leise anbahnen wollte.

„Frau Dechantin“ mochte von früher her die Intentionen des Herrn „zweiten Stiftspredigers“ zur Genüge kennen gelernt haben. Es wird das der Grund gewesen sein, warum der genannte Herr und seine Familie in den Salons der alten Dame niemals gesehen wurden, weßhalb sie auch den Einfluß

desselben von ihrer Handarbeitsschule möglichst fern zu halten bemüht war. Hinsichtlich der Rectoratsschule aber hatte sie ein großes Interesse daran, mit dem Rector in guter Fühlung zu bleiben. Denn die beiden Classen dieser Schule befanden sich unter demselben Dach mit ihren Räumen. Wie fatal für eine der Ruhe bedürftige alte Frau.

Zu seiner Ueberraschung sah sich daher der neue Rector von der alten „Gnädigen," deren Nachbarschaft ihm in keinem allzu günstigen Lichte gezeigt worden war, mit zuvorkommender Freundlichkeit aufgenommen.

Es war in den ersten Wochen meines Aufenthaltes im Wunstorfer Stifte. „Frau Dechantin" hatte mich durch ihre schöne Doris wieder einmal in höflichster Form zu sich entbieten lassen. Als ich eintrat, lag sie wie gewöhnlich in vornehmer Nachlässigkeit auf ihrem Fauteuil und reichte mir ihre Hand gnädigst zum Kusse. Dann folgte die Einladung, in einem der Sessel Platz zu nehmen. Nach dem feierlichen Empfange sagte sie mir, ich traute meinen Ohren nicht, einen Glückwunsch zu der Einführungspredigt, welche ich der Sitte gemäß am Tage meiner kirchlichen Einführung acht Tage zuvor hatte in der Stiftskirche halten müssen.

Der Leser verzeihe, wenn ich einige Augenblicke hierbei verweile, nicht der Gratulation, sondern einer politischen Prophezeiung wegen, welche der Mund der alten Dame bei dieser Gelegenheit aussprach.

Es tobte gerade damals ein Sturm im Wasserglase. Das hohe königliche Consistorium zu Hannover, oder vielleicht richtiger die beiden dasselbe damals dank des bei Hofe wehenden Windes beherrschenden Herren Oberconsistorialräthe Niemann und Uhlhorn, hatten im siegesgewissen Bewußtsein ihrer Deckung durch die Hand des Königs die Abschaffung des bisherigen und die Einführung eines neuen „Landeskatechismus" anbefohlen. Ungemein schlau hatte man den Einführungstermin weit hinausgeschoben, weil man, vom Sonnenglanze der königlichen Huld geblendet, die Stimmung im Lande entweder wirklich nicht kannte, oder wenn man sie kannte, sie ignoriren zu können meinte. Auf diese Weise war der Opposition eine kostbare Zeit zur Inscenirung einer Agitation gegen die verhaßte Herrschaft „der Pfaffen" und gegen das ebenso verhaßte Buch gegeben worden, welche dann auch ausgiebig benutzt wurde zur Aufwiegelung der Gemeinden gegen den neuen Katechismus.

Gerade damals stand diese Agitation in höchster Blüthe.

Auch in dem Ackerstädtchen Wunstorf waren die Gemüther in große Aufregung gebracht worden durch die Bemühungen einiger Schreier, als deren Leiter ein ehemaliger Theologe fungirte, welcher im Orte ein Institut gegründet hatte, das er durch die Rectoratsschule bedroht glauben mochte, in welchem er bemüht war, seine Neologie den Kinderherzen einzuimpfen.

An demselben Sonntag Nachmittage nun, an welchem „Frau Dechantin" ihrem Nachbarn ihre Befriedigung über seine Predigt ausdrückte, tagte in der Hauptschenke des Städtchens eine große Gemeindeversammlung, auf deren Programm in erster Linie zu stehen dieselbe Predigt die Ehre hatte. Indeß keineswegs Gratulirens halber.

Im Gegentheil.

Es wurde dem Berufer der Versammlung, dem erwähnten Institutsbesitzer, nicht schwer, die Väter Ackerbürger und Handwerker zu überzeugen, daß durch besagte Predigt ihre Gewissen schwer beunruhigt und der religiöse Friede der Gemeinde arg gefährdet sei. Leicht einigte man sich zu einer Eingabe an königliche „Kirchen-Commission" (Superintendent und Bürgermeister), hochdieselbe möge aus dargethanen Gründen dem Rector und auch dem Stiftsprediger, der acht Tage später Aehnliches verbrochen, derartige Predigten ein für alle Mal verbieten.

Und worin bestand die Missethat der unglücklichen Predigt?

Sie hatte zunächst das Malheur gehabt, zum Texte das betreffende Sontagsevangelium nehmen zu müssen, vom 8. Sonntag nach Trinitatis des hannover'schen Kirchenjahres. Sodann war die Beschreibung der „falschen Propheten," vor welchen der Herr dort warnt, „die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe," leider zu drastisch gerathen. Man wollte darin das Conterfei gewisser Hetzer erkennen, welche jedoch dem

Rector gänzlich unbekannt waren. Vor allem aber witterte man Sympathieen für den „neuen Katechismus.“

Ich erfuhr das von einem wohlmeinenden Freunde.

„Mit keiner Silbe habe ich das Buch erwähnt oder angedeutet.“

„Aber der Geist war unverkennbar. Ich habe die Predigt gehört. Bei verschiedenen Stellen saß ich wie auf Kohlen. Sie müssen bedenken, Verehrtester, die Leute sind hier eine Sprache nicht gewohnt, die direct auf die Gewissen losgeht und die Hörer gleichsam vor ein Entweder-Oder stellt: entweder ihr nehmt dies an und thut's — oder ihr seid keine wahren Christen.“ „Und dann,“ so hatte der theilnehmende Freund geschlossen, „nehmen Sie mir's nicht übel, wenn man sich bei einer Gemeinde einführt, so beginnt man, wenigstens ein kluger Mann, mit einer captatio benevolentiae. Sie wußten ja, daß man hier eine Motion gegen das Consistorialbuch im Werke hatte; wer will für ein solches Machwerk eintreten und für lange Zeit einen guten Eindruck in der Gemeinde verscherzen!“

Leider nur zu richtig hatte der theilnehmende Freund prophezeit, daß die gegen das Consistorialbuch geplante Action sich nunmehr zuerst gegen die Person des Rectors kehren werde. Dieser aber hatte während der ganzen Zeit in nicht geringen Aengsten darüber geschwebt, was aus dem brodelnden Hexenkessel, aus welchem Schimpfworte, Drohungen und nachgeworfene Roßäpfel gelegentlich explodirten, wenn

er über die Straßen ging, schließlich noch für ein Ungeheuer hervorgehen werde, um ihn zu verschlingen.

Wie angenehm fühlte er sich in dieser Situation durch die Beglückwünschung der „Frau Dechantin“ überrascht, die einzige nebst einer ihm ebenso unerwartet gekommenen, von Seiten des „Stiftspredigers,“ welche ihm jene Predigt eingetragen hat. —

„Ich meinerseits,“ fuhr die Dame an jenem Sonntag Nachmittage fort, „bin keine Freundin des neuen Katechismus. Ich sage es Ihnen offen. Ich bin im alten Landeskatechismus aufgewachsen, die Liederverse desselben sind mir alte liebe Jugendbekannte. Sie werden dieselben vielleicht, wie ein Hetzcollaborator sich kürzlich ausdrückte, für Waschwasser und Spülicht halten; aber unser Volk ist nun einmal sentimental und liebt gerade das Sentimentale in der Religion. Außerdem widert mich die der veralteten lutherschen Bibelübersetzung nachgeäffte und salbungstriefende Sprache des Buchs an; sie klingt so affectirt. Kurz, eine Freundin des Consistorialbuchs bin ich in der That nicht. Daher gratulire ich Ihnen auch nicht deshalb, weil das dumme Volk hier Ihre Predigt mit jenem Buche in einen Topf wirft. Ich war auch in der Kirche und bin durch Ihre Predigt, die ich aufmerksam verfolgt habe, durch keinen Satz und durch kein Wort auf den Gedanken an jenes Consistorialbuch geführt worden. Es würde mich sehr unsympathisch berührt haben, wenn ich das bemerkt hätte. Doch ehe ich fortfahre, sagen Sie mir, hatten

Sie die Absicht, für das Buch eine Lanze einzulegen?"

Die Frage verblüffte mich etwas. Das angefeindete Buch kannte ich noch viel zu wenig, um mit Ueberzeugung „eine Lanze für dasselbe einlegen" zu können. Aber gegen die Agitation als solche waren doch einige Stellen gerichtet gewesen, wenn ich dieselben auch nicht direct bezeichnet hatte. Der Text der Predigt nämlich, das betreffende Sonntagsevangelium (das 8. nach Trinitatis nach protestantischer Zählung, 9. nach Pfingsten) redet von der engen und weiten Pforte, dem breiten und dem schmalen Wege und warnt schließlich „vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe." Man brauchte nur einfach diesen Text praktisch auszulegen, wie es sich für eine Predigt gehört, so ergab sich ungesucht eine ganze Reihe packender Beziehungen auf die Faiseure des damaligen Katechismustumults.

Das war ungefähr der Inhalt meiner Antwort auf die Fragen der „Frau Dechantin."

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie. „Ich sehe den Eindruck bestätigt, den der Vortrag auf mich gemacht hat. Nun will ich Ihnen sagen, was mir sympathisch gewesen ist. Ich glaubte aus Ihrem Vortrage schließen zu dürfen, daß Sie sich durch die gegenwärtige Strömung eines verrätherischen Liberalismus nicht werden mit fortreißen lassen. Es ist ein Geist der Auflehnung gegen die Autorität und gegen die bestehende politische und kirchliche Ordnung, den wir jetzt

sich breit machen sehen. Diesen Geist werden Sie in der Schule wahrnehmen in der zunehmenden Unbotmäßigkeit der Jugend, welche von ihren durch die Schreier mißgeleiteten Eltern gegen die Schulzucht und die Autorität des Lehrers in Schutz genommen werden. Wir werden diesen Geist auch auf politischem Gebiete bald genug fühlen. Glauben Sie mir, hinter diesem kirchlichen Sturm verkriechen sich politische Tendenzen. Der Nationalverein ist's, welcher diese Wirren anbläst, um den König mißliebig zu machen und seine Stellung zu untergraben. Das ist die erste Etappe auf einem Wege, dessen von jenen Hetzern und Hintermännern des Katechismuslärms erstrebtes Ende die Mediatisirung Hannovers durch Preußen ist. Um so mehr bin ich jener frommen Clique feind, welche den König umgarnt und seine Frömmigkeit zum Besten ihrer Herrschsucht und hierarchischen Gelüste ausbeutet. Sollte das Unglück über uns hereinbrechen, so werden Sie sehen, wie dieselben Kerle, die ihn jetzt hinten und vorn als Schirmherrn und Landesbischof der Kirche umwedeln, seine Sache sofort verlassen und den Preußen hofiren werden. Und was sie für Helden sind, das sehen wir jetzt. Vorher, als sie sich für Herren der Situation hielten, geberdeten sie sich wie Truthähne, kollerten in ungeheuerer Courage gegen den alten Katechismus und etablirten gegen den Prediger Baurschmitt ein Ketzergericht. Als der Straßenpöbel aber zu jolen anfing, ei, wie konnten die Herren sich da rasch verkriechen, und wie bearbeitet der Herr U. in Goslar den Kö-

nig, den Einführungsbefehl zurückzunehmen, es sei sonst Alles verloren. Wie wird dieser Herr, wenn's zur Vorsynode kommt, den Liberalen die Hände drücken und zu allen möglichen Concessionen bereit sein, nur um sich der lieben Landeskirche zu erhalten. Wer aber schließlich die Zeche wird bezahlen müssen, das wird, fürchte ich, unser armer, blinder König sein, den jene Menschen so jämmerlich berathen."

Die alte Dame hatte sich ganz in Eifer hinein geredet, ihr Gast ihr mit wachsendem Erstaunen zugehört. Erschöpft sank sie in ihren Fauteuil zurück und griff nach ihrem Riechfläschchen.

Was mir damals als politische Schwarzseherei erschien, das sollte vier Jahre später als eine im Ganzen richtige Voraussehung sich erweisen.

II.

Heute geht es in der Residenz der „Frau Dechantin" lebhaft zu. Die Gnädige hat zu einem der glänzenden Soupers, deren sie einige während des Jahres zu geben pflegte, Einladungen ergehen lassen. Nur „die erste Gesellschaft" fand hier Zutritt.

Aber wer ist „erste Gesellschaft" in einem so kleinen Ackerbürgerstädtchen wie Wunstorf? Sehen wir von den drei Mitgliedern des Mannstifts ab, welche wegen ihrer akademischen Bildung und „geistlichen" Stellen bei der Gnädigen hoffähig sind, so ist da zunächst der benachbarte Adel, die Herren von dem

Bußsche auf Liethe, Graf Kielmansegge auf Blumenau, von Mandelsloh auf Düendorf, von Hugo in Munzel, von Alten auf Goltern und von Alten auf Dunau mit ihren Damen. Den alten Herrn von H. begrüßte ich als meinen früheren Hausherrn. Jahr und Tag bin ich sein Haus- und Tischgenosse gewesen, als „Hauslehrer“ seiner beiden jüngsten Kinder, eines frischen Knaben und eines fröhlichen Mädchens, die zu unterrichten mir stets ein Vergnügen war. Unter den Auspicien des gestrengen alten Cavaliers hatte ich meinerseits wieder Unterricht erhalten in der Etikette, welche in den Häusern des Adels ebenso nöthig erschien, als das tägliche Brod. Der alte Herr, — er ist jetzt längst zu seinen Vätern versammelt, Gott hab' ihn selig — konnte zwar zuweilen etwas heftig drein fahren und mochte anfangs auch seinem jungen Hauslehrer gegenüber einiges Mißtrauen hegen, ob derselbe auch den nöthigen Respect vor dem Wörtlein „von“ mitbringe; es war daher zuweilen zu kleinen Mißverständnissen gekommen. Als ich dann aber bald im Wunstorfer Stifte angestellt wurde, hatten wir uns in Frieden und Wohlwollen getrennt. Später ereignete es sich öfter, daß ich von dem Herrn „Ephorus,“ dem Superintendenten und ersten Stiftsherrn, nach M., dem Wohnsitze meines alten Herrn von H., „auf Vicarie,“ d. h. zur Versehung des Sonntagsgottesdienstes geschickt wurde. Dann war der alte Edelmann freundlich zur Hand mit einer Einladung zu Tisch und sonstigen Beweisen des Wohlwollens. So

schüttelt er auch heute mir die Hand: „Der Julius und die Julie lassen schön grüßen; wie thut's in der Schule?" — „Danke bestens; sind Alle wohlauf, Herr von H.? — viel Schulstaub." „Nur nicht verschlucken!" lacht der alte Herr, seinen Schnurrbart streichend, und geht zu einer andern Begrüßung. —

Dort steht auch der Besitzer von D., ein alter Rittmeister. Bei einem der kleinen Diners, welche Herr von H. zu geben pflegte, war ich Tischnachbar desselben gewesen und hatte von dem gelehrten Herrn einen angelegentlichen Unterricht über eine der wichtigsten Pflichten erhalten, die einem Hauslehrer in adeligen Häusern obliegen. Er habe einen solchen wegen Nichtbeachtung dieser Pflicht gleich nach dem Antritt desselben wieder fortschicken müssen. „Am ersten Mittag bei Tische," so erzählte noch immer entrüstet der adelige Herr, „klopfte der Mensch mir nichts dir nichts an sein Weinglas und erhob sich. Wir waren alle ganz starr vor Erstaunen. Er hatte sein Gesicht in lange Andachtsfalten gelegt und sprach in salbungsvollem Tone: Laßt uns beten. Wirklich war ich so paff von dieser Arroganz, daß ich kein Wort von mir bringen konnte. So redete er denn ein langes Tischgebet her, und wir mußten natürlich alle sitzen und warten, bis er fertig war. Nach Tische aber nahm ich meinen Mann unter vier Augen bei Seite. Ein Wort, mein Lieber; ich ersuche Sie höflich, inskünftig ein Tischgebet nur dann zu sprechen, wenn es von mir oder meiner Frau gewünscht wird. Was meinen Sie, antwortete der Mensch? In zu-

dringlichem Tone frug er: werden Sie das auch thun? Ich gab eine ausweichende Antwort, worauf er die Impertinenz besaß zu sagen, er müsse ein Zeugniß ablegen und in meinem Hause ein Salz der Erde sein. Es sei Pflicht eines jeden christlichen Hauses, Tischgebet zu halten, und er als angehender Diener des Worts habe die Pflicht, dasselbe einzuführen, wo er's nicht finde, oder den Staub von seinen Füßen zu schütteln. Ah so! bitte mein Herr, ist das Ihr Ernst? frug ich noch zweifelnd. Völlig, fing er an und wollte eine Bibelstelle hersagen. Ja, dann muß ich bitten, war meine Entscheidung, Ihren Staub draußen abzuschütteln und Ihr Salz anderswo an den Mann zu bringen. Ich zahlte ihm das Salair eines Quartals; er sackte den Mammon schmunzelnd ein und zog ab."

Ob der Herr Baron später bessere Erfahrungen gemacht hat, vermag ich nicht zu sagen. Schwer klagte auch der Freiherr von M. über seinen Hauslehrer. Aber nicht durch Tischgebet und salbungsvolle Zudringlichkeit, sondern durch seines Magens abweichende Bedürfnisse und durch seine Cordialität mit dem Gesinde wurde dieser angehende Diener des Worts seinem damaligen Prinzipal lästig. „Können Sie nicht auf den jungen Mann einwirken," redete er mich bei einem Besuche an, „daß er davon absteht, mit Knechten und Mägden lange Unterhaltungen zu pflegen und bei dem Bahnwärter bis in die Nacht hinein zu sitzen, zu schwatzen und zu schnapsen?" —

Diese Edelleute saßen Jahr aus Jahr ein auf

ihren Landgütern. In dem Einerlei des Landlebens kam eine Einladung von der „Frau Dechantin" ihnen stets willkommen. Sie waren sicher, in deren Salons die Offiziere der Wunstorfer Garnison und deren Damen zu treffen und einen angenehmen Nachmittag und Abend zu genießen.

Die Garnison bestand aus einigen Compagnien der reitenden Artillerie, deren mächtige Raupenhelme und noch mehr deren prächtige Pferde wir jedesmal mit Vergnügen uns ansahen, wenn die Batterien unter Trompetengeschmetter über das schlechte Pflaster des Städtchens hindonnerten.

Den ersten Rang unter den Damen des Wunstorfer Offiziercorps nahm natürlich die Frau Obristlieutenantin M. ein. Der Obristlieutenant kam öfter zu Herrn von H. nach Munzel geritten. Die Herren debattirten dann gern über Politik und Tagespresse. „Wie könnt Ihr nur ein so exclusiv preußisches Blatt halten, wie die preußische Kreuzzeitung!" rief der Edelmann eines Abends indignirt aus, während er eine Maibowle präparirte. „Wie könnt Ihr nur so sprechen, Baron!" lachte der Offizier; „die ist doch das vollendetste Junkerblatt." — „Junkerblatt hin, Junkerblatt her! ich vertrage ihre näselnde Frömmelei so wenig als das specifische Borussenthum." —

Hierin stimmte „Frau Dechantin" ganz überein mit dem Edelmann. „Ich bin von der Fußsohle bis zum Scheitel hannoversch," meinte sie. „Von den Preußen haben wir nichts anderes zu erwarten, als

daß sie uns bei erster Gelegenheit mit Haut und Haaren auffressen.“ „Bin ganz Ihrer Meinung, meine Gnädige,“ entgegnete der Edelmann und strich sich mit einem grimmigen Blicke den grauen Bart; „darum“ — „Schadt auch nichts,“ warf der Offizier lachend dazwischen; „dann bekommen wir strammes Reglement“ — „Und Ihr, Obrist, rasche Beförderung in Pension“ — „Na, na, Baron, nicht zu schneidig, alter Kamerad.“ — Die Herren ahnten nicht, wie bald es so kommen, wie bald die fröhliche und lustige Herrlichkeit ihrer Geselligkeiten ein jähes Ende für immer finden sollte. —

Doch treten wir der frohen Gesellschaft näher. Die Einladung der Gnädigen ermöglicht es uns. Selbstverständlich erscheint, was nicht Uniform trägt, in Frack und weißer Binde. Nur der Oberste der Stiftsherren, der hochbetagte aber geistesfrische Kirchenrath Dr. M., hat das Vorrecht, den langen schwarzen Rock mit Stehkragen beizubehalten.

Der Sitte gemäß suchen wir sofort nach dem Eintritt in die geschmückten Salons die Gnädige auf und werden huldvoll mit einigen verbindlichen Worten zum Handkuß zugelassen. Sie hat gerade ein Gespräch mit dem letztgenannten Herrn. Liebenswürdig reicht er uns beide Hände und schüttelt uns herzlich. „Wie schön, Frau Dechantin, daß ich unsern jungen Rector hier bei Ihnen sehe,“ scherzt er lächelnd. „Und es freut mich,“ wendet er sich an den Angekommenen, „daß die Nachrede falsch ist, als hätten Sie Furcht vor den Salons. Na, Sie merken es

gewiß schon, daß unsere verehrte Frau Dechantin Ihre mütterliche Gönnerin ist.“ — Tiefe Verbeugung ist meine Antwort und hilft mir ein nicht unterdrückbares Lächeln zu verbergen, indeß die Gnädige mit dem Finger droht: „Wie boshaft Sie sind, Herr Rath!“ — „Wer weiß,“ scherzt lachend der alte Herr, „wie bald er ein junges Frauchen Ihnen unter's Dach bringt; dann werden Sie aber nicht eifersüchtig, Gnädige, wenn die den Pantoffel schwingt und ihnen die Leitung streitig macht.“ — Spricht's und wendet sich lachend zu einer andern Gruppe. — „Ist's wahr? Herr Rector?“ fragt schnell die Gnädige; „darf man gratuliren?“ — „Noch weiß ich von nichts, gnädige Frau.“ — Andere Geladene kommen zum Empfang. — „Nur hübsch vorsichtig bei der Wahl,“ mahnt lächelnd die würdige Dame und entläßt uns in Gnaden.

Wir wenden uns einer Gruppe zu, die scherzend und lachend am Fenster steht. Es ist der Hauptmann M., eine hohe Gestalt in blühender Kraft, und neben ihm seine Gemahlin, unstreitig die angenehmste und schönste Erscheinung unter der versammelten Damenwelt. Neben ihnen steht die kurze Figur des Oberarztes Dr. G., des ewig von Kopfweh geplagten, und der Düendorfer Freiherr. „Hauptmann's“ haben einen frischen Buben in der Schule, dem die freie fröhliche Luft bei der Villa draußen vor der Stadt oft besser behagt, als die der Schulstube. „Wie sollt's auch anders sein, gnädige Frau, er müßte ja kein gesunder Junge sein, wenn er die Freiheit und

die Sonne nicht vorzöge." „Das meine ich auch," sagt der Freiherr. „Man muß die Buben nicht so früh anstrengen. Festina lente, sagt, irre ich nicht, der selige Kaiser August. Ich lebe immer im Zwiespalt mit meinem Hauslehrer über diese Frage. Doch kommen Sie, meine Gnädige, meine Herrschaften, machen wir zuerst einen Gang durch den Park; Sie auch mit, Doctor. Ein interessantes Capitel. Sie, Doctor, erörtern es unterwegs vom gesundheitlichen; und Sie, Rector, vom pädagogischen Gesichtspunkte aus, und dann wir, meine Gnädige, vom Standpunkte" —— „Na, was da wohl herauskommt!" lacht der Hauptmann. „Nun, das versteht sich von selbst," ergänzt der Doctor, „vom Standpunkte unserer nobeln Passionen aus, hi! hi! hi!" — „Immer bissig, Doctor," hustet der Baron. — „Hab' ich nicht Recht, nur nicht anstrengen, ist oberstes Gesetz Ihrer Erziehung, Ihr Herren vom Adel." —

Die schattigen Gänge des Parks füllen sich mit lustwandelnden Gästen. Man begegnet sich, begrüßt sich, besieht sich diese und jene Blumen- und Busch-Rarität, hier hört man lebhafte Debatte, dort fröhliches Lachen.

Endlich ertönt die Glocke zum Souper. Jeder eilt an die Seite der Dame, die er zu Tisch zu führen hat. Die Gesellschaft rauscht die Treppen hinauf in den Speisesaal.

„Frau Dechantin" präsidirt am oberen Ende der langen Tafel. Zu ihrer Rechten der Herr Kirchenrath, zur Linken Frau Freiin von M., geborene

Gräfin M. Ueberall ist „bunte Reihe" durchgeführt. Nachdem das „Willkommen" getrunken, wird die Unterhaltung sehr bald animirt. Der Kirchenrath toastet auf die edle Gastgeberin, beim Braten folgt „nach alter hannover'scher Sitte" der Toast auf die Damen, gewürzt von launigen Sprüchen, und manch anderer Trinkspruch macht die Gläser klingen.

Nach der Tafel führt Jeder seine Dame in den anstoßenden Salon. Bei hellem Lichterglanz werden gediegene Weinbowlen geleert. Ein Tänzchen der jüngeren, ein Spielchen der älteren Welt hält bis nach Mitternacht die Gesellschaft beisammen in den Salons der „Frau Dechantin."

---

2. Die „Stiftsherren."

I.

Die großen Gesellschaften der „Frau Dechantin" waren nicht die einzigen im „Stifte." Auch „Kirchenrath's" sahen jährlich einigemal die Herrschaften in den weiten Räumen der „ersten Stiftspfarre und Superintendentur" bei sich. Während aber „Frau Dechantin" nur die „erste Gesellschaft" bei sich versammelte, mußte der „Herr Kirchenrath" als Oberhirte des ganzen Städtchens auch der „zweiten Gesellschaft seine Gastlichkeit erschließen.

Diese „zweite Gesellschaft" setzte sich zusammen aus den Senatoren der Stadt, als welche ein reicher

Hausbesitzer und ehemaliger Posthalter und der größte Krämer der Stadt fungirten, einem reichen Mühlenbesitzer, dessen junge Frau von vielen als die erste Schönheit der Stadt gefeiert wurde, dem städtischen Arzte, einem „Taufscheinkatholiken," dessen Frau und Kinder protestantisch waren, dem Apotheker und einigen alten Müttern mit auch bereits alt werdenden Töchtern. Einige dieser Leutchen schwebten zwischen beiden Gesellschaften gleichsam hin und her, indem sie auch zu kleineren Kaffee's und Souper's einzelner Mitglieder der „ersten Gesellschaft" geladen wurden, und umgekehrt dieselben auch bei sich sahen.

Die meisten Mitglieder dieser zweiten Gesellschaft waren laute Vertreter des religiösen Liberalismus, während die Edelleute und auch die älteren Offiziere mit ihren Frauen ziemlich fleißig „die Predigt" Sonntags besuchten, jene in ihren Dörfern, diese in der „Stiftskirche", und es für anständig hielten, religiöse Dispute zu vermeiden. Bei den damals in Gang kommenden kirchenpolitischen Abstimmungen (zu Synoden) stimmten diejenigen von ihnen, welche sich daran betheiligten, zu Gunsten der kirchlichen Bureaukratie. Hauptmann M. trat sogar bei Wahl zu der „Vorsynode" als Candidat der „Kirchlichen" auf. —

Am weitesten in der Bildung und Cultur fortgeschritten zeigten sich „der Müller" und seine schöne Frau. Letzterer machte es ein besonderes Vergnügen, in Gesellschaften den Schreiber dieses zu Disputen über die Darwin'sche Affenebenbildlichkeit zu provociren, als deren eifrige Anhängerin sie trotz ihrer

affen-unähnlichen Schönheit sie auftrat. Unter sich schimpfte man in diesen Kreisen weidlich auf „Pfaffen“, „Pfaffenwirthschaft“ und „Pfaffenherrschaft“, war aber doch liebenswürdig genug, die Soiréen des Kirchenraths zu besuchen und zu erwiedern. Es war oft amüsant dem zuzuschauen, wenn die Herren und Damen über irgend einen Punkt differirten, und jeder und jede redete, und immer lauter einer auf den andern einredete, ohne diesen auch nur anzuhören.

Auch der zweite „Stiftsprediger“ gewann es zuweilen über sich, kleine Gesellschaften zu geben, die bunt aus beiden Kreisen zusammengeladen waren; für größere hatte er in seinem Hause nicht die Räume und in seinem Geldbeutel nicht die Münze. Er war, nebenbei gesagt, ein großer Verehrer des damaligen nordamerikanischen Präsidenten Lincoln und eifriger Parteinehmer für die Nordstaaten. Man wollte sich diese auffallende Färbung daraus erklären, daß er als guter Speculant viele Papiere der letzteren in der Erwartung angekauft habe, sie würden schließlich den Süden besiegen, und er durch Steigung ihrer Actien dann ein brillantes Geschäft machen. Als Abkömmling einer Bremer Kaufmannsfamilie besaß er ein bedeutendes Vermögen, angeborenes Talent zu erfolgreichen Geldspeculationen und die Gabe, den Mammon festzuhalten. Die jungen Offiziere, die sich unter den Eingeladenen befanden, machten sich wohl das Vergnügen, fleißige Toaste auf Lincoln, dessen Frau, Kinder, Collegen, die Nordstaaten, u. s. w. auszu-

bringen. Entfernt von dem Tische, an welchem wir saßen, stand nämlich in einer dunkeln Ecke ein Tischchen, und auf diesem aufgestellt in Flaschen der Weinvorrath, welchen der Herr Stiftsprediger heute zu opfern sich entschlossen hatte, genau abgezählt, wie heimlich einer der Lieutenants seinem Nachbarn mittheilte, und dieser dem nächsten Tischgenossen, genau abgezählt nach den Köpfen der Gäste. Diesem Weinvorrath galt das Bombardement der Toaste. Mit reißender Schnelligkeit erweiterte sich die Bresche. Nur der Herr „Stiftsprediger" schien nichts zu bemerken. Der Tisch in der düstern Ecke war leer geworden. Wieder ein Toast. Dann eine Verlegenheit. Allmählich wird dem Stiftsprediger — er litt übrigens auch an einer geradezu seltenen Kurzsichtigkeit — allmählich wird ihm klar, daß es an Wein gebricht. — „Ach so! einen Augenblick, meine Herren; der Tisch ist leider so klein" — ein weit größerer steht in der Ecke gegenüber — „ich habe einen ausgezeichneten Weinkeller. Sogleich bin ich wieder da mit Vorrath die Fülle". — Spricht's, verschwindet und erscheint nach einer bangen Viertelstunde wieder mit — zwei Weinflaschen. Inzwischen waren alle Gläser geleert. Im Nu sinds auch die Flaschen. Die Kellerwanderung beginnt von neuem und wiederholt sich noch einige mal. —

Stumm saß er eines Abends da, lange Zeit, der „Stiftsprediger" nämlich, das geisterbleiche Gesicht unverwandt auf die Tischkante vor sich hin gerichtet, theilnahmlos gegen das ihn umgebende Geschwirre

und Gewirre der Unterhaltung. Plötzlich wie aus der Pistole geschossen, sprang er auf, schrie mit eben der Stimme, die er auf der Kanzel anzuwenden pflegte, wenn, wie er sich ausdrückte, „eine Bombe platzen sollte“ — schrie mit Bomben platzender Stimme in die eben so plötzlich verstummende Gesellschaft hinein: „Der große Mann ist todt!“ — Allgemeines Silentium, starres Entsetzen! — „Der Vater des Vaterlandes ist todt!“ — Alles schaut sich verwundert an. — „Der größte Mann unsers Jahrhunderts ist todt! Weihen wir seinem Andenken ein stilles Glas.“ — Alles erhebt sich, Niemand weiß warum. Alles stößt leise ein stilles Glas des Andenkens an und trinkt still versunken in Trauer und Schmerz — Niemand weiß warum; die Höflichkeit scheint das Fragen zu verbieten. Schweigend setzt sich Alles. Nur allmählich, leise und schüchtern wagt die Unterhaltung wieder ihre Fittige zu lüften. Endlich kommt der Doctor mit der Frage heraus: „Verzeihung, Herr Pastor, ist ein Unglück geschehen? Doch nicht ein betrübender Todesfall in der Familie?“ — Der Prediger, wieder in sein geisterbleiches Sinnen versunken, erwacht wie aus schweren Träumen: „Wie, meine Herren, Sie wissen das noch gar nicht, das entsetzliche Unglück?“ — „Welches?“ tönt es aus aller Munde. — „Lincoln ist ermordet worden.“

Ein allgemeines „Ah!“ des Erstaunens läuft durch die Gesellschaft. „Aber bitte, das ist ja schon seit drei Wochen bekannt,“ nimmt der Doctor wieder das Wort. „Ja, ja, ein schweres Unglück für Amerika,

für die patriotische Sache, für — für" — „Stehen Sie in intimeren Beziehungen zu Herrn Lincoln, Herr Pastor?" fragt Lieutenant R. „Nun, nun, das gerade nicht — aber — doch Verzeihung, meine Herren, daß ich Ihre fröhliche Unterhaltung unterbrach. Bitte zu trinken; auf ihr Wohl, meine Herren!" —

II.

Wollen wir den Herrn „Stiftsprediger" in seinem Elemente sehen, so müssen wir ihn am Büreau oder auf der Kanzel betrachten. Wir ziehen das Letztere vor und besichtigen bei der Gelegenheit zuerst die alte Stiftskirche.

Sie ist ein interessantes Gebäude: eine dreischiffige gewölbte Pfeilerbasilika, in welcher Pfeiler mit den Säulen wechseln, indem je zwei der letzteren zwischen je zwei Hauptpfeilern die Arkaden des Langschiffes tragen. Die Capitäle der Säulen sind reich verziert, jede zeigt einen andern Schmuck. Der Chor ist halbrund. Die Mittelschiffswand hat große halbkreisförmige Schildbögen und kleine Rundbogenfenster.

Das südliche Seitenschiff, der „Altar," die Kanzel, der Taufstein, der „Armenstock", die Chorstühle sind neu.

Die unglückliche Manie dem alten Bau eine ihm völlig fremdartige Symmetrie anzuquälen, hat die Kanzel statt an einen der Pfeiler im Hauptschiffe, wo sie früher stand, an die nördliche Ecke des Chors und Querschiffs verlegt und ihr gegenüber an der

südlichen Ecke, welche Chor und Querschiff mit einander bilden, einen runden hölzernen Katheder aufgepflanzt. Vom Hauptschiffe aus gesehen stehen daher Kanzel und Katheder auf den äußersten Enden der obersten Stufe der mächtigen Treppe, welche zum Chore hinaufführt.

Wollen die Redner von diesen Stellen aus in den verschiedenen Schiffen der Kirche einigermaßen verständlich werden, so müssen sie ihre Vorträge und Lesungen langsam und Silbe für Silbe mit scharfer Articulation nicht sprechen, sondern rufen. In der That eine arge Störung für Redner wie Hörer. Das störende Wiederhallen in dem Gebäude wurde, wenn in der Unterhaltung die Rede darauf kam, der katholischen Kirche zur Last gelegt. Auf die Predigt des göttlichen Worts, so behauptete man, habe „die mittelalterliche Kirche“ kein Gewicht gelegt. Daher habe sie ihre Tempel zwar für das Schaugepränge ihres nur auf die Sinne berechneten Gottesdienstes sehr praktisch eingerichtet, aber höchst ungeeignet für einen Cultus, der „die Anbetung im Geist und in der Wahrheit“, und daher vor allem die Predigt pflegen wolle. In ihrem protestantischen Eifer vergaßen die Herren leider dabei, daß nicht die katholische Kirche, sondern der protestantische Consistorialbaumeister die Kanzel von ihrer ursprünglichen Stelle im Schiffe an jenen ungeeigneten Ort verlegt und das praktische Bedürfniß der Predigt dabei ganz aus den Augen gesetzt hatte.

Um nun den störenden Wiederhall abzuschwächen,

hatte man die Kirche mit einem Zierrath geschmacklosester Art verunstaltet. Oben unter dem Gewölbe waren unförmliche Ledermassen aufgehängt, die von unten ungefähr so aussahen, wie ungeheuere vielfach gefaltete Pumphosen.

Eine weitere Symmetriehascherei tritt dem Beschauer in den beiden Armen des Querschiffes entgegen. Jeder derselben zeigt an der östlichen Wand eine Conche; in katholischen Zeiten standen hier Altäre. Diese hatte der Protestantismus als unnütz fortgeschafft. Die moderne Restauration des Gebäudes aber hat in diesen Conchen willkommene Plätze für symmetrische Anordnung erkannt und in der einen derselben einen Opferstock, in der andern einen — Taufstein aufgestellt. Beide Arme des Querschiffes aber hat man derart mit Sitzbänken angefüllt, daß der Raum um den Taufstein so eng geworden ist, daß eine Taufhandlung dort schlechterdings nicht vorgenommen werden kann. Der Taufstein ist mithin ein ganz überflüssiger Schmuck. Fand nun einmal eine Taufhandlung in der Kirche statt, so begab man sich auf den hohen Chor. Der Täufer trat auf die Stufen des „Altars“ und verrichtete die Taufe nach obligater „Taufrede“ aus einem Messingbecken, welches der „Stiftsküster“ jedesmal nebst einem hölzernen Gestell herbeizutragen hatte.

Auf dem hohen Chore befanden sich die Stühle für die Mitglieder des „Stifts“. Sie sind moderne Arbeit, zeigen aber passende Schnitzereien. Für gewöhnlich standen sie während des Gottesdienstes leer.

Selten nahm einer der „Stiftsherren“ dort Platz; diese blieben, sofern sie nicht zu „amtiren“ hatten, meistens in der Sacristei. „Frau Dechantin“ beehrte „die Predigt“ nur bei besonderen Gelegenheiten und außerdem etwa alle sechs Wochen einmal, wenn das Wetter weder zu kalt, noch zu heiß, noch zu naß war. Ihre Nerven gestatteten es nicht öfter.

Wenn sie aber kam, so erschien einige Minuten vor Beginn der Predigt Zofe Doris durch die Thür, welche von dem Sacristeihäuschen auf den hohen Chor führte, und stattete den Stuhl der Gnädigen mit Decken, Polstern, Fußkissen und Wärmflaschen aus. Unmittelbar vor der Predigt, wenn schon der Gesang schwieg, rauschte dann die Gnädige selbst quer über den hohen Chor hin und beschäftigte sich, während von der Kanzel die Tonwellen sich zu schwingen begannen, mit Herstellung der Lage, in welcher sie einen oft — wenn „der zweite Stiftsprediger“ oder der „Collaborator“ predigten — einstündigen Vortrag ohne zu große Anstrengung anzuhören vermochte.

Um auch das nicht zu vergessen — die „Stiftskirche“ führte noch immer den Namen St. Cosmae et Damiani. Auch das alte Stiftssiegel war vorhanden und diente dem Superintendenten als Kirchensiegel. Die Gebeine jedoch der beiden Heiligen Cosmas und Damianus, welche in karolingischen Zeiten aus Italien auf Maulthieren herbeigeführt sein sollen, sind längst spurlos verschwunden. Vermuthlich waren sie gerade so ächt, als die meisten jener Reliquien, welche damals aus Rom nach Deutschland verschickt wurden.

Man wird sie in jenen Zeiten in gutem Glauben angenommen haben. Einem kritischen Kopfe aber nehmen wir es nicht übel, wenn er für sich ein starkes Fragezeichen dazu macht, ohne dabei aber im geringsten die Pietät bemängeln zu wollen, welche in der Reliquienverehrung ihren oft rührenden Ausdruck findet.

Doch nun erlaube ich mir den Leser einzuladen, einem Gottesdienste beizuwohnen, in welchem dem „Stiftsprediger“ die Predigt obliegt.

Der Rector hat die „Diakonalien zu halten,“ d. h. die Liturgie zu singen; wir müssen uns also zunächst in die Sacristei begeben.

Das Geläute ist verstummt. Die Orgel übt sich in einem sehr langen Vorspiel. In der Kirche sind nur einsame Gestalten und die Knaben der „Stiftsschule“ sichtbar; letztere sitzen am Fuße der hohen Chortreppe auf Bänken, welche in langen Reihen auf dem großen Platze unter dem Gewölbe der sich kreuzenden Schiffe aufgestellt sind. Der „Herr Stiftscantor“ und der „Herr Stiftsküster“ stehen oder sitzen im nächsten Stuhle und halten die quecksilberige Schaar in thunlichster Ordnung.

Auch die Sacristei ist noch leer, obgleich es zehn Uhr bereits geschlagen hat. Nach und nach sammeln sich mehr und mehr Kirchgänger, meist Bauern aus den eingepfarrten Dörfern und einige Bürgerfrauen.

Dünn beginnt der Gesang, man hört nur die Stimmen der Knaben.

Jetzt öffnet sich die Außenthür des Sacristeihäuschens. Der alte „Herr Ephorus“ tritt ein. Freundlich begrüßt er uns. Die Hauptperson des Tages, der Herr „Stiftsprediger,“ fehlt noch.

Mit Würde erscheint alsbald der „Stiftsdiener,“ der alte Pohle, und meldet, daß man „herauskommen“ müsse. Der erste Gesang geht demnach zu Ende, der „Diakon“ muß „vorkommen,“ wie die Leute zu sagen pflegten, um die Liturgie zu beginnen.

Diese „Liturgie“ wurde nur in der „Stiftskirche“ gebraucht. In der Stadtkirche, St. Bartholomäi, dem eigensten Reviere des zweiten „Stiftspredigers,“ bestand der Gottesdienst, der Morgens um acht Uhr begann, nur aus Gesang und Predigt, und einige Male im Jahre aus Gesang und Communion. Wenn nämlich Communion gehalten wurde, fiel die Predigt meistens aus. In der „Stiftskirche“ fand äußerst selten Communion statt, und dann erst nach Schluß des „Hauptgottesdienstes,“ indem das versammelte Publikum sich entfernte und die in der Regel wenig zahlreichen Communikanten mit dem fungirenden Prediger allein ließ.

Auf das Zeichen des „Stiftsdieners“ begibt sich der dienstthuende „Diakon“ im „Chorrock,“ dem bekannten langen schwarzen Mantel mit den weiten Schüttelärmeln und mit „Bäffchen,“ den beiden weißen Zeugklappen unter dem Kinn, zum „Altare“ und steigt ohne vorherige Verbeugung, ohne Bekreu-

zung, ohne mit Staffelgebet und Confiteor sich und das Publikum aufzuhalten, die Stufen hinauf, verrichtet ein kurzes Gebet, schlägt die betreffenden Bücher auf und wartet auf das Anschlagen der Singnote von der fernen Orgel her.

Die Liturgie wird nämlich mit Orgelbegleitung gesungen.

Ertönt die Singnote, so bemüht er sich, erst leise, sie zu treffen, und läßt, wenn er dessen sicher ist, den Ton langsam immer stärker anschwellen. Eine Operation, in welcher der Herr „Stiftsprediger“ zu besonderer Meisterschaft es gebracht hat. Glückt es nicht, was zuweilen bald diesem, bald jenem begegnet, so muß man wohl oder übel in Disharmonie singen. Glücklicher Weise sind zuerst nur zwei Worte zu recitiren. Leicht ist's freilich gerade nicht, das gut zu vollbringen, so einfach die drei Töne, in denen sie gesungen werden, sich an einander reihen. Sie lauten nämlich: Herre Gott, klangen aber fast regelmäßig wie „Här—r—re Gott“ oder wie „Har—r—re Gott.“ Das erstere pflegte besonders scharf der Collaborator herauszuschnarren, wenn an ihm die Reihe zu singen war.

„Aber warum singen wir nicht Kyrie?“ frug Schreiber dieses einst den Prediger, als dieser ihn kritisirt hatte: „Heute haben Sie Gott reines Wegs hören und dann heren lassen, mein Lieber.“ — „Kyrie läßt sich doch viel besser und leichter recitiren, als das deutsche Herre“ — „Mag sein, mein Lieber. Aber was soll das griechische Wort im deutsch-pro-

testantischen Gottesdienste! Das Volk versteht das Wort nicht." — „Nun dann dürfen Sie auch keinen der Gesänge im Gesangbuche singen lassen, in denen das Kyrie eleison vorkommt, oder das Alleluja." — „Lasse ich auch nie singen." — „Aber auf die Weise vorenthalten Sie der Gemeinde gerade die schönsten Gesänge, die alten herrlichen Kirchenlieder, welche lange vor der Reformation vom Volke gesungen worden sind."

Der Prediger schnippte mit den Fingern, worin er eine erstaunliche Fertigkeit hatte, und rief: „Pah, das ist Geschmackssache. Ich goutire jene alten sogenannten Kerngesänge gar nicht; ich finde es abgeschmackt, jene derbe und sinnliche Sprache unserm heutigen Volke aufdrängen zu wollen. Was ist das z. B. für eine sinnliche und geradezu abergläubische Vorstellung, welche in Ihrem Lieblingsliede, Gott sei gelobet und gebenedeiet, daher singt:

„Herr durch deinen heiligen Leichnam,
Der von deiner Mutter Maria kam,
Durch das heilige Blut,
Hilf uns aus aller Noth. Kyrieleison."

Pfui, wie römisch-abergläubisch klingt das! Uebrigens würden gegen das Kyrie in der Liturgie nicht bloß ich, sondern auch die ganze Gemeinde protestiren. Das riecht zu sehr nach Katholicismus, mein Lieber. Und es ist nicht ganz ohne Grund, wenn man jetzt in den Gemeinden von Katholisiren und Romanisiren der Orthodoxen spricht und das „„Katholischmachen"" fürchtet."

Das war plausibel. Es blieb also bei dem Häre Gott, Höre Gott, Harre Gott, Here Gott, oder wie es sonst noch in der hallenden Kirche sich anhören mochte.

„Unter uns gesagt, Herr Rector," rief damals der „Stiftsprediger," der die Sacristei gerade verließ, um auf die Kanzel zu steigen, sich umdrehend mir zu, „da wir heute allein hier sind, kann ich's Ihnen im Vertrauen mittheilen, die ganze Liturgie hier in der Stiftskirche verdankt ihr Dasein lediglich der Schwäche unsers alten Herrn Kirchenraths gegenüber dem Drängen des Ober-Consistorialraths N. N. Dieser eitle alte Herr wünschte damals mittelst der Einweihung der restaurirten Kirche als so eine Art von Bischof zu glänzen, da sollte möglichst Pomp gemacht werden, und so kam's zu dieser Liturgie, die ja eigentlich doch nur ein elendes Flickwerk und eine schlechte Nachäffung römischen Formelkrams ist. Das Einweihen hätte ich schließlich noch besser gemacht."

Sprach's und stieg die Kanzel hinauf.

Doch wir sind noch nicht soweit, ihm dahin folgen zu können; wir müssen erst die „Liturgie" zu Ende bringen.

Auf das „Herre Gott" respondirten die Stiftsschüler: „Erbarme dich!" Der „Diakon" intonierte: „Christe;" die Schüler antworteten wieder: „Erbarme dich"! und ebenso auf den dritten Cantus, der vom „Altare" her ertönte und wieder „Herre Gott" lautete. Hierauf sang der „Diakon:" „Ehre sei Gott in der Höhe," die Schüler: „und Frieden auf Erden und

den Menschen ein Wohlgefallen." Eine Uebersetzung des Laudamus Te kannte man in der Wunstorfer „Stiftskirche" so wenig als diesen herrlichen Hymnus selbst.

Das anwesende Publikum hörte diese „Liturgie" verständnißlos an, in seinen Bänken sitzend und seinen Gedanken nachgehend oder auch gar nichts denkend, wie der Ausdruck der meisten Gesichter nur zu deutlich verrieth.

Nach Absingung der sogenannten Collecte, eines kurzen Kirchengebets in deutscher Sprache, von dem aber kein Mensch in der Kirche ein Wort verstehen konnte, wurde eine der Sonntagsperikopen, Epistel oder Evangelium, und dann das apostolische Glaubensbekenntniß beides deutsch vorgelesen. Letzteres wurde mit Orgelspiel und dem Gesange eines „Amen" beantwortet. Während dieses Orgelspiels hatte der „Diakon" von dem „Altare" über den hohen Chor zu dem oben erwähnten Katheder hinzuwandern und von diesem aus abermals einen Bibelabschnitt vorzulesen. War dies beendet, dann hörte sein Dienst vorläufig auf, und er kehrte in die Sacristei zurück. Der „Altar" stand nun wieder leer; ein hochwürdigstes Gut thronte ja ohnehin nicht auf demselben, die sacramentale geheimnißvolle Gegenwart des menschgewordenen Gottes in der Brodsgestalt kennt man im Protestantismus nicht. Das anwesende Publikum sang nun die Verse eines Gesanges, welchen der Tagesprediger gewählt, und der Stiftsdiener an eigens hierfür bestimmten Tafeln angeschrieben hatte. Ver-

sah der „Stiftsprediger“ die Liturgie, so sang er häufig selbstfabricirte „Collecten.“ —

Begeben wir uns nun in die Sacristei.

Am langen Tische sitzt im lederbeschlagenen Lehnstuhl der alte Herr Kirchenrath Dr. M., im Chorrocke, das Gesangbuch vor sich auf dem Tische. Leise trommelt er mit den Fingern der einen Hand auf diesem, während in der andern das Kinn ruht. Seine Augen folgen der Gestalt des in der Sacristei auf und ab wandelnden „Stiftspredigers“, der heute die Predigt hat und während der Liturgie eingetreten ist.

Dieser, eine lange knochige Gestalt, angethan mit einem vermuthlich aus lobenswerther Sparsamkeit bedeutend zu kurz gerathenen und seinem Besitzer nur eben über die Waden reichenden „Chorrocke,“ hält mit der linken Hand das Concept seiner Predigt sich dicht unter die Augen und brummt halblaut die in demselben verborgene Leistung vor sich hin. Wir werfen einen prüfenden Blick auf das Papier dieses Concepts und auf die Farbe der Tinte. Richtig, der Herr „Stiftsprediger“ hat diesmal „drunter weggezogen“, was im Ganzen selten bei ihm vorkommt. Während er so halblaut brummend auf- und abschreitet, verübt seine Rechte bald diesen bald jenen Gestus in die Luft, mit gewohnter Gewandtheit. Zuweilen werden die Gesten heftiger, das Brummen drohender. Schließlich geht dasselbe in laute Töne, wie eines dumpfen Donners aus der Ferne, über, und die knochige Rechte fährt krachend auf den Tisch, daß die daraufliegenden Bücher aufhüpfen, und dem

Herrn Kirchenrath das Gesangbuch in den Schooß springt im jähen Erschrecken.

„Sie beabsichtigen doch nicht wieder eine Bombe platzen zu lassen, lieber Herr Amtsbruder," sagt lächelnd der alte Herr. „Nein, ganz und gar nicht, Herr Kirchenrath," versichert der „Stiftsprediger." „Diesmal nur ein kräftiges Zeugniß, ha, ha, ha!"

Indem öffnet „Stiftsdiener" Pohle die Thüre und meldet mit wichtiger Stimme, daß es Zeit ist. Der „Stiftsprediger" zupft die großen Vatermörder, über denen sein spärlicher Backenbart thront, glättet die kleinen Bäffchen, legt sein Concept in die Bibel, hebt diese mit beiden Händen vor die Brust, verbeugt sich gegen den Kirchenrath und schreitet langsam erhabenen Hauptes hinaus und die Kanzeltreppe hinauf.

Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, wendet sich der alte „Ephorus" zu dem „Diakon" des Tages: „Mein lieber Rector, Sie sind noch jung und haben auch noch vom Heißsporne in sich stecken; merken Sie sich das für Ihre Kanzelpraxis: vergessen Sie nie, daß Sie immer Getaufte vor sich haben, und vergessen Sie stets sich selbst und was etwa Ihnen an Unrecht von jemand aus der Gemeinde geschehen sein mag; halten Sie unter allen Umständen strenge an der Regel fest, daß Poltern und persönliche Anspielungen auf der Kanzel niemals die Herzen zu Gott hin, gar häufig aber von Gott abführen." —

Wenn der „Stiftsprediger" auf der Kanzel steht, wo er allein das Wort hat, und Alles vor ihm schweigen muß, da ist er ein ganzer Mann. Da ist

ihm mindestens eben so wohl, als wenn er an seinem Schreibpulte sitzt und ellenlange mit der Gewandtheit eines pfiffigen Advokaten durchgeführte Berichte schreibt, welche seiner Pfarre irgend einen Vortheil zuführen sollen. In beidem ist er Meister.

Doch treten wir hinaus an die Kanzeltreppe, oder noch besser gegenüber, wo wir die Kanzel mit dem Prediger vor uns haben. Hier hat bereits jemand Posto gefaßt. Es ist der Collaborator. Kürzlich wurde er direct aus „Kloster Loccum" herbeordert, aus dieser unübertroffenen Pflanzschule wissenschaftlicher Theologie und praktischer „Schulung" für den Pfarr- und Büreaudienst. Nennen wir ihn Lumen. Mit „Loccumer Kritik" wird er die Predigt und den Prediger betrachten und nachher verarbeiten.

Fast eine Stunde dauert die Action auf der Kanzel. Wir mustern zuweilen die Gesichter des unten sitzenden Publikums. Es ist wahr, nur wenige haben sich ganz und ungetheilt dem süßen Kirchenschlaf hingegeben, der eines der charakteristischen Merkmale des Predigt-hörenden Publikums ist. Und wenn allmählich dieser und jener anfängt zu gähnen, sich zu recken, so darf man das am Ende nicht übel nehmen. Im Allgemeinen müssen wir sagen, in einer gewissen Aufmerksamkeit versteht der „Stiftsprediger" sein Publikum zu erhalten.

„Was will das sagen," entgegnet uns schnarrend Herr Lumen. „Diese Aufmerksamkeit gilt nicht dem Inhalte, sondern der Diction. Er zieht ja jedesmal sein ganzes Register auf, drei, viermal hinter einan-

der in verschiedenen Variationen, von den tiefsten Brülltönen, die er herausgurgeln kann, bis hinauf zu den süßlichsten Flötentönen einer affectirten und affecthaschenden Sentimentalität."

„Sie sind sehr scharf, Herr Pastor. Es bleibt immer eine beneidenswerthe Gabe und Kunst, eine Stunde lang ein so gemischtes Publikum fesseln zu können." — „Fesseln? — pah — nennen Sie das fesselnd? ich werde fast nervös dabei. Ja wenn der Inhalt nicht so armselig wäre." — „Nun, vor Ihrer „„Loccumer Kritik"" findet so leicht niemand Gnade, und das bekannte „„Loccumer Bewußtsein"" reagirt gegen die Leistungen anderer leicht. Der Oberarzt z. B., der doch auch ein Mann von Urtheil ist, findet des Stiftspredigers Leistungen sehr ansprechend, weil gedankenreich und recht gedacht. Sie werden mir überdies zugeben, daß eine arme oder auch schlechte, ich meine künstlich schlechte Predigt, gut und mit Wärme vorgetragen, mehr wirkt, als die gedankenreichste und kunstgerechteste Predigt schlecht, d. h. eintönig vorgetragen."

„Das bestreite ich ganz entschieden," fährt Herr Lumen auf. „Das ist eine ganz äußerliche Betrachtungsweise. Der Gedanke an sich, der innewohnende Geist ist die Hauptsache. Der muß fesseln, und fesselt, wenn der Vortrag auch noch so einfach oder meinetwegen eintönig ist. Ein glänzender Vortrag eines nichtssagenden Inhalts ist eine tönende Schelle, die das Gemüth leer läßt, weil sie selbst leer ist." — „Von einem nichtssagenden Inhalt spreche ich nicht,

Verehrtester. Armer Inhalt ist noch lange nicht ein nichtssagender Inhalt. Glauben Sie, daß ich die Denkfaulheit in Schutz nehmen will? oder daß ich die Forderung abzuschwächen gedächte, daß die Predigt die Frucht einer ernsten Denkarbeit sei, die sowohl den Predigttext als auch den Zustand der Gemeinde umfaßt? Mit nichten. Andererseits halte ich es für verkehrt und nachtheilig, wenn man in vornehmer Geistthuerei der andern Forderung die Berechtigung absprechen will, daß der Prediger auch die äußere Diction, die äußere Haltung bis auf Modulation der Stimme, Aussprache und Gesten herab einer sorgfältigen Cultur unterwerfen soll." — „Vor dem Spiegel einüben, nicht wahr?" wirft spöttisch der Collaborator dazwischen, „und die Mittel der Opernsänger und Schauspieler gebrauchen, um schöne Stimmen zu erzeugen." — „Letzteres wäre im Nothfall nicht zu verschmähen, wenn man über eine Stimme verfügt, die heiser klingt. Und kommt jemand zu der Ueberzeugung, daß seine Aussprache unverständlich ist, warum soll er nicht Demosthenes' Beispiel zum Vorbilde nehmen." — „Um die Armuth des Inhalts durch äußere Decoration zu verdecken, ha, ha, ha. Da wären Sie auf dem besten Wege zu solchen Leistungen, wie wir eben wieder eine gehört haben, denen man die Ueberschrift geben muß: Viel Geschrei und wenig Wolle."

Wir sehen, die beiden werden sich nie einigen: „Loccumer Bewußtsein" und „Loccumer Kritik" muß stets das letzte Wort haben.

III.

Doch kehren wir noch einmal zu dem „Stifts-prediger“ zurück, um ihn auf dem Höhepunkt seiner Leistungen zu erblicken.

Den „alten Herrn,“ den Kirchenrath, hindert sein Alter und häufige Kränklichkeit an der Ausübung der Ephorie; der „Stiftsprediger“ hat plain pouvoir; er macht, was er will.

Heute ist „Confirmation.“ Heute wird sich die Begabung des „Stiftspredigers“ in ihrem vollen Glanze zeigen.

Er hat mit Hilfe aller der Kisten und Bretter, die er auftreiben konnte, auf dem großen freien Raume vor der Treppe des Hochchors, gerade unter dem Kreuzgewölbe der „Stiftskirche,“ einen mächtigen Bau aufführen und mit allen Teppichen behängen und belegen lassen, welche seine Wohnung zu liefern vermochte. Der Gipfel dieses Baues wird von einem mit Decken behangenen Tische gekrönt, auf welchem die dicke Bibel aufgeschlagen liegt, aus der er den Text seiner voraussichtlich tiefergreifenden „Confirmationsrede“ vorzulesen beabsichtigt. Zu diesem auf dem Gipfel thronenden Tische steigt er, als der große Act beginnen sollte, würdevoll empor. Die zu confirmirenden Kinder sitzen im weiten Halbkreise rings herum.

Die weite Stiftskirche ist heute ausnahmsweise gefüllt.

Aller Augen mustern die Kleider der weißgeklei-

deten „Confirmandinnen;" die Zungen der „Damen" wie der „Weiber" sind geschäftig, die Resultate ihrer Beobachtungen der nächsten Nachbarin im Flüsterton mitzutheilen.

Jetzt schweigt die Orgel. Alles Uebrige schweigt ebenfalls. Der „Stiftsprediger" hat allein das Wort. Heute übertrifft er sich selbst. Er hat heute nicht die Absicht, „eine Bombe platzen zu lassen." Auch fehlt ihm hier auf dem Gipfel der neugebauten Pagode die Kanzelbrüstung, aus welcher sonst unter seinen knochigen Händen zu der platzenden Bombe der obligate Rauch in Gestalt des Staubes aufzusteigen pflegt, welchen seine Schläge der erschütterten Kanzel zu entlocken verstehen. Außerdem verliert er bei aller Begeisterung und Hingabe an die Feier dieses Tages des Glanzes doch keinen Augenblick das vorsichtige Bewußtsein, daß die Pagode, auf welcher er schwebt, immerhin etwas wackelt, mithin ihn bei zu starken Knalleffekten in eine Katastrophe verwickeln könnte.

Er beginnt daher in den sanftesten und süßesten Flötentönen das bekannte und vielbesungene Capitel in neuer Melodie seiner reichen Erfindungsgabe zu tractiren, jenes unerschöpfliche Capitel von dem heutigen schönen Ehrentage der gerührt und bewegt ihn umsitzenden Kinder, von den in Thränen der Rührung überlaufenden Dankgefühlen der hochbeglückten Eltern, von dem segnenden Herabblicken der bereits in einem schöneren und glücklichen Jenseits verewigten Mütter oder Väter einiger jetzt bei aller Freude

doch schluchzenden Kinder — hier hört man wie auf Kommando das Schluchzen der Betreffenden; viele Augen werden naß, viele Taschentücher kommen zum Vorschein; selbst Männer sind tief ergriffen und bemühen sich vergebens, ihre Thränen zu verbergen; der „Stiftsprediger“ wird fast mit fortgerissen von den durch ihn entfesselten „Wasserflüssen Babylons.“ Er muß, selbst bewegt, einen Augenblick seine Leier an die „Weiden am Bache“ hängen, um in feierlicher Pause und mit sichtbarer Anstrengung den eigenen Wasserfluß zu hemmen.

Endlich kann er wieder beginnen. Fast noch süßer flöten die sanften Töne seiner Rede von seinen Lippen, als er nun zuletzt bescheiden auch seiner selbst, seiner Sorgen, Mühen und Aengste um diese Kinderschaar gedenkt und in bewegten Worten das tiefgerührte Publikum versichert, heute sei auch sein Ehrentag, da er das Glück habe, diesen geliebten Kindern und ihren Eltern ein Vermittler ihrer höchsten Freude zu sein. Amen.

Sollte nun der Leser meinen, der „Stiftsprediger“ sei auf der Höhe seines Triumphes angelangt, so würde er doch noch etwas zu vorschnell der Begabung des Mannes ein Maaß gesetzt haben. Nein, der Höhepunkt ist erst jetzt im Anzuge. Nachdem er den Kindern das übliche Gelübde abgenommen, treu der „evangelischen Kirche“ bleiben zu wollen bis zum Tode, gibt er der Schaar den ihr bewußten Wink, und dieselbe fällt auf die Kniee. Er selbst knieet auf dem Gipfel seiner Pagode vor dem Tische auch nie-

der und beginnt nun mit sonorer Stimme ein selbstfabricirtes Gebet vorzulesen — unter sanft flötender Orgelbegleitung. Der Organist zeigt sich wohl instruirt; er entlockt seinem Instrument die schmelzendsten Töne, die gewaltige Stimme des „Stiftspredigers“ aber tönt durch das sanfte Orgelgewimmer hindurch und entwickelt mit demselben zusammen ein höchst eigenthümliches Concert seltenster Art vor den staunenden Ohren des Publikums.

Selbstverständlich dauert dies Gebet, dem Bedürfnisse des „Stiftspredigers“ entsprechend, sehr lange, und ebenso lange der wunderliche Ohrengenuß.

Man muß es aber dem Manne lassen: er kennt seine Leute, er weiß sie am rechten Flecke zu fassen. Das protestantische Kirchenpublikum ist durchweg außerordentlich sentimental. Es will von der Predigt und vom Gottesdienst sentimental angeregt, angesäuselt werden. Das Concert des „Stiftspredigers“ erreicht seinen Zweck, das Publikum zerfließt schließlich in Rührung. Als endlich ein sonores Amen den Schluß des Concertes herbeiführt, ist es den Meisten fast noch zu kurz gewesen.

Als die Leute die Kirche verließen, konnte man sie die „schöne Kirche“ rühmen hören, welche heute der Stiftsprediger „gehalten“ habe.

„Das heißt in der That Effecthascherei,“ meinte dagegen mit tiefer Indignation der Collaborator, Herr Lumen, als wir jenes Schauspiel zum ersten Male miteinander angesehen und angehört hatten.

„Der Meinung bin ich nicht,“ entgegnete der

Oberstabsarzt G., der sich zu uns gesellt hatte. „Ich finde das ganz schön, wie es der Stiftsprediger gemacht hat. Haben Sie nicht gesehen, wie gerührt die Leute waren? Es war mal was Neues, Apartes.“

„Ja das sage ich gerade,“ schnarrte Herr Lumen dagegen; „es ist eine ganz willkürliche subjective Erfindung, ohne alle kirchliche Berechtigung, ohne alle liturgische Präcedenz.“ „Davon verstehe ich nichts,“ erwiederte der Arzt, blieb aber hartnäckig bei seiner Sympathie für den gehabten Ohrengenuß. Herr Lumen, der „geschulte“ Collaborator aus Loccum, nahm zuletzt seine Zuflucht zum hohen Kirchenregiment. „Man darf gar keine liturgische Neuerungen ohne Erlaubniß des Kirchenregiments einführen.“ „Ah bah! gehen Sie mit Ihrem Consistorio,“ lachte der Doctor; „Sie wissen so gut wie ich, daß jeder Landprediger in der Kirche es hält wie ihm beliebt, der eine so, der andere so. Dieser liturgelt, sein Nachfolger liturgelt ab und macht bloß in Predigt und Gemeindelied, und kein Huhn und kein Hahn kräht darnach, und kein Consistorium bekümmert sich darum.“

„Wo kein Kläger, da ist kein Richter,“ entscheidet Herr Lumen. „Wenn hier der Kirchenvorstand den Herrn Stiftsprediger verklagen wollte wegen dieser Gebetsorgelei, so würde letzterer beim hohen Consistorio schlecht wegkommen.“ — „Nun so klug wird Herr M. gewesen sein und beim Kirchenvorstand sich den Rücken gedeckt haben. Er kennt die Gesetze wie einer.“ „Doch da kann ich Ihnen ein paar schöne Fälle Consistorialpraxis erzählen,“ fuhr der Doctor

fort," die, irre ich nicht, im Lüneburgischen oder Hoyaschen passirt sind. Also hören Sie. In N. hatte der Kirchenpatron, ein Graf so und so, der Kirche ein sehr schönes Crucifix für den Altar geschenkt, und der Pastor dasselbe voller Freuden in der Kirche aufgestellt, ohne aber hochmögenden Kirchenvorstand um Erlaubniß zu fragen. Wie es in der Regel der Fall ist, war der Schulmeister der heimliche Feind des Pastors und hatte schon lange auf eine Gelegenheit gelauert, diesem „„eins anzuwischen."" Er hetzt den Kirchenvorstand auf; es gibt ja heutzutage kein bequemeres und leichteres Agitationsmittel als die Phrase vom „„Katholischmachen."" Die Sache kommt vor das hohe Consistorium, und siehe da — der Pastor wird befehligt das Crucifix wieder zu entfernen, weil er's ohne Erlaubniß des Kirchenvorstandes in die Kirche gestellt und dadurch der Gemeinde ein Aergerniß gegeben habe."

„In einem andern Dorfe hatte der Pastor die Thorheit begangen, sich allzu eifrig nach der Ermahnung eines Consistorialrescripts an die Ephorie zu richten, welches thunlichste Einführung der Liturgie den Predigern an's Herz legt. Er hatte die kleine Liturgie in der Schule einüben lassen, welche in Petri's Agende enthalten ist, und führte sie dann frisch und fröhlich im Gottesdienst ein. Die Freude sollte nicht lange dauern. Dem Schulmeister mochte das viele Einüben lästig sein, und der Gottesdienst zu lange dauern; kurz hinter den Coulissen verstand er es, eine Bewegung in der Gemeinde in Gang zu

bringen, deren letztes Resultat ein Ukas des hohen königlichen Consistorii war, der dem Pastor aufgab die Liturgie wieder fallen zu lassen, weil der Kirchenvorstand sie nicht genehmigt habe. Wenn Sie also die Rolle jener Schulmeister hier in Wunstorf übernehmen und eine gedeihliche Hetze" — — „Ich danke, mein Lieber. Meinetwegen mag der Stiftsprediger auch seine Predigten und Bombenplatzer von der Orgel begleiten lassen, wenn die Gemeinde es zufrieden ist."

Der „Stiftsprediger" hatte eine Frau. Sie war eine herzensgute Dame. Sie suchte auszugleichen, wo die Heftigkeit oder die maßlose Herrschsucht ihres Eheherrn verletzt hatte. Sie hielt diesen durch ihre Vorstellungen von mancher Unüberlegtheit und von der Ausübung von Rachegedanken ab. Und man mußte es ihm nachsagen, er ließ sich wirklich von diesem seinem Schutzengel mäßigen und leiten.

Die Frau starb. Sie wurde allgemein betrauert, am tiefsten gewiß von ihrem Ehemanne. Als wir um ihren Sarg standen, machte er den Eindruck tiefster Trauer und Zerknirschung.

Den folgenden Sonntag war die Reihe an ihm, die Predigt in der „Stiftskirche" zu halten. Niemand hätte geglaubt, daß er sie halten würde. Doch aber bestieg er selbst die Kanzel. Wer beschreibt unser Erstaunen, als er statt der Sonntagsperikope einen selbstgewählten Text vorlas und dann die Ge-

meinde nöthigte, einen äußerst sentimentalen Panegyrikus auf seine verstorbene Ehefrau anzuhören.

„Man sollte aus der Haut fahren über diese beständigen Willkürlichkeiten," schalt der Collaborator. „Die Rede hätte er sollen am Grabe halten, wenn er sie überhaupt halten wollte. Aber als Sonntagspredigt in der Stiftskirche, da hört alles dabei auf." — „Ich stimme Ihnen bei," war meine Erwiederung. „Aber was wollen Sie machen. Die Leute waren alle auf's höchste erbaut, wie sie sagten, und auf's tiefste gerührt, und meinten, eine so schöne Predigt hätten sie lange nicht gehört; kein Collaborator und kein Rector könnten dagegen aufkommen." —

„Na, na, sachte, Verehrtester! So steht die Sache noch nicht. Es gibt doch manche Glieder in der Gemeinde, sonderlich unter den Honoratioren, welche eine durchdachte Textpredigt aller solchen Rederei vorziehen," entschied der Collaborator. Dann aber bekam ich eine Lection: „Sie würden auch mehr Beifall finden, wenn Sie sich Ihrer Neigung, den Bußton anzuschlagen, mehr entschlügen. Der Stiftsprediger befolgt nur zu sehr Keckermanns Rath, der Prediger möge es auf Erregung der Bewunderung anlegen und deshalb die Affecte in Bewegung setzen. Sie aber legen es offenbar auf Erregung der Gewissen an; und man merkt die Absicht und wird verstimmt." — „Ich lege es auf nichts an," suchte ich mich zu vertheidigen, „als darauf, Seelen für Christus zu gewinnen." — „Gut, das ist mein Ziel

auch. Aber ich richte mich nach dem paulinischen Vorbilde des προγράφειν Ιησοῦν Χριστὸν κατ᾽ ὀφθαλμούς und suche also der Gemeinde Christum in seiner Schöne und Lieblichkeit vor die Augen zu malen, sowie andererseits das, wie Paulus sagt, mit Christo in Gott verborgene Leben des Christen in seiner sittlichen Schöne. Das gewinnt. Ihre anthropologischen Predigten dagegen müssen abstoßen."

„So ergänzen wir einander," rief ich lachend. „Sie cultiviren das genus epidicticum, wie es Cicero nennt; ich weiß nicht, wie ich's übersetzen soll, schaustellende Predigtform, oder wie sonst. Sie wissen ja, welches Lob er dieser Redeform spendet: eine süße, ungebundene, hervorsprudelnde, worttönende Redeform, gleichsam zur Schaustellung bereitet, um den Hörern einen Genuß zu verschaffen." — „Quasi ad inspiciendum delectationis causa praeparatum," wirft der Collaborator dazwischen. — „Ganz richtig, so heißt es, glaube ich, lateinisch. Auch Dräsecke will sein Publikum dadurch erbauen, wie er's nennt, daß er ihm ein „„Charakterbild Jesu"" zur Schau stellt und zwar ein derartiges, daß ein ästhetischer Genuß dargeboten wird." — „Sie wollen doch damit nicht andeuten, daß ich Dräsecke zum Muster nähme?" — „O nein; aber vielleicht Schleiermacher? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß man bei der Predigt auch den geistigen Genuß der Zuhörer mit im Auge hat. Wirkliche Erbauung schließt meiner Meinung nach auch einen Genuß ein." — „Nun, warum predigen Sie denn nicht nach diesen Grundsätzen?"

„Es gibt ja doch nicht bloß das eine genus, das genus epidicticum. Die Rhetorik kennt doch auch ein genus deliberativum, eine Redeform, welche den Willen der Zuhörer bestimmen will; nämlich dazu, daß sie sich, wie der Apostel sagt, erneuern im Geiste ihres Gemüths und den neuen Menschen anziehen, der nach Gott geschaffen ist. Und fast alle Texte der Sonntage, für welche mir die Predigt zugefallen ist, sind bis jetzt, wenn man sich so ausdrücken darf, unter dies genus gefallen. Wenn aber der Wille der auf Christus Getauften zu dieser Selbsterneuerung bestimmt werden soll, so muß ihm sowohl die Nothwendigkeit als auch die Pflicht der Selbsterneuerung in der Taufgnade, daß ich so sage, packend an's Herz gelegt werden. Thut Buße, ist der Ruf Johannis des Täufers, und „Johannes ging vor Jesu her." Thut Buße, ist des Herrn Jesu eigene erste Predigt. Nur durch Buße wird dem Herrn der Weg in die Herzen bereitet. Mit Vergnügen aber werde ich in das genus Ihrer Vorliebe greifen, wenn mir Texte zufallen, die dasselbe mir an die Hand geben."

Der „Stiftsprediger" ist längst seiner voraufgegangenen Ehefrau nachgefolgt. Mit dem Nachfolger des „alten Herrn" hatte er sich bald überworfen, vermuthlich, weil derselbe das Regiment ihm nicht belassen wollte, welches er sich nach und nach angewöhnt hatte. Er verbat sich auf dem Sterbebette sogar die Leichenrede von Seiten des nunmehrigen

Superintendenten; ein anderer mußte dieselbe auf seinen Wunsch übernehmen, einer der Collaboratoren, welche früher im speciellen Dienste des „alten Herrn“ gestanden hatten. Auf dem Sterbebette betete er, wie mir glaubwürdig berichtet worden, kurz vor Eintritt des Todes: Herr Jesu, hier kommt ein armer Sünder, der nichts als Zorn verdient hat, der aber deine Erbarmung anruft. Requiescat in pace.

Lange vor ihm ging der „alte Herr“ heim.

Der Superintendent war der vornehmste der Stiftsherren. Anläßlich eines Jubiläums hatte König Georg V. dem „alten Herrn,“ welcher damals die Superintendentur versah, den Titel eines „Kirchenraths“ verliehen.

Der ehrwürdige „alte Herr“ erfreute sich in Stadt und Umgegend, bei Hoch und Niedrig allgemeiner Hochachtung und Beliebtheit. Stets zeigte er sich bemüht, Differenzen und Gegensätze auszugleichen und Schroffheiten zu mildern. Den Rector schützte er nach Kräften gegen die Angriffe einer Partei im Städtchen, welcher der confessionelle Religionsunterricht ein Dorn im Auge war, und gab andererseits jenem manchen trefflichen Rath, durch die schwierige Lage ohne Verleugnung der Ueberzeugung sich hindurch zu winden. An schönen Sommerabenden kam er zuweilen um die Kirche herum zum Rectorat, gemüthlich eine lange Pfeife rauchend, im langen Rock

mit Stehkragen und plauderte ein Stündchen in liebenswürdigster Freundlichkeit, scherzend und neckend.

Die Kanzel bestieg er nur noch selten. Seine achtzig Jahre machten sich geltend. Als ich ihn zum letzten Mal besuchte, lag er auf dem Krankenlager. „Hier auf Erden sehen wir uns nicht wieder," sagte er zum Abschiede, mir die Hand drückend, „ich hoffe aber, daß wir droben uns wieder begegnen."

---

3. Aus der „Gesellschaft."

Die eigenthümliche Stellung des Rectors in solchen kleinen Städten einerseits als akademisch gebildeten Mannes und Theologen, andererseits als Schulmannes bringt es mit sich, daß der Inhaber einer solchen Stellung, wenn er will, mit den sogenannten Honoratioren des Orts in gesellschaftlichen Beziehungen lebt. In Wunstorf kam der Umstand hinzu, daß die Stiftsschule, früher eine bloße Volksschule besserer Qualität, in eine „gehobene" umgewandelt war, welche von den Kindern der Offiziere und andern Honoratioren besucht wurde. Das gab Gelegenheit zu mancherlei Anknüpfungen.

„Wie? bin ich recht unterrichtet?" trat lachend eines Nachmittags der Major beim Rector in's Zimmer.

„Man sagt, Sie wollten sich aus der Gesellschaft zurückziehen, Rector? Und das gerade deshalb, weil Sie geheirathet hätten. Wollen Sie wirklich sich und

Ihre junge Frau ab- und einsperren, und ein Eremitenleben beginnen?“

„Was soll ich machen!“ kam es zurück. „Ein Jeder muß sich nach seiner Decke strecken, sagt das Sprüchwort. Nehme ich mit meiner Frau Einladungen an, dann muß ich wieder einladen. Wollen Sie die Salons des Rectorats besichtigen, Herr Major; oder wollen Sie Ihr gewichtiges Wort bei der hochmögenden Klosterkammer einlegen, daß sie mir aus ihrem unergründlichen Beutel Gesellschaftszulagen bewilligt?“

„Aber, mein Lieber, wo denken Sie hin!“ wandte der Offizier ein und ließ einige Dampfringeln aufsteigen. „Decke strecken, sehr lobenswerth! Klosterkammer? wenn ich dort Einfluß hätte, würde ich's schon machen. Aber das sind ja in Wirklichkeit keine Gründe, Rector. Sie unterrichten und erziehen unsere Kinder, und wir wünschen Sie deshalb unter uns zu behalten, und Ihre Frau ist uns ebenso willkommen. Die Gegenseitigkeit ist ja schon da. Also, schlagen Sie ein; ich bin expreß deshalb hergekommen, mir das Wort geben zu lassen, daß Sie morgen Abend bei uns nicht absagen. M's kommen und Lieutenant's W. ist eben auch von der Hochzeitsreise zurückgekommen; da gibt's zwei junge Frauen in unserm Kreise einzuführen. Also nun keine Widerrede mehr.“

Was konnte man dagegen machen? Mit Vergnügen erinnere ich mich an die Liebenswürdigkeiten, mit welchen jene Familien der Wunstorfer Offiziere,

die Kinder in meiner Schule hatten, uns in ihren Verkehr hineinzogen und durch viele Freundlichkeiten die kleinen Mühen, welche der Unterricht mit sich brachte, gleichsam aufwiegen zu wollen sich beeilten.

Wohl die angenehmsten Erinnerungen meines Aufenthaltes im Wunstorfer „Stifte“ knüpfen sich an die Villa vor der Stadt, in welcher der Hauptmann M. und seine liebenswürdige Gemahlin alles aufzubieten pflegten, um ihren Gästen angenehme Stunden zu bereiten. Der Hauptmann, eine imponirende Soldatengestalt, galt als einer der tüchtigsten Artillerieoffiziere. Mit den Eigenschaften eines Cavaliers vereinigte er aufrichtigen religiösen Sinn; wie denn überhaupt die Offiziere der Wunstorfer Garnison, insbesondere die verheiratheten, im Gottesdienst der Stiftskirche mit ihren Damen ziemlich regelmäßig anwesend waren. Die Hauptmannin M. ist wohl eine der schönsten Erscheinungen, die ich im Leben gesehen. Von hohem schlanken Wuchse bildete sie mit ihrem Gemahl unstreitig das stattlichste und schönste Paar in einem weiten Umkreise. Mit ihrer Schönheit aber verband sie eine gewinnende Güte und Liebenswürdigkeit, welche schon in dem Ausdruck ihres blauen Auges fesselte, und was die Hauptsache war, eine tiefe lebendige Frömmigkeit von jener echten Art, die sich nicht in salbungstriefenden Phrasen und ewigen Stoßseufzern gegen die Schlechtigkeit der ungläubigen Welt jedem sofort auf dem Präsentirteller entgegenspreizt, sondern erst bei längerem und vertrauterem Verkehr allmählich und ungesucht sich offenbart. Drei fröh-

liche Kinder konnte man ihre Eltern umspringen sehen, wenn man etwa bei einem abendlichen Spaziergang im Sommer ein Viertelstündchen in der Villa vorsprach. Das älteste, ein tüchtiger Knabe, des Vaters Ebenbild, besuchte die oberste Classe meiner neuen Schule, während ein jüngerer Bruder in der unteren Classe sich mühte, die Geschichten sich einzuprägen, welche der kleinen Gesellschaft aus der deutschen oder römischen Vergangenheit erzählt wurden.

Fröhlich saßen wir in der Villa bei Tisch. Draußen kreischte der hartgefrorene Schnee unter den Füßen, und vom schwarzen Himmel funkelten die Sterne mit all dem Glanze, welchen eine klare kalte Winternacht ihnen verleiht. Um so behaglicher war es in den angenehm erwärmten Zimmern der Villa. Es war ein Februarabend des Jahres 1866. Wir ahnten nicht, daß dies das letzte fröhliche Souper sein sollte, bei dem wir zusammen waren.

Auf den Wunsch ihres Gemahls hatte ich die Dame des Hauses zu Tische geführt, und nach dem Essen bei einer trefflichen Weinbowle brachte sie, wie sie bei solchen Gelegenheiten liebte, das Gespräch auf Kinder, Erziehung und Unterricht.

„Der Julius hängt mit ganzem Herzen an Ihnen, begann sie; ich kann nicht sagen, wie mich das freut. Denn ich hoffe, daß die Eindrücke, die er im Unterrichte empfängt, namentlich im Religionsunterrichte, um so fester sich in die weiche Kindesseele einprägen, je mehr der Knabe seinen Lehrer liebt. Sie wissen ja, ich habe es in dem immerhin bestechenden Leben,

welches die glänzenden Zirkel Hamburgs in meiner Jugend mir öffneten, und dann andrerseits in dem mancherlei Kreuz, welches mir Gott während unsers Ehestandes aufgelegt, da habe ich's erfahren, welchen Schatz, welchen Halt und welchen Trost man hat an dem Gott und Heiland, zu dem eine fromme Erziehung uns geführt hat. Und diesen Schatz möchte ich meinen Kindern im möglichst sicherm Besitz hinterlassen. Da nun mein Mann durch den Dienst und die Anforderungen des Standes so vielfach in Anspruch genommen wird, so ist es mir ein wahrer Trost, daß ich meine Buben in der Schule gut aufgehoben weiß und an Ihnen einen gleichgesinnten Gehülfen bei dem schweren Werke der Kindererziehung habe."

„Das ist Recht, mein Schatz," warf der Hauptmann, der inzwischen mit dem Glase in der Hand, hinter den Sitz seiner Frau getreten war, dazwischen, „belaste den Rector nur tüchtig mit der Last deiner mütterlichen Sorgen. Vermuthlich hat er noch nicht Lasten und Sorgen genug an den Klötzen, die andere Leute ihm in den Weg werfen. Doch Scherz bei Seite — Frau, stoßen wir mit unserm Gaste an auf langes und ungetrübtes Zusammenwirken für das Wohl unserer Kinder." — Die Gläser klangen zusammen, das galt als Zeichen, daß der Wunsch allerseits von Herzen kam. — „Doch ohne Scherz, Rector," nahm der Hauptmann seine Rede wieder auf, „es liegt auch mir am Herzen, daß die Kinder, vorab der Julius, einen festen Fonds echter Religiösität mit auf den Lebensweg bekommen. Deßhalb lege ich meine

Bitten mit denen meiner Frau zusammen. Doch nun überlasse ich Sie meiner Frau, sehen Sie zu, das sie Ihnen nicht zuviel aufbürdet.“ „Werde mich meiner Haut schon wehren, Hauptmann; ich trage nicht gern bei Partieen.“ „Ich auch nicht; Ihr Wohl!“ — Wir stießen an. —

„Sie sind erfahrener in der Erziehung, gnädige Frau, als ich. Ich habe noch nicht damit angefangen; unser Kleines spottet noch jedem Versuche. Und an Julius sehe ich die Erfolge Ihrer mütterlichen Arbeit vor Augen. Es macht mir ungemeine Freude, das offene, für alles Große und Gute empfängliche Gemüth des Knaben zu beobachten; was an mir liegt, ich werde das zu pflegen und zu fördern suchen, was Ihre mütterliche Sorge und Liebe in das Herz des Knaben eingepflanzt hat.“

„Gerade seine lebhafte Empfänglichkeit macht mir zuweilen Sorge. Ich möchte ihn gestählt sehen gegen alle unreinen und verführerischen Eindrücke.“

„Diese Stählung, gnädige Frau, ist, meine ich, eine der schwierigsten Aufgaben der Erziehung. So lange die Kinder so jung sind, kann man sie in glücklicher Unwissenheit lassen und muß sie nur hüten vor Berührung mit dem Unreinen. Aber es kommt ein Zeitpunkt, wo man darüber zweifelhaft wird, was besser ist, noch immer nichts sagen, oder sie lieber selbst in geeigneter Weise mit dem bekannt machen, was sie vielleicht bald durch andere und dann in gefährlicher Weise kennen lernen. Ich habe dabei selbstverständlich nur die Knaben im Auge. Wir haben

hier vor einigen Jahren in der Volksschule erschreckende Entdeckungen gemacht, die mir viel zu denken gaben über die richtige Methode der Bewahrung."

„Ich habe damals davon gehört," erwiederte die Hauptmannin. „Ich hätte nicht geglaubt, daß unter den Kindern des Mittelstandes, den man im allgemeinen für religiöser hält, als die höheren und niederen Stände, solche Dinge passirten." —

„Da gibt's ja gar keine Erziehung, gnädige Frau; die Eltern lassen ihren Kindern allen Willen, sprechen alles vor ihren Ohren, thun vieles, was für Kinderaugen nicht gut ist, in Gegenwart derselben, beten nicht mit und nicht für die Kinder. In welchem Hause Wunstorf's käme es wohl vor, daß die Mutter thäte, wie Sie, und Abends und Morgens mit ihren Kindern betete, ihre Kleinen vor einem Bilde des Herrn knieen ließe, ihre Kinder segnete? Ich glaube, nicht in einem einzigen Bürgerhause der ganzen Stadt. Wenn die kleinen ABC-Schützen in die Kleinschule eingeführt sind, und man fragt sie: kannst du beten, mein Kind? so wissen die wenigsten, was man will und meint. Aeußerst selten hat ein Kind im Elternhause das Vater Unser oder sonst ein Gebetlein gelernt. Das alles gibt ihnen erst die Schule."

„Wir müssen Gott danken," erwiederte die Dame, „wenn wir von Kindheit auf an's Gebet gewöhnt worden sind. — Doch um zurückzukommen auf unser Gespräch — ich denke doch, wenn man einen Knaben dahin erzieht, daß er in Gegenwart Gottes, gleichsam

unter Gottes Augen zu wandeln sich bewußt bleibt; dann wird er gegen die Eindrücke des Unreinen gestählt sein."

„Wenn er dahin gebracht ist, gnädige Frau, dann gewiß. Aber ihn dahin bringen, das scheint mir gerade das Schwierige."

„Ich ziehe ihn eben auf in Gottes Wort und Gebot."

„Gewiß, gnädige Frau. Erlauben Sie mir aber, eine Gefahr zu berühren, welche gerade von frommen Eltern zuweilen gar nicht gesehen wird. Ich meine die, daß man in dem ernsten Bestreben, in Gottes Wort und Gebot seine Kinder zu erziehen, dieselben mit Gottes Wort, daß ich so sage, überfüttert, ihnen beides, Gottes Wort und das Gebet, durch das Zuviel zuwider macht."

„Es freut mich außerordentlich," erwiederte die Dame lebhaft, „das gerade von Ihnen zu hören. Offen gesagt nämlich, hatte ich eine leichte Besorgniß, weil man soviel hier hört, daß Sie ein Mann des neuen Katechismus seien, Sie möchten in dieser Beziehung des Guten doch zuviel thun."

„Hoffentlich haben Sie davon noch keine Spuren gefunden, meine Gnädige?"

„Nein, das gewiß nicht. Uebrigens kenne ich das Buch auch gar nicht. Man macht sich nur zuweilen Sorgen, wenn man daran denkt, wie häufig gerade die Söhne gläubiger Eltern, und namentlich gläubiger Prediger, mißrathen und zu Grunde gehen. Die Gläubigkeit und Frömmigkeit darf keine Treibhaus-

pflanze sein; sie muß still und unmerklich gepflegt werden, mehr durch das eigene Beispiel, als durch vieles Ermahnen und Zurechtweisen, mehr durch das unablässige Gebet für die Kinder, als durch das Kommandiren zum Gebet. Das ist so meine Praxis vom elterlichen Hause her."

Ich will den Leser nicht länger mit derartigen pädagogischen Gesprächen aufhalten; er wird in die Erziehungsmethode der edlen Frau einen Einblick erhalten haben, und damit auch in die in der „Stiftsschule" befolgte. Ich füge nur noch hinzu, daß die fromme Mutter ihren Kindern die schönsten der biblischen Geschichten erzählt und eingeprägt hatte, lange bevor dieselben ihren ersten Schulweg antraten. —

Ich eile zum Abschlusse dieses Bildes.

Irgend eine Ursache rief die Dame, welche der Leser soeben kennen gelernt hat, im Frühling 1866 in ihre Vaterstadt Hamburg.

Inzwischen brach der Sturm des genannten Jahres plötzlich und unerwartet über uns herein. Wir hatten zwar Wochen lang die schweren preußischen Militärzüge täglich in beträchtlicher Anzahl an uns vorüberfahren sehen. Aber sie gingen ja alle an die böhmische Grenze. Daß Hannover mit in den Kriegssturm eingewickelt, daß es gar durch denselben weggefegt werden würde, das ahnte wohl keiner von uns. Daß derselbe Kriegssturm unser schönes Zusammenleben in Wunstorf zerstören, daß noch in diesem

Jahre fast alle Theilnehmer dieser gemüthlichen Abende in alle vier Winde zerstreut werden würden, die meisten auf Nimmerwiedersehen, das ahnte eben so wenig Jemand.

Ich stand in meiner Klasse und unterrichtete wie immer. Plötzlich schmetterten Trompeten das Allarmsignal. Von Hannover her, so wurden Stimmen auf der Straße laut, ist eine starke Truppenmacht im Anmarsch; in einer halben Stunde ist sie da. Man erwartet hier ein Gefecht. Denn von Minden rücken 16000 Preußen gegen unsere Grenze vor. — Diese war ein Stündchen vom Städtchen entfernt.

Mit dem Unterrichte war's aus. Schon machten die Fouriere Quartier. In die Dechanei sollten mehrere Offiziere und ihre Diener nebst einem Trompeter aufgenommen werden.

Jetzt begann der Einmarsch. Es sollte das letzte Mal sein, daß wir hannoversche Truppen sahen. Die Gardeküra̲ssire auf ihren prächtigen Pferden rückten ein, mehrere Regimenter Infanterie zogen mit rauschender Musik durch die Stadt, Kanonen rasselten über das Pflaster. Unter lustigen Fanfaren ritten Husarenschwadronen an uns vorüber.

Ich eilte zur Villa. Auf der Auebrücke begegnete mir der Hauptmann. „Ich kann nicht glauben, daß es Ernst wird," antwortete er auf meine Frage. „Man weiß hier überhaupt nichts. Allgemeine Confusion. — Was wird meine Frau anfangen. Aller Telegraphen-Postdienst dorthin ist unterbrochen. Es heißt, die Preußen ständen bei Harburg schon auf

hannoverschem Terrain. Sollten wir marschiren, Rector, und meine Frau hier mich suchen, so sagen Sie ihr, wie es hergegangen ist. Die Kinder schicke ich nach Marienwerder zu Amtmanns; hier können sie allein nicht bleiben, wenn ich fort muß."

Wir gingen zur Stadt hinaus. Die Vedetten sprengten in den Feldern umher, die Vorposten standen weit vorgeschoben gegen Düendorf und den Haster Wald. Der Hauptmann hatte den Dienst, die reitende Artillerie wurde, so gut das in der Eile ging, marschfertig gemacht. Wir verabschiedeten uns mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Behüt' Gott! auf Wiedersehen, wenn Gott will.

Den Rest des Tages schwirrten die widersprechendsten Gerüchte durch die Stadt. Es schien ausgemacht, daß man hier die Preußen erwarten und ihr Vordringen aufzuhalten versuchen würde. Der „Stiftsprediger" war in entsetzlicher Angst, viele Weiber liefen heulend durch die Stadt, in der Voraussicht, daß dieselbe nothwendig in Flammen aufgehen müsse. Wer seinen Kopf zu Rathe zog und sein Herz befragte, der mußte wünschen, daß es gelinge, hier den Einmarsch des Feindes zurückzuschlagen. Natürlich setzte man voraus, daß vor allen Dingen auch die Mindener Chaussee besetzt war und ein linker Flügel sich an die vorspringenden Höhen des Deisters lehnte. Zwischen diesem Gebirge und unserer Stadt, meinten die Offiziere, würde die hannoversche Garnison in guter Position den Feind zurückwerfen können, wenn letzterer an Zahl auch um

einige Tausende stärker sei. Die heranziehende preußische Colonne werde vorzugsweise aus Landwehr bestehen.

In der Nacht wurden wir plötzlich durch das unheimlich schmetternde Allarmblasen geweckt. Die Truppen marschirten ab, aber nicht gegen die Grenze und den Feind, sondern zurück nach Hannover. Unbegreifliche Kopflosigkeit! „In drei Tagen spätestens habt ihr die Preußen hier,“ sagte Hauptmann W., ein früherer Schulkamerad, beim Abschiede zu mir.

Zwei Tage später machte ich meinen gewohnten Morgenspaziergang von vier bis sechs Uhr früh in der Richtung gegen Düendorf. Die Eisenbahn gegen Minden zu war hier aufgerissen, die Telegraphendrähte zerschnitten. Jenseits des Gutes sah ich längs des Bahndammes Reiter sich bewegen. Sie kamen vorsichtig näher; es waren die ersten preußischen Husaren. Bald sprengten sie eilig zurück, nachdem sie die unterbrochene Bahnstelle besichtigt.

Nachmittags dampfte ein Zug langsam heran. Bei der Unterbrechung wurde gehalten. Noch war alles still und todt. Als man sicher zu sein schien, daß die Luft rein, und ein Ueberfall nicht zu befürchten sei, öffneten sich die Waggons; preußische Landwehr stieg aus. Die Bahn wurde reparirt. Gegen Abend rückten ganze Schaaren vor und besetzten den Wunstorfer Bahnhof. Das Hauptcorps bewegte sich auf der Mindener Chaussee gegen Hannover vor. Haufenweise lagen die zurückgelassenen Ermüdeten in den Gräben. „Hannover ist voll Preußen,“ schrieb

mir bald darauf mein Vater; „Gott erbarme sich unseres armen Landes und Königs. Wie wird das enden?“ — Ich muß gestehen, der Gedanke, daß „es schief gehen“ könne, daß die Anwesenheit der Preußen in Hannover ein Unglück sei, war mir nicht gekommen.

Indessen gab es Aufregung genug. In unbegreiflicher Kopflosigkeit hatte man regierungsseitig zwar die Preußen vor den Kopf gestoßen durch die bekannte Abstimmung am Frankfurter Bundestage, aber jede Rüstung unterlassen. Oder haben jene Recht, welche damals die ganze Katastrophe einem weitverzweigten Complott und einem vielfachen Verrath von Seiten hannoverscher Unterthanen schuldgaben? Auffallend war jedenfalls, daß die Reservisten auf einen so späten Termin einberufen waren, daß sie jetzt durch die Preußen hindurch zu der immer weiter nach Süden zurückweichenden Armee sich durchschleichen mußten. Man sagte, ursprünglich sei der Termin auf Befehl des Königs viel früher angesetzt gewesen; ein General habe ihn aber auf eigene Faust ohne Wissen des Kriegsherrn verschoben.

Als Tagelöhner, Handwerker, Weiber verkleidet passirten Schaaren von Reservisten Wunstorf, immer einzeln oder zu zwei gehend. Ein Zug Osnabrücker Dragoner hatte auf dem Marsche sich durch die preußische Colonne abgeschnitten gesehen, aber noch unbemerkt retiriren können. Von Dorf zu Dorf reitend, waren sie endlich bis in die Nähe von Wunstorf gekommen. In einem Walde unweit des Dorfes

Idensen campirten sie einige Tage, von den Bauern mit allem Nöthigen versorgt, bis sie endlich durch die Wälder sich ziehend, in einer stürmischen Nacht die Bahn und die Mindener Chaussee unbemerkt überschreiten konnten und so hinter dem Deister herum das Weserthal bei Hameln und durch dieses die Armee erreichten. Dieselbe Richtung schlugen alle Reservisten ein.

Eine Abtheilung einer nördlichen Garnison, man sagte von Stade, war unbemerkt bis in die Gegend zwischen Bordenau und Luthe unweit Wunstorf gelangt. Der Wunstorfer Bahnhof war, wie gesagt, von den Preußen stark besetzt; die Umgegend wurde von Pikets durchzogen. Jetzt galt es, jene hannoversche Abtheilung glücklich über den Leinefluß und den Bahndamm dem Deister zuzuführen. Wie von ungefähr fuhren Luther Bauern einige Bier- und Schnapsfässer zum Bahnhofe; sie wollten es dort verladen, hieß es. „Was habt ihr drin?“ schnarrte der Führer eines Pikets sie an. „Snaps un Beir.“ — „Her damit!“ — „Nä, nä, dat geiht nich.“ — „Verfl — Bauern; wir sind Preißen; uns jehört jetzt das Land.“ — „Dat wi nich wößten.“ — „Wart du Calenberger Dickkopp, ich will dir lehren, die Preißen zu reschpekdirn.“ Zufolge höheren Befehls, wie die bekannte Redeweise lautet, entlasteten nun die Preußen den Bauernwagen und fingen an, den Inhalt der Fässer zu kosten. Das war's, was die Bauern beabsichtigt hatten. Das Kosten wurde zu Trinken, das Trinken zu Saufen; in nicht allzulanger

Zeit lag die tapfere Schaar besiegt im Grase. Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Unbemerkt passirten die Hannoveraner, von Luther Bauern geführt, die Leine und die Bahn und erreichten sicher den schützenden Deister.

Derartige Geschichten wanderten von Mund zu Mund, aber kein Preuße erfuhr etwas davon.

Wieder kehrte ich eines Morgens in der Frühe vom Spaziergange zurück. Ich kam an der Villa M. vorbei. Sie lag still und todt. Wehmüthig blickten die geschlossenen Fensterläden mich an, hinter denen wir so manche angenehme Stunde verlebt. Als ich der Stadt näher komme, in der Nähe der nun ebenfalls verödeten Artilleriekaserne, sehe ich eine Dame unschlüssig stehen. Ich komme näher. „Grüß Gott! gnädige Frau, Sie hier? Woher kommen Sie und wohin gehen Sie?“ — „Gott sei Dank! daß ich Sie treffe; ich war schon halb in Verzweiflung.“ Sie war ganz erschöpft von Angst und der durchreisten Nacht. „Wissen Sie, wo mein Mann ist, wo die Kinder? Ich komme diesen Morgen in aller Frühe hier an, denken Sie sich, von Hamburg über Bremen, da die Bahn nach Hannover gesperrt ist; ich eile vom Bahnhofe zu unserem Hause; es ist verschlossen; ich klopfe; Niemand hört. Ich klopfe, rufe; keine Antwort. Eine namenlose Angst ergreift mich. Bei der entfernten Lage der Villa konnte ich Niemand erreichen, noch erfragen. Ich eile her zur Kaserne;

Alles fort, Alles leer. Ein preußischer Posten davor. Den Menschen konnte ich nicht fragen; hätte auch nichts genützt. Gott sei Dank, da kommen Sie daher. Wo ist mein Mann, wo sind die Kinder?"

Wie froh war ich, der geängsteten und erschöpften Frau wenigstens den Trost geben zu können, daß sie ihre Kinder in Marienwerder finden werde. Was ich wußte, theilte ich ihr mit. „Ich fahre sogleich nach Marienwerder, oder wann geht der nächste Zug?" — „Erlauben Sie mir dann wenigstens, Sie zum Bahnhofe zu führen, gnädige Frau, und Ihnen das Nöthige zu besorgen; unterdeß stärken Sie sich dort mit einem Kaffee. Ich hoffe, Sie werden die Kinder wohlauf finden, und auch Nachricht von Ihrem Gemahl. Beim Abschiede hat er mir gesagt, wenn es ihm möglich sein würde, würde er dorthin schreiben."

So gingen wir zum Bahnhofe. Unterwegs hatte ich wieder Gelegenheit, die ächte Frömmigkeit der edlen Frau zu bewundern. Schweigend schritten wir neben einander; sie schien im Innern den fernen Gemahl dem göttlichen Schutze anzuempfehlen; ich wagte nicht sie zu stören. Keine Aeußerungen sentimentalen Unglücksjammers kamen über ihre Lippen. Die ruhige Fassung, welche lebendiger Glaube und die aufrichtige Ergebung in den Willen Gottes verleihen, prägte sich in ihren Zügen und in ihrem ganzen Verhalten aus. Dabei zeigte sie sich ganz erfüllt von dem Pflichtgefühl des Christen, der sich selbst vergißt. Gern hätte ich ihr mein Haus zu einer Rast und Erquickung angeboten. Aber mit einem dankbaren Blick und Hände-

druck lehnte sie ab, ehe ich's ausgesprochen; „die Mutter," sagte sie lächelnd, „sucht ihre Kinder." Glücklich war sie, nicht lange auf einen Zug warten zu müssen. „Glückliches Wiedersehen mit Ihren Kindern," wünschte ich beim Abschiede; „dem Julius einen schönen Gruß, den andern beiden auch." — „Auf Wiedersehen, so Gott will!" war die Antwort nebst einem Gruß für die Meinigen.

Die Langensalzaer Schlacht war geschlagen. Für kurze Zeit kamen Hauptmann's nach Wunstorf zurück; auch einige andere Offiziere. Daß es mit einem Königreich Hannover für immer vorbei sei, daran war nicht zu zweifeln. Noch einige Wochen angenehmen Verkehrs — dann wurden alle zerstreut; Hauptmann's zogen dem Rheine zu in eine preußische Garnison — er war in preußischen Dienst getreten. Auch für mich hatte die Stunde des Abgangs geschlagen. Wir zogen gen Osten, dem Harzgebirge zu, auf ein Dorf.

Aber noch einmal im Leben sollten wir uns begegnen. Es war das Jahr darauf, gelegentlich des hannoverschen „Missionsfestes." Das Fest wurde nachmittags in einem Eichenwalde zwischen Herrenhausen und Hainholz gefeiert. Ich lehnte an einem Baume, plötzlich steht eine schlanke Gestalt vor mir; ihr Antlitz wird von einem breitrandigen Strohhut verdeckt.

„Grüß Gott! Herr Pastor, haben Sie mich so schnell vergessen?" ruft die Dame lachend und schlägt

den Hut zurück. „Ich bin wieder in Marienwerder, mit den Kindern. Sie müssen kommen und uns da besuchen, wo möglich heute noch oder doch morgen. Wie wird Julius sich freuen, wenn er Sie wieder sieht.“ —

In Marienwerder gab's viel zu erzählen. Einen Vormittag konnte ich dort verweilen. Dann rief der Beruf mich zurück in mein Dorf. Aber Julius mußte mich für einige Tage begleiten. Als wir abzogen, gab uns die Hauptmannin bis zur Station Selze das Geleit. Ich sehe sie noch, wie sie auf der Leinefähre sitzend den letzten Abschied uns zuwinkte. Mit einem „Auf Wiedersehen!“ waren wir geschieden. Doch hat's hier auf Erden nicht sein sollen.

Den Julius führte ich mit mir nach Schladen. Einige Tage blieb er. Wir kletterten in den Ockergebirgen des Harzes mit ihm herum, auf die Ahrensburg, nach Romker Hall u. s. w. Vor allem aber hatten wir unsere Freude daran, die Früchte der mütterlichen Erziehung an dem Knaben zum Vorschein kommen zu sehen. Abends und Morgens kniete er regelmäßig an seinem Bette nieder und verrichtete andächtig sein Gebet, auch für die Mutter und den Vater in der Ferne. „So hat's uns die Mutter gelehrt, und thut's daheim selbst alle Tage mit uns.“

Sie ist schon lange heimgegangen, diese geläuterte und schlichte Jüngerin Christi, und ruht nun aus von dem mancherlei Kreuz, das sie hat tragen müssen. So oft ich des Wunstorfer „Stifts“ gedenke, tritt

auch ihre Gestalt mir in dankbare Erinnerung; denn mancherlei Freundlichkeit und Liebe hat sie uns dort erwiesen.

Sie wird längst vollendet und zur Anschauung Gottes gelangt sein. Was wir uns wünschen und allen Eltern, denen das Seelenheil ihrer Kinder am Herzen liegt, sei auch ihr gewünscht, daß sie ihre Kinder, die sie dort betend erwartet, auch dereinst in Empfang nehmen und vor Gottes Thron möge danken können: Hier bin ich, und die Kinder, die Du Gott mir gegeben hast; ich habe kein's derselben verloren.

Wenn man Seelen, die den Herrn lieb haben und auf seine Erscheinung warten, im Leben begegnet und ihnen in dem Namen und Herzen Jesu näher gekommen ist, so lenkt sich der Blick gern in jene zukünftige Welt, wo man sich, am Ziele angelangt, wieder zusammen finden wird. Mit diesem Gedanken und dem Wunsche, den derselbe an die Hand gibt, scheide ich von dem „Stifte“ in Wunstorf, und von allen, denen ich während meines dortigen Aufenthalts begegnet bin.

---

4. Das alte Stift.

Nach Annahme eines protestantischen Historiographen des Stifts haben sich die ersten Religiosen in der Gegend von Wunstorf um's Jahr 800 niedergelassen. Ob die Annahme, daß dieselben zum Theil Aerzte gewesen, durch den Umstand an Wahrschein-

lichkeit gewinnt, daß St. Cosmas und Damianus die Patrone des späteren Stifts wurden, darüber vermag ich kein Urtheil abzugeben. Jedenfalls aber haben jene Religiosen das Verdienst, die undurchdringlichen Wälder und Moräste in eine so angenehme Gegend umgewandelt zu haben, daß das nachherige Stift Wunnedorp (villa amoenitatis) genannt wurde.

Die Gründung desselben geschah nach einigen Angaben im Jahre 870, nach anderen 876 von Minden aus durch den Bischof Diedrich III. Es wurde gestiftet für zwölf Kanonissen, zwölf Kanoniker und zwölf Arme. Letztere sollten von den Stiftsgütern mit unterhalten werden, während die zwölf Kanonissen und Kanoniker von Adel sein mußten. Das Ganze unterstand der Aebtissin, welche aus der Zahl der zwölf Kanonissen gewählt und aus gräflichem oder fürstlichem Stande sein mußte, während von den zwölf Kanonikern einer als Präfect dem Mannsstifte vorgesetzt war. Kanonissen und Kanoniker lebten nach der Regel Chrodegangs. So viel ich weiß, ist Wunstorf das einzige Stift in Norddeutschland gewesen, welches beide Geschlechter nach dieser Regel vereinigte. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde das Mannsstift auch Bürgerlichen geöffnet, während das Damenstift adlich blieb. Kaiserliche Privilegien erhoben Wunstorf zu einem freien Stift und brachten es zu hohen Ehren.

Neben dem Stift baute sich die Stadt gleichen Namens an. In der Kirche derselben, St. Bartholomäi, wurde noch im Anfange dieses Jahrhunderts

die angebliche Hand des Apostels aufbewahrt. Bischof Diedrich III. hat sie mit den angeblichen Gebeinen der Stiftspatrone aus Italien mitgebracht.

Die Stiftskirche wurde 1284 geweiht. Allen Theilnehmern an dieser Feier war vom Bischof ein Ablaß von vierzig Tagen zugesagt worden. (Die „Geschichte der Lande Braunschweig-Lüneburg" von Havemann berichtet diesen Ablaß in folgender Weise: es wurde „durch erzbischöfliche Ablaßbriefe . . . der volle Erlaß der Sünden für die Dauer von vierzig Tagen versprochen!")

Die Voigtei über das Stift hatte seit ihrem Aufkommen die mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts unter verschiedenen Namen auftauchende Grafenfamilie derer von Roden, die auch Grafen von Wunstorf und Grafen von Limbern oder Limmer genannt werden. Einer derselben, Graf Konrad, gründete das früher mehrfach erwähnte Frauenkloster Marienwerder (Insula S. Mariae) auf einer Leineinsel (1196), in welchem er nebst seiner Gemahlin Kunigunde beigesetzt wurde. Dieses Kloster wurde von Augustinerinnen aus dem schaumburgischen Kloster Obernkirchen bevölkert.

Im Jahre 1200 mußten die Grafen die Voigtei über Stift Wunstorf theilweise der Aebtissin abtreten.

Zur Grafschaft Wunstorf gehörten die Stadt und Herrschaft gleichen Namens und Schloß Blumenau (jetzt Domäne) mit dem dazu gehörigen Bezirke, die Gohe (Gogrevenschaft) Selze mit achtundzwanzig

Dörfern, die Gerichte Goltern und Bente und später auch die Herrschaft Diepenau. Die Grafen gingen zu Lehen bei den Hochstiftern Minden und Hildesheim.

Im Jahre 1446 verkauften die Grafen Julius und Ludolf von Wunstorf ihre Grafschaft Wunstorf an den Bischof Magnus von Hildesheim, der ihnen für einen Theil des Kaufgeldes (10000 rheinische Gulden) die Winzenburg bei Alfeld und später das Schloß in der Schlame (Schladen) an der Ocker nördlich vom Harze einräumte, aber noch in demselben Jahre mit 500 Gulden Profit die Grafschaft an den welfischen Herzog Wilhelm von Calenberg verkaufte. Der Bischof Albert von Minden erklärte darauf die Grafen ihrer Lehen und namentlich der Stadt Wunstorf für verlustig, weil sie seine Einwilligung nachzusuchen unterlassen hatten, überließ aber Wunstorf und Blumenau dem Herzoge, welcher dafür die Lehensherrlichkeit des Bischofs anerkannte. So kam die Grafschaft an die Welfen, die Grafen aber in Besitz stifthildesheimischer Schlösser. Der Bischof von Hildesheim war der Geprellte.

Die Sache hatte ihre Folgen. Der Sohn des Welfen schämte sich nicht, gegen stiftische Unterthanen zu wegelagern. Da überfielen einige Stiftsjunker die Schlösser Homburg und Eschershausen in den Wesergebirgen, nahmen sie ein und belagerten überdies den Calenberg an der Leine. Herzog Wilhelm wußte ein im Solde des Erzbischofs von Cöln gegen Soest durchziehendes Hussitenheer zu bewegen,

ihm behufs Eroberung der Homburg hülfreiche Hand zu leisten. Der stiftische Voigt floh erschrocken in die Wälder des Solling, die Hussiten eroberten das Schloß und zogen dann durch's Gebirge der Weser zu, welche sie bei Holzminden überschritten. Mit Hülfe der Bürger von Hannover nöthigte Wilhelm die Stiftischen zur Aufhebung der Belagerung des Calenbergs. Vergeblich bemühte sich der päpstliche Legat in Deutschland, Cardinal Nicolaus von Cusa, auf einem Tage in Hannover (1451) die Fehde beizulegen. Graf Julius von Wunstorf überfiel in demselben Jahre um Michaelis den Sohn Wilhelms, als derselbe von Hardegsen im Sollinge ausgeritten war, und schleppte ihn gefangen zur Winzenburg. Erst im März 1452 gelang es dem Erzbischof von Magdeburg im Verein mit Bischof Burkard von Halberstadt und Kurfürst Friedrich von Brandenburg, die Streitenden zu bewegen, dem Bescheide des Cardinallegaten nachzukommen. Gegen eine Lösesumme von 2000 Gulden, welche die Stände des Fürstenthums Oberwald (Göttingen) auf Martini zu zahlen sich verpflichteten, entließ Graf Julius von Wunstorf seinen Gefangenen am Johannistage 1452 aus der Haft auf der Winzenburg.

Dieser Graf Julius von Wunstorf ist in der Geschichte des Stifts auch noch durch einen Vorfall bekannt, welcher uns einen tiefen Einblick in die geistige Macht der damals doch so verweltlichten Kirche thun läßt. Sein Voigt hatte im Jahre 1410 den Amtmann des Stifts erschlagen. Der Graf besorgte

nun nicht ohne Grund, daß das Verbrechen seines Dieners an ihm durch Excommunication möchte gestraft werden. Er erbot sich daher zu folgender Buße. Sein Voigt solle in Begleitung von fünfzig Edelleuten die Aebtissin um Gottes willen um Verzeihung bitten. Er selbst wollte mit hundert „zum Schilde geborenen Männern“ bei drei Seelenmessen in der Stiftskirche zum Opfer gehen, ferner einen Altar stiften und mit den zur Erhaltung eines Priesters erforderlichen Renten ausstatten.

Die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts wurde dem Stifte Wunstorf durch die Wittwe Herzogs Erich I. von Oberwald und Deisterland (Göttingen und Calenberg) aufgenöthigt. Dieses Weib, die gleichnamige und ihrer Mutter ähnliche Tochter jener Markgräfin Elisabeth, welche ihrem Gemahl, dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, entlief (1528) und lange Zeit bei Luther sich aufgehalten hat, war schon bei Lebzeiten ihres Ehemannes für die Luthrisirung der genannten Fürstenthümer mit allen möglichen Intriguen thätig gewesen. Der Herzog selbst zwar hatte aus Gewohnheit an der Kirche festgehalten, war aber innerlich gegen dieselbe indifferent gewesen. In die Netze dieser seiner zweiten Ehefrau, die ganz den Eindruck eines emancipirten und ränkevollen Weibes macht, welches mit gottselig klingenden Phrasen um sich zu werfen versteht, in die Netze dieses Weibes war der

alternde Herr besonders seit der Geburt eines Sohnes gerathen. Seitdem hatte er ihr gestattet, im Schlosse zu Münden das luthersche Abendmahl einführen zu lassen. Er hatte dann geradezu wie ein Judas an der Kirche gehandelt und in den Städten Göttingen und Northeim dem durch luther'sche Prädicanten aufgewiegelten Pöbel die Durchführung der Revolution gegen Zahlung guter Geldsummen gestattet.

In gleichem Indifferentismus hatte er seiner Frau es ungehindert hingehen lassen, durch nichtswürdige Listen und Gewaltacte die Luthrisirung des Wunstorfer Stifts, des wichtigsten und berühmtesten im Deisterlande, von langer Hand her einzufädeln.

Das Stift war zwar reichsunmittelbar und stand in kirchlicher Beziehung unter der Jurisdiction von Münden. Das war aber für die Zwecke jener hohenzollern'schen Prinzessin kein Hinderniß. Dank der weltlichen Kirchenstaatspolitik der damals aufeinander folgenden Päpste war der Kaiser in Kriege verwickelt, die ihn an der Unterdrückung der Revolution ebensowohl hinderten, als an der Beschützung der Rechte der Kirche. Die intriguante Fürstin konnte mithin ungehindert operiren.

Als im Jahre 1536 die Aebtissin Katharina von Hohenstein gestorben war, hatte die Herzogin es durch ihre Umtriebe dahin zu bringen gewußt, daß ihre erst zehnjährige Tochter vom Convente zur Aebtissin gewählt wurde. Dem Mindener Bischofe hatte sie,

völlige Anhänglichkeit an die Kirche heuchelnd, die Bestätigung dieser unkanonischen Wahl entlockt. Selbstverständlich konnte das Kind nicht Aebtissin sein; das war aber auch gar nicht die Meinung der Mutter. Vielmehr hatte diese gerade in der Absicht die Wahl des unmündigen Kindes erschlichen, um dessen Unmündigkeit zum Vorwande zu benutzen, unter welchem sie als Vormünderin ihrer Tochter, der nominellen Aebtissin, die Verwaltung des Stiftes in der That an sich riß. Die Tochter selbst ist niemals in's Stift eingetreten, nie nach Wunstorf gekommen.

Nach dem Tode ihres Gemahls konnte die Herzogin-Wittwe die Maske abwerfen. Im Jahre 1542 decretirte sie behufs Durchführung der kirchlichen Revolution eine „Generalvisitation" der Städte und Klöster in den Fürstenthümern, deren vornehmstes Werkzeug ein apostasirter Cisterzienser, Namens Rabe (Corvin), ein Freund Luthers, abgab. Unter Leitung dieses Menschen waren acht Mann zur Ausführung derselben beordert.

Jetzt wurden die Zwecke jener widerrechtlichen Einmischung in die Angelegenheiten des Stifts Wunstorf offenbar.

Die Einkünfte einer der Kanonikatspräbenden erhielt zunächst Herr Rabe. Die einer zweiten und dritten wurden zum Gehalte eines Prädikanten verwandt, welcher dem Stifte als „Aufseher" aufgenöthigt wurde, um die Durchführung der Luthrisirung zu sichern. Man gab diesem Aufseher auch den Titel „Stiftssenior" und verband mit der neugeschaffenen

Stelle den „ewigen Sitz eines Superintendenten.“ Zwei weitere Präbenden wurden als Einnahme für zwei weitere Prädicanten verwandt, welche man dem Stifte aufdrängte. Jeder dieser drei Eindringlinge erhielt auch Wohnung. Auch ein Schulmeister wurde eingesetzt und demselben die Präbende einer Kanonisse zugetheilt. Zwei Präbenden wurden zu Stipendien für Kinder bestimmt. Aber nicht das Stift sollte dieselben vergeben, sondern die Herzogin behielt sich dies vor. Eine der Kanonikatspräbenden hatte Herzog Erich I. der Kapelle in Hainholz bei Hannover beigelegt und dieselbe zur Pfarrkirche erhoben, um denjenigen Einwohnern der durch einen Pöbelaufstand luthrisirten Stadt Hannover, welche katholisch geblieben waren, Gottesdienst zu ermöglichen. Die Hainholzer Pfarre wurde nun ebenfalls luthrisirt. Von den noch übrigen Kanonikaten ließ man eine verminderte Anzahl bestehen; Rabe und Consorten zwar hatten die Einziehung derselben „in den gemeinen Kasten“ nahe gelegt. Nachdem man den Einkünften der Kanonissen die Besoldung eines luthrischen Schulmeisters abgenöthigt hatte, benutzte man die durch diese Beraubung entstandene Verminderung der Einnahmen derselben zum Vorwande, ihre Zahl zu vermindern und von der Gnade des Landesherrn abhängig zu machen.

Die Altäre der Stiftskirche wurden bis auf einen abgebrochen, die Heiligenbilder vernichtet, die Meßgewänder, Ornate und Ordenskleider versilbert. Die lateinischen Horen wurden den Kanonissen verboten

unter dem Vorwande, daß sie dieselben nicht verstünden. Beichten bei Mönchen ebenfalls; die ihnen aufgedrungenen Prädicanten sollten sie als „Beichtväter“ anerkennen. Auch wurde ihnen anbefohlen, die Predigten derselben anzuhören. — Alle ihre Bücher sollten sie einschicken, damit man die „papistischen“ vernichten könne.

Nicht ohne heftigen Widerstand der Kanonissen, dessen Seele die Stiftsdame von Münch war, wurde diese Luthrisirung des Stifts erzwungen. Die Dechantin wurde unter dem Vorwande, daß sie zu alt sei, entsetzt, mit Belassung ihres Titels und ihrer Einkünfte, und eine gefügige Person als „Vice-Dechantin“ dem Stifte aufgenöthigt.

Dem Recesse wurde noch das Verbot hinzugefügt, keine Nachtzeche in ihren Wohnungen zu halten, auch bei Tage keine verdächtige Gesellschaft bei sich zu haben; ohne Erlaubniß der „Vice-Dechantin“ nicht zu Gaste zu gehen, dann aber stets eine zweite Kanonissin mitzunehmen. Jede nachgewiesene Verletzung der Keuschheit sollte den Verlust der Präbende nach sich ziehen. In keinem der Recesse, welche bei jener gewaltsam durchgeführten „Generalvisitation“ den Frauenklöstern aufgenöthigt worden sind, kommt ein ähnlicher Zusatz vor. Man wollte offenbar unter dem Vorwande des nahegelegten Verdachts die Klosterfrauen der Bewachung und Einschränkung unterwerfen und so an gemeinsamen Maßregeln zum Widerstande gegen die ihnen verhaßte Luthrisirung verhindern. In keinem der übrigen Klöster hatte man sol-

chen Widerstand gefunden, wie in Wunstorf. Selbst die sehr gelehrten Klosterfrauen von Weende, denen man kluger Weise die Abhaltung der Horen in lateinischer Sprache concedirte, scheinen sich, hierdurch vielleicht düpirt, leichter gefügt zu haben, als die Wunstorfer.

Die Luthrisirung und totale Umwandlung des Stifts, namentlich die Aufoctroirung eines luthrischen „Aufsehers“ oder Superintendenten auf Stifts-Unkosten, wurden selbstverständlich mit dem frommen Vorwande beschönigt, „die Förderung des göttlichen Worts sei für die wichtigste Sache zu achten.“

Diese Reihe von Gewaltacten an den Klöstern und Stiften des „Landes zwischen Deister und Leine“ und des Fürstenthums Oberwald konnte die apostasirte Hohenzollerin nach dem Tode ihres Gemahls, des alten Herzogs Erich, ungehindert ausführen, weil es ihr gelungen war, sich der Vormundschaft über ihren ebenfalls Erich geheißenen Sohn und zugleich der Regierung widerrechtlich zu bemächtigen. „Den bestehenden Verträgen im Hause der Welfen gemäß hätte Herzog Heinrich dem Jüngern von Wolfenbüttel als nächstem Agnaten die Regentschaft für die Dauer der Unmündigkeit des jüngern Erich gebührt.“ (Havemann). Der Herzog Heinrich aber war, wenn auch in sittlicher und religiöser Beziehung wenig achtungswerth, äußerlich katholisch geblieben und ein abgesagter Feind der luthrischen Revolution.

Die listige Elisabeth aber hatte von ihrem Gemahl nicht bloß die Ernennungen der apostasirten Nachbar-

fürsten, ihres Bruders, Joachim II. von Brandenburg, und des Landgrafen Philipp von Hessen, sowie auch ihrer selbst, zu Vormündern ihres Sohnes Erich neben dem nächsten und allein zur Regentschaft berechtigten Agnaten, dem Herzog Heinrich, zu erschleichen gewußt, sondern auch die Bestellung einer Regentschaft unter ihrer eigenen Leitung.

Herzog Heinrich war zwar entschlossen, das hinsichtlich der Regentschaft rechtsungültige, weil vertragswidrige Testament zu ignoriren und die Regierung der Fürstenthümer in die Hand zu nehmen. Es war aber dem damals mächtigen schmalkaldischen Bunde kaum ein deutscher Fürst so verhaßt, als gerade Heinrich. Ende des Jahres 1538 nämlich hatte Landgraf Philipp den auf einer Sendung an den kaiserlichen Vicekanzler Held und den Erzbischof von Mainz begriffenen Geheimsecretär Heinrichs, Stephan Schmidt, im Kauffunger Walde aufgefangen und aus den ihm abgenommenen Briefen ersehen, daß Heinrich mit richtigem Blicke den fast unbegreiflicher Weise unschlüssigen und unthätigen Kaiser zu rascher Entscheidung durch Krieg gegen die hochverrätherischen Schmalkaldener drängte, ehe diese mit Hülfe Frankreichs und anderer ausländischen Feinde des Reichs zum beabsichtigten Angriffe übergehen könnten. Bekanntlich hatten Philipp von Hessen, Ernst von Lüneburg, Johann Friedrich von Sachsen, die niedersächsischen und oberdeutschen apostasirten Städte im März desselben Jahres (1538) zu Braunschweig mit dem Könige Christian III. von Dänemark einen Fürsten-

tag abgehalten, diesen in den schmalkaldischen Bund aufgenommen, Gesandte Heinrichs VIII. von England und der apostasirten Hohenzollern in Preußen und Brandenburg bei sich gesehen und schließlich ein von Melanchthon verfaßtes Schreiben an König Franz I. von Frankreich durch eine eigene Gesandtschaft abgesandt, um auch diesen zum Kriege gegen Kaiser und Reich zu bewegen. Mag nun Herzog Heinrich nur aus politischen Gründen „gut papistisch" gewesen sein, ohne eigene tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus, so war er doch diesen protestantischen Hochverräthern gegenüber ebenso sehr im guten Rechte, als der mit denselben unter einer Decke spielenden und ihn deshalb aus seinem vertragsmäßigen Agnatenrechte verdrängenden Wittwe Herzog Erichs gegenüber. Hatte doch auch dieser dem katholischen Gegenbunde von Nürnberg angehört.

Zu den Verschworenen gehörte und zwar in erster Linie die Stadt Braunschweig. Das Unglück wollte es, daß in demselben Jahre, in dessen Hochsommer Herzog Erich in Hagenau starb, die Reibereien Heinrichs mit dieser Stadt und mit Goslar in offene Zwistigkeiten ausbrachen. Heinrich beging dabei das Unrecht, an den Spruch der kaiserlichen Commissarien in Sachen Goslars sich nicht zu kehren. Die Schmalkaldener schickten nun Braunschweig bewaffnete Hülfe; der Wittenberger Maulheld ließ gegen den Herzog eine seiner unfläthigsten Schmähschriften los: „Wider Hans Worst." Außerdem aber verklagten ihn auf dem Regensburger Reichstage (1541) die

beiden Städte Goslar und Braunschweig und sein eigener Bruder Wilhelm wegen Kirchenfrevels und Ehebruchs, unterstützt von einer Schrift der Schmalkaldener. Endlich aber hatte Heinrich, von der gegen ihn rüstenden Uebermacht derselben genöthigt, aus seinem Lande flüchten müssen; die Braunschweiger und Philipp von Hessen nahmen sein ganzes Land ein, raubten und plünderten die Klöster in demselben und das herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel aus und nöthigten mit Gewalt durch das beliebte Mittel der „Visitation" dem Lande die luthersche Revolution auf. Der uns schon bekannte Rabe-Corvin und der besondere Helfer Luthers, Bugenhagen, waren dabei die Werkzeuge der Eroberer.

Aus diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Wittwe Erichs sich ungehindert der Regentschaft über die Fürstenthümer Calenberg und Oberwald bemächtigen und die luthersche Revolution durchführen konnte. Die wenigen Klöster, welche energischen Widerstand leisteten, wurden mit Gewalt ihrer Insassen entleert, indem letztere zur Auswanderung gezwungen wurden.

Ein Versuch, den Herzog Heinrich im Jahre 1545 machte, sein Land mit Waffengewalt wiederzugewinnen, endete mit seiner und seines Sohnes Gefangenschaft, indem er sich der Uebermacht des schmalkaldischen Bundes ergeben mußte. Triumphirend schrieb damals der Wittenberger an den Landgrafen: „Auch ist hierbei wohl zu bedenken, daß Gott diesmal nicht allein die Person des Herzogs von Braunschweig, sondern den Papst und ganzen Kör-

per des Papstthums, dessen vornehmliches Glied und Heerführer der Herzog gewesen ist, getroffen und geschreckt hat." Der katholische Fürstenbund hatte den Wolfenbütteler Welfen ebensowohl im Stiche gelassen, als der Kaiser Karl V., ersterer hauptsächlich wegen der unsittlichen Aufführung Heinrichs, der sich desselben Vergehens schuldig gemacht hatte, wie der Ehebrecher Philipp von Hessen; der Kaiser wegen der mehrfach bewiesenen Unbotmäßigkeit des Wolfenbüttelers.

Auf die Weise war es der Wittwe Erichs des Aelteren möglich geworden, auch nach ihrer sechs Jahre nach dem Tode ihres Gemahls fertig gebrachten Wiederverheirathung an einen Grafen Henneberg die widerrechtlich angemaßte Regentschaft ferner zu behalten.

Einen Augenblick müssen wir noch bei der Erziehung verweilen, welche sie ihrem Sohne angedeihen ließ. Aus derselben dürfte die traurige Thatsache erklärlich werden, daß die von dem jungen Fürsten mit seinem Regierungsantritt energisch begonnene Unterdrückung der so hinterlistig in seine Gebiete eingeführten Revolution schließlich im Sande verlief.

Der Unterricht, welchen Elisabeth ihrem Sohne angedeihen ließ, war eine thörichte Ueberfütterung mit dem luthrischen „Gotteswort." Sonntags mußte der Knabe mit andern Edelknaben, vor dem Altare der Schloßkapelle knieend die luthrisirte Litanei singen, wobei seine Mutter mit ihren Hofdamen respondirten.

Im vierten Jahre nach dem Tode ihres Ehemannes machte diese fürstliche Revolutionärin, „weil eine Unterredung mit erleuchteten Geistlichen ihrem Herzen allezeit Bedürfniß war," mit ihrem Sohne eine Wallfahrt zu dem Umsturzpropheten in Wittenberg, auf welcher sie unterwegs in Nordhausen auch dem Helfershelfer desselben, Johann Spangenberg, einen Besuch abstattete. „In freudiger Rührung" hörte dieser den damals sechszehnjährigen Prinzen deutsche und lateinische Tischgebete aufsagen. Der Wittenberger, den die Dame bei sich zu Gaste lud, „erquickte sich an dem Dankopfer der Jünglinge" (ein mecklenburger Prinz war mitgenommen worden), die er seine Katechismuserklärungen aufsagen ließ und „genügend" beantwortet fand, „und ermahnte die Mutter, von diesem Wege nicht zu weichen, weil nur auf ihm vor den Verlockungen des Argen Sicherheit zu erhoffen stehe." Bekanntlich hat der „theure Gottesmann" seine eigenen Kinder nicht zu erziehen verstanden, man kann ihm also nicht übel nehmen, daß er eine Erziehungsmethode billigte, welche das gerade Gegentheil von dem bewirken mußte, was sie bezweckte. Vielleicht hat er aber doch einen geheimen Widerwillen des Prinzen an der Schulmeisterei und Ueberfütterung mit luthrischen „Hauptstücken" bemerkt; kurz, er hielt ihn doch noch nicht für hinreichend „gegründet in Gottes Wort" und richtete deshalb ein „kräftiges Schreiben" an seinen Helfershelfer Rabe-Corvin, welches diesem unablässiges Vermahnen anempfahl, „damit die Seele seines Herrn nicht von

der erkannten Wahrheit abfalle.“ Charakteristisch ist diese Epistel. „Wir haben allhier, eröffnet er jenem, mit herzlicher Freude eures jungen wohlerzogenen Fürsten christliches Bekenntniß angehört, das Wir uns durchaus wohlgefallen lassen . . . Der Teufel aber ist listig und überaus geschwinde, so sind unsre Geistliche, Bischöffe und Prälaten und alle gottlosen Fürsten der christlichen und wahren Religion und unsre Feinde, durch welcher Autorität viel christlicher Herzen abgewendet und verführet werden. Derohalben wollet mit Beten und Vermahnen immer für und für anhalten, denn man sich befürchten muß, wo der junge Fürst mit unsern Widersachern viel Gemeinschaft haben würde, durch derselben großes Ansehen er leichtlich zum Abfall könnte getrieben werden; das hab ich euch zu diesem mal nicht wollen verhalten.“ U. s. w.

Das Jahr darauf nöthigte die apostasirte Dame dem Prinzen ein sehr häßliches, um zehn Jahre älteres Frauenzimmer zur Ehefrau auf, Sidonia, die Tochter des apostasirten Herzogs Heinrich von Sachsen (April 1545). Doch konnte sie mit aller Einpferchung nicht verhindern, daß der Prinz im Frühjahre 1546 einer Aufforderung des Kaisers am Hoflager zu erscheinen Folge leistete. Um ihn aber möglichst zu binden, nöthigte sie den Prinzen, vor seiner Abreise das luthrische Abendmahl zu nehmen, eine salbungsvolle Ermahnung des Hofprädicanten anzuhören und schließlich zu schwören, daß er bei der

luthrischen Lehre bleiben und alles für dieselbe einsetzen wolle.

Kein Wunder, daß der junge Fürst, kaum in Regensburg angelangt, den aufgezwungenen und ungiltigen Eid zugleich mit den ihm eingefütterten luthrischen Lehren von sich schüttelte und zu dem Glauben und zu der Kirche seiner Väter zurückkehrte.

Als er dann selbst die Regierung übernahm, begann er die von seiner Mutter den Fürstenthümern mit Gewalt aufgenöthigte luthrische Revolution mit Energie zurückzudrängen. Sofort fiel, mit Ausnahme der auch politisch revolutionären Städte, Alles der alten Kirche wieder zu. Da führte auch Stift Wunstorf im Triumphe dieselbe zurück. Gräfin Magdalena Colonna wurde damals Aebtissin.

Man sollte erwarten, der Fürst würde das kräftig begonnene Werk auch in gleichem Geiste durchführen.

Leider machten sich aber die Folgen der verkehrten Erziehung auch in einer andern Richtung geltend. So lange eingepfercht gewesen mit luthrischem Gebets- und anderm Formelkram, schlug er, plötzlich davon frei geworden, „über die Stränge“ und gerieth um so mehr in die Netze der Verschwendung und eines unstäten Lebens, als ihm das aufgedrungene Weib sehr bald gänzlich zuwider geworden war.

Die apostasirte Wittwe hatte inzwischen, bereits im Jahre 1546, den Wittwenstand satt bekommen und einen Grafen Henneberg geheirathet. Anstatt aber

diesem neuen Ehemanne in dessen Grafschaft zu folgen, war sie in Münden geblieben und benutzte die häufige Abwesenheit ihres Sohnes, um dessen Absichten und Anordnungen überall entgegen zu arbeiten und schließlich das Regiment sich wieder anzumaßen. Die revolutionären Städte und der apostasirte Theil des Adels leisteten ihr dabei nach Kräften Vorschub. Man benutzte die sich häufenden Geldverlegenheiten des Fürsten, um ihm gegen Geldbewilligungen eine Concession nach der andern zu Gunsten der luthrischen Revolution abzupressen. Leider war derselbe zu sehr Sohn seines indifferenten Vaters, um zu solch' unwürdigem Spiel sich nicht mißbrauchen zu lassen

Herzog Heinrich der Jüngere hatte als nächster Agnat gegen die maßlose Verpfändung und Veräußerung von Allodialgütern des welfischen Hauses, deren Erichs grenzenlose Verschwendung und beständiges Vagabondiren sich schuldig gemacht hatte, energisch protestirt und als dies nichts half, vom Kaiser eine Curatel über seinen Vetter erwirkt. Haß und Mißtrauen erfüllten seitdem Erichs Seele. Darauf baute die listige und ränkevolle Mutter ihren Plan, ihren Sohn zu umgarnen und zum Verräther an der Kirche zu machen. Ihr Blutsverwandter, der berüchtigte Raubfürst Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, reichte ihr dazu mit Vergnügen die Hand. Es galt, den charakterlosen Erich mit in den gegen Heinrich den Jüngern geplanten Krieg zu verwickeln. Ende 1552 kam Albrecht unerkannt nach Hannover; unter irgend einem Vorwande hatte die nunmehrige

Gräfin Henneberg ihren Sohn zu bereden gewußt, mit ihr ebenfalls dorthin zu reisen, und veranstaltete eine für letztern unerwartete Zusammenkunft mit dem Hohenzollern. Diesem gelang es, den Ueberraschten zu übertölpeln und ihm das Versprechen abzulocken, gegen Heinrich mit ihm sich zu verbünden und auch den Vorschlag anzunehmen, daß er die Hansestädte für dies Bündniß werben wolle. Wie vorher zwischen Elisabeth und Albrecht und dem von ersterer mitgenommenen Gefolge abgekartet worden war, weigerte letzteres sich, dem Befehle Erichs nachzukommen und die Werbung der Städte zu übernehmen, unter dem Vorwande, dieselben würden mit Erich keinen Bund eingehen, weil derselbe „ihren Confessionsverwandten in seinem Fürstenthum den Trost des Glaubens geraubt habe.“ Zugleich spielte der Kanzler Waldhausen die ihm von der Fürstin aufgegebene Rolle und beschwerte sich über die von Erich ausgegangene Bedrückung und Verfolgung der „Kirche.“ Der Markgraf heuchelte Ueberraschung und ließ seinem gutgespielten Erstaunen und Unwillen in ungebundener Rede Lauf, indem er von der Abstellung dieser Schandthaten das Bündniß abhängig machte. Die Gräfin Henneberg hatte passend die Rolle der zärtlichen Mutter übernommen und secundirte den Drohungen ihres Geschlechtsverwandten mit gut gewählten frommen Bitten. Charakterlos wie er war, gab Herzog Erich diesem Concert nach; das abgekartete Manöver der Hohenzollern war gelungen.

Erich hatte den hochverrätherischen und aufrüh-

rerischen Umtrieben der Prädicanten im Jahre 1549 durch energisches Handeln ein schnelles Ende gemacht. Die beiden schlimmsten, den Rabe-Corvin und einen gewissen Hoiker, hatte er dingfest machen und in der Burg Calenberg inhaftiren lassen. Rabe-Corvin war derjenige gewesen, welcher auf Anstiften der Gräfin Henneberg, Erichs Mutter, welche sich fortwährend in die Regierung einmischte, gegen das vom Kaiser nach der schimpflichen Niederlage und Sprengung des schmalkaldischen Bundes befohlene Interim und gegen die Duldung der Kirche möglichst agitirt, ein Pamphlet wider dasselbe aufgesetzt und von der Prädicantenschaft hatte unterschreiben lassen. Die Gräfin Henneberg hatte zwar in Briefen alles bei ihrem Sohne aufgeboten, ohnmächtige Drohungen, Bitterkeiten, Beschwörungen, Schreckschüsse mit jenen Phrasen, wie sie eine fanatisirte Phantasie noch heute gegen diejenigen gebraucht, welche zur Kirche zurückkehren, um den Herzog zur Freilassung ihrer Helfershelfer zu drängen. Sie hatte durch wiederholte Schreiben die Landstände gegen den Herzog aufzuwiegeln versucht, um die Befreiung der Aufruhrprädicanten zu ertrotzen. Aber Erich war damals fest geblieben, hatte auch den schmähsüchtigen Mörlin und die übrigen widerspenstigen Prädicanten aus dem Lande gejagt und die ihm entgegenarbeitenden Intriguen seiner Mutter vereitelt. Leider war er auf halbem Wege stehen geblieben und hatte das alte Unwesen der „Heuerpfaffen“ wieder aufleben lassen, anstatt sich um tüchtige und fromme Priester zu be-

mühen, war dann in seiner Unbeständigkeit schnell wieder außer Landes gegangen. Seit dem Tage in Hannover aber zeigte er seine Unbeständigkeit und Gleichgültigkeit in noch viel traurigerer und folgenschwerer Weise. Er entließ nicht nur die verhafteten Rädelsführer aus dem Gefängnisse, sondern er verkaufte jetzt geradezu die Kirche in seinen Gebieten. Ohne die Hülfe der Städte nämlich wußte er das dem hinterlistigen Markgrafen zugesagte Bündniß gegen Heinrich von Braunschweig nicht zur Ausführung zu bringen. Diese Verlegenheit hatte die Gräfin, Ehrichs Mutter, in Verabredung mit dem Culmbacher ihrem Sohne schlau einzufädeln verstanden und den städtischen Revolutionsgenossen ihre Rolle angewiesen. Unter dem Vorwande, daß der Herzog „Gotts Wort“ in seinen Landen hindere, verweigerten dieselben ihm ihre Hülfe. Und Erich, anstatt durch diese Unbotmäßigkeit zur Besinnung über seine erbärmliche Haltung und sein schmähliches Unrecht gegen die Kirche sich bringen zu lassen, vergaß seiner Ehre und religiösen Pflicht so sehr, daß er diesen unbotmäßigen Ständen gelobte, das luthersche „Gotts Wort“ im ganzen Fürstenthum, „ohne Verhinderung prädiciren und lehren lassen“ zu wollen. Ja er stellte jetzt sogar selbst das Weib, welches das ganze Unheil über das Land gebracht hatte, seine Mutter, an die Spitze der Regierung und ließ ihr freie Hand, die Kirche überall wieder auszurotten.

Da blieb der Widerstand der Treubleibenden ver-

geblich. In dem nun schon wiederholt zum Religionswechsel gezwungenen und vorher vom Klerus vernachlässigten Volke konnte derselbe keinen Rückhalt finden.

Damals fiel auch Stift Wunstorf. Der muthige Widerstand der Aebtissin Magdalena Colonna wurde überwältigt, dieselbe vertrieben, und der Umsturz zum zweiten Mal mit Gewalt durchgeführt.

„Die Landschaft," berichtet ein protestantischer Geschichtsschreiber über die nun eintretende Periode, „die Landschaft verstand es, die Verlegenheiten ihres durch Gläubiger bedrängten Herrn zu benutzen und machte fortan jede Steuerbewilligung von der Bedingung der freien Ausübung der protestantischen Lehre abhängig." Im November 1555 anerkannte Erich schließlich sogar die von ihm bei seinem Regierungsantritte abgeschaffte „Kirchenordnung," welche seine Mutter durch den Prädicanten Rabe den Fürstenthümern aufgenöthigt hatte, als wieder zu Recht bestehend an. Da kurz vorher der unselige Augsburger „Religionsfrieden" die Katholiken in den Territorien der apostasirten Stände der Gewalt dieser preisgegeben hatte, so war das Schicksal dieser Länder besiegelt.

Noch freilich leisteten die Wunstorfer Klosterfrauen in so fern Widerstand, als sie noch Jahrzehnte lang in die „Predigten" der ihnen aufgezwungenen Wortsdiener sich nicht hineinzwingen ließen. Erst die gewaltthätigen „Visitationen" des Herzogs

Julius von Wolfenbüttel, an den Calenberg und Oberwald nach Erichs kinderlosem Tode gefallen waren, setzten es am Ende des Jahrhunderts durch, daß eine neue Aebtissin die Augsburgische Confession beschwören mußte.

Zweite Reihe.

„Kloster Loccum."

---

1. Eine theologisirende Wanderung von Wunstorf nach Loccum.

Auf der Landstraße, welche vom Wunstorfer Bahnhofe zu dem gleichnamigen Städtchen führt, sehen wir einen altmodischen Kutschwagen langsam hin und her fahren. Vier stattliche Rappen ziehen, ein auf hohem Bocke seßhafter Kutscher lenkt ihn. Neben letzterm schaut ein zweites Lakaiengesicht mit weit abstehenden Coteletten vornehm vom hohen Sitze auf die Welt zu seinen Füßen herab.

Einige Straßenjungen balgen sich im Staube der Landstraße, nachdem sie Pferde und Wagen hinreichend betrachtet und die erhabenen Lakaiengesichter bewitzelt haben. Von ihnen erfahren wir, daß die Equipage ihren Herrn, den hochmögenden „Abt zu Loccum," erwartet. Mit dem nächsten Eilzuge wird er nebst Familie von Hannover, seiner gewöhnlichen Residenz, erwartet.

Wie oft habe ich auf den Straßen dieser Stadt die charakteristische Figur des hochwürdigen Herrn umherspazieren sehen. Und jedesmal nach einem bestandenen „Tentamine“ oder „Rigoroso,“ oder wie sonst die Examina der der Theologie beflissenen Jünglinge, der „Candidaten,“ genannt wurden, sowie nach erfolgten Ernennungen und Beförderungen habe ich im „Loccumer Hof“ bei demselben nach dem üblichen längeren Warten Audienz gehabt. Ich sehe ihn noch immer vor mir, wie er im Schlafrock mit übergeschlagenen Beinen in den Polstern eines weichen Lehnstuhls sitzend die Aufwartenden gnädig empfing und, das stattliche Kinn sich wohlwollend streichend mit seiner dünnen Stimme, aber stets mit Salbung und Consistorialwürde, zum fleißigen Studium der Wissenschaft ermahnte, oder zu der stattgefundenen Ernennung gratulirte.

Doch kehren wir an den Wunstorfer Bahnhof zurück.

Im Sommer pflegten „Seine Gnaden“ auf einige Wochen in's „Kloster“ selbst überzusiedeln. So hatte er sich auch jetzt dort angekündigt. —

Der Schnellzug braust heran. Das Pfeifen der Locomotive, das Brummen des Bremsens, das Zischen des Dampfs, das Anläuten, das Rufen der Schaffner, das Oeffnen der Waggons — alles ein Augenblick; hundertmal haben wir's gesehen, und jedesmal sehen wir es von neuem mit Interesse an.

Aus einem Coupé erster Classe entwickelt sich mit einer Umständlichkeit, welche die Ungeduld des Schaffners herausfordert, und mit Hülfe eines Bedienten

ein jedenfalls eigenthümlich gestaltetes Pärchen. Voran ein kleines dürres Männchen in höchst auffallendem Anzuge; hinter ihm her eine nicht kleine und nicht magere Dame, nebst einem Haufen von Schachteln und Packeln als Anhängsel.

Das Männchen ist mit einem langen schwarzen Rocke angethan; der Rock bis oben hin zugeknöpft, mit nur einer Knopfreihe. Ein mächtiger Doppelstehkragen, dessen obere Hälfte nach außen umgeklappt ist, eine Antiquität aus dem vorigen Jahrhundert, umschließt den Hals bis unter die Ohren. Dem Kopfe, der aus diesem Kragen hervorschaut, gibt ein gewaltiger Wust langer und straffer, rundgeschnittener Haare ein fast unförmliches Aussehen. Das Gesicht ist mager, doch kann man nicht sagen, daß es einen ascetischen oder geistvollen Ausdruck habe, oder daß die dicke Stumpfnase ihm zur Zierde gereiche. Doch trägt ihr Besitzer letztere mit dem ausgeprägten Bewußtsein seiner Bedeutung, indem er erhabenen Kopfes mit consistorialer Würde neben seiner Reisegefährtin den Perron entlang schreitet. Unter dem langen Rocke werden dabei ein Paar auffallend dünne Beine sichtbar, die in eng anliegenden schwarzen Gamaschen stecken. Ein ziemlich breitkrämpiger schwarzer Hut krönt das Ganze.

Das Paar wird bald eine kleine Gruppe Herren gewahr, die am Ausgange des Perrons sich aufgestellt haben und durch ihre weißen Halsbinden und halblangen Röcke sich als Prediger verrathen. Respectvolle Verbeugungen, als das ausgestiegene Paar sich

ihnen langsam und mit Würde nahet, zeigen, daß sie sich zum Empfange desselben eingefunden haben. Mit gnädigem Kopfnicken erwiedert das schwarze Männchen herablassend die schiefen Bücklinge der Herren, schenkt ihnen einige salbungsvolle im Fistelton geflötete Worte der hohen Befriedigung über das heurige Wiedersehen, wobei seine Dame ihm mit gleicher Herablassung secundirt, und schreitet dann von ihnen gefolgt der vierspännigen Kutsche zu. Mit Würde besteigt er dieselbe, nachdem die Frau Gemahlin mit Hülfe des Lakaien darin Platz genommen. Theilnehmend schauen die daneben stehenden Prediger zu, während die gaffenden Straßenbuben ihre vorlauten Witze spielen lassen.

Auf einem bereitstehenden Gepäckwagen, den wir erst jetzt bemerken, wird von gewaltigen Reisekoffern und dem Gewimmel der Kasten, Kistchen, Schachteln und übrigen Gepäcke eine wahre Pagode aufgebaut und unter den Auspicien des Herrn Oberlakai sorgfältigst mit vielen Stricken für die Stöße der kommenden Fahrt widerstandsfähig gemacht. Endlich ist auch diese Arbeit vollendet; die Lakaien fliegen, der eine auf das Kutschbrett, der andere auf den Gepäckwagen; der Kutscher schnalzt, die Rappen springen an, die Schwarzröcke leisten ein halbes Dutzend Bücklinge, und bald ist ihren nachschauenden Augen die Kutsche mit ihren Insassen in der Staubwolke verschwunden, die sie mit sich fortwirbelt.

Das waren der Herr „Abt zu Loccum“ mit seiner „Frau Aebtin.“

Während die hohe Herrschaft in der Staubwolke ihres Viergespanns auf der Landstraße dahinrollt, schlage ich dem Leser vor, mit mir in Gesellschaft meiner Frau und zweier jungen Damen, unseres Hausbesuchs, auf einem Umwege zu Fuße und theilweise zu Wasser demselben Ziele zuzusteuern. Wir können dann zwar den feierlichen Empfang im „Kloster" nicht selbst mit ansehen, werden uns aber von einem guten Bekannten und Augenzeugen denselben erzählen lassen. Dafür haben wir den Genuß einer ganz hübschen Fußwanderung und lustigen Kahnfahrt, auf welcher wir „etwas Gegend" kennen lernen.

Vom Bahnhofe wenden wir uns nordwärts den hohen Baumgruppen zu, welche das gräflich Kielmansegge'sche Landhaus vor dem Dörfchen Blumenau und dieses selbst durch ihr Laubwerk verbergen. Rechts am nahen Horizonte tritt ein stumpfer Thurm hervor. Er bezeichnet die Stätte, wo das Raubschloß derer von Mandelsloh stand, vor welchem 1385 Herzog Albrecht von Lauenburg durch einen aus dem von ihm belagerten Schlosse herabgeschleuderten Stein tödtlich getroffen wurde.

Vor Blumenau wenden wir uns links und wandern durch Wiesen und bald einem Bächlein entlang den Thürmen Wunstorf's entgegen. Den Bach schmücken die gelben Köpfe der Teichrose (Nufar luteum), deren breite lederigen Blätter ihn stellenweise bedecken, während an seinen Ufern die schönen weißen Blumen des Pfeilkrauts (Sagittaria) und die rosen-

farbenen Dolden der Blumenbinse (Butomus) sich auf schlanken Stengeln wiegen. Aus den Wassertümpeln in den Wiesen leuchten die großen weißen Rosetten der Seerose (Nymphaea) mit ihren gelben Staubblättern hervor, und wenn der Wanderer näher hinzutritt, wird er überall zwischen den mächtigen Blättern derselben die niedlichen weißen Blumen des Froschbisses (Hydrocharis) hervorlugen sehen.

An der „Stiftskirche“ gehen wir diesmal vorbei. Am Thorwege der Superintendentur aber gibt's einen kleinen Aufenthalt. Da wir nach Loccum wandern wollen, so wäre es doch grausam, wenn wir nicht bei unserm Bekannten, dem Pfarrcollaborator Lumen, vorsprechen und eine Bestellung an sein liebes „Kloster“ mitnehmen wollten. Vielleicht gewährt er uns sogar die Ehre seiner Begleitung. Der strebsame junge Herr hat kürzlich viele Arbeit gehabt. In der Superintendentur fand letzthin der jährliche „Predigerconvent“ statt. Für diesen hatte Herr Lumen das übliche Referat, ich weiß nicht mehr genau über welche wichtige Frage, ausarbeiten müssen. Eine Arbeit von mehreren hundert Quartseiten war das Resultat seines Sammelfleißes gewesen. Und wer es weiß, was das heißt, ein solches Werk mit „wissenschaftlicher Akribie“ und theologischer Gründlichkeit herzustellen, der wird ermessen können, daß Herr Lumen nach einer solchen Leistung einer Erholung mehr als bedürftig ist.

Herr Lumen hatte überdies in seiner Strebsamkeit

noch weit mehr geleistet, als von ihm war verlangt worden. In der ehrwürdigen Versammlung der Prediger der Inspection war er der jüngste. Alle übrigen waren ältere Herren. Herr Lumen hatte nun einerseits einigen Verdacht geschöpft, daß die wenigsten unter den Herren „Amtsbrüdern“ die Frucht seines Fleißes und seiner Loccumer „Wissenschaftlichkeit“ durchgelesen hätten; überdies verstand sich ihm von selbst, daß diesen Herren, welche (um einen von ihm und andern „Loccumern“ viel im Munde geführten Ausdruck zu gebrauchen) „ungefähr so viel wußten, wie ein Landprediger zu wissen nöthig hat,“ das „Licht des Verständnisses“ für die ihnen von ihm gebotene Gabe theologischer Wissenschaft doch selbst noch nicht zur Genüge „aufgegangen“ war, wenn sie es fertig gebracht hatten, seine Leistung von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Können wir es dem strebsamen „Loccumer“ verdenken, wenn er das dringende Bedürfniß gefühlt hatte, den versammelten Herren „Amtsbrüdern“ zu der schriftlichen Arbeit einen ausgiebigen Commentar in ungebundener und Dank der außerordentlichen Langmuth des präsidirenden „alten Herrn“ ungehindert hervorströmender Rede zu liefern? So hatte er denn das Licht Loccumer Wissenschaftlichkeit mit solcher Wärme und solchem blendenden Glanze auf die Versammlung hernieder scheinen lassen, daß fast jedermann vor ihm verstummt war, und er fast ganz allein während einer langen vormittägigen Sitzung das Wort gehabt hatte. Und selbst diese anstrengende

Aufopferung hatte seinem Eifer um Verbreitung richtiger Erkenntniß nicht genügt.

Er hatte sich die Erlaubniß zur Durchsicht des Protokolls, welches der Rector der Stiftsschule geführt hatte, von dem „alten Herrn“ erbeten, um sich zu überzeugen, ob von dem Protokollführer die Tiefe und die Länge und die Breite seiner mündlichen Leistung auch richtig erfaßt und entsprechend wiedergegeben sei. Dieses Protokoll war nämlich nicht ohne Wichtigkeit. Es wurde dem Hohen Königlichen Consistorio in Hannover eingesandt. Und da war es für den strebsamen jungen Herrn Collaborator doch in der That sehr wünschenswerth, wenn den Herren in Hannover das Licht seiner Wissenschaftlichkeit aus dem Protokoll sofort entgegen leuchtete. Da er nun gefunden hatte, daß das Protokoll dieser seiner Anforderung nicht entsprochen hatte, indem es die wenigen Bemerkungen, welche die andern Herren Prediger in der Versammlung mit Mühe hatten anbringen können, sämmtlich registrirte, die langen Redetourniere des Herrn Lumen einfach als das, was sie waren, als Recapitulationen des schriftlichen Referats, kurz bezeichnete, so war aus der Durchsicht des officiellen Protokolls ein ganz neues Protokoll entstanden, welches das Lumen'sche Licht natürlich in ausgiebigem Maaße wiederscheinen ließ. Und die Gutmüthigkeit des „alten Herrn,“ der vielleicht kaum recht erfuhr, was vorgegangen, hatte die Unterschiebung des Lumen'schen Protokolls hingehen lassen.

Diese vielen und aufregenden Arbeiten, denen die

Strebsamkeit des Collaborators sich unterzogen hatte, ließen eine ausgiebige Erholung für den jungen Herrn doppelt und dreifach wünschenswerth erscheinen. Laden wir ihn also ein, an der amusanten Tour zu Fuße und zu Wasser nach Loccum theilzunehmen. Er wird kaum ablehnen, weil der Herr „Abt“ jetzt dort weilt, und es für einen gewesenen „Loccumer“ immer ersprießlich ist, bei dem hochmögenden Herrn sich fleißig in Erinnerung zu bringen.

Herr Lumen — wir dürfen es schon verrathen — hat nämlich keineswegs die Absicht, dereinst als Landprediger sein Leben einsam zu vertrauern und zu „versauern.“ Als „Loccumer“ verfolgt er höhere Ziele. Als solcher ist er prädestinirt mindestens für eine einträgliche Stadtpredigerstelle, wo er ein gebildetes Publikum an seine Kanzel zu fesseln und vielen „suchenden Seelen,“ namentlich weiblichen, ein „Seelenführer“ zu werden hoffen kann. Weiter steht ihm als „Loccumer“ eine gute Superintendentur in sicherer Aussicht. Denn Hohes Königliches Consistorium bedarf für derartige Stellen „geschulter“ Herren, und wo wird die Schulung besser erlangt, als in Loccum?

Der Leser würde uns nun gänzlich mißverstehen, wenn er uns unterlegte, als wollten wir Herrn Lumen im Scheine einer gewissen Eitelkeit oder Hoffart präsentiren. Keineswegs. Im Gegentheil hat einst auf einem Spaziergange Herr Lumen den Schreiber dieses versichert, und zwar buchstäblich wie folgt: „Hochmuth ist diejenige Eigenschaft des alten

Adams, von der ich am allerweitesten entfernt bin." Er sagte das durchaus nicht im Tone der Selbstüberhebung. Er sprach's mit dem Ausdrucke ehrlichster Ueberzeugung. Und ich bin fest überzeugt, daß er's durchaus ehrlich gemeint hat. Was ihn erfüllte, wie die meisten jener Herren, welche sich „Loccumer" hatten nennen dürfen, das war das „Loccumer Bewußtsein." So wurde nicht bloß die viereckige schwarze Mütze genannt, welche die Herren „Hospites" des „Klosters" Loccum, die „Candidaten des Predigtamts," welche in dem dort befindlichen „Predigerseminar" sich aufhielten, zu tragen pflegten. So wurde auch das Selbstbewußtsein genannt, welches die dort befindlich gewesenen Herren, wie ihnen nachgesagt wurde, mitbrachten, wenn sie aus dem „Kloster" und der in demselben wehenden geistigen Luft in die Welt zurücktraten und „ins Amt kamen." Sie hatten eine gewisse Berechtigung zu diesem „Loccumer Bewußtsein." Denn in Loccum gewesen zu sein, war immer eine Bevorzugung, die man sich durch ein in examine erlangtes „bene" verdient haben mußte.

Herr Pastor Collaborator Lumen also schenkt uns die Ehre seiner Begleitung. Und so wird der Leser auf der anmuthigen kleinen Tour nach Loccum noch weitere Gelegenheit haben, in einem „Loccumer" das „Loccumer Bewußtsein" kennen zu lernen, bevor wir noch das berühmte „Kloster" selbst betreten.

Der Herr Collaborator macht uns indeß eine Mittheilung, welche zwar unsern Aufbruch noch um ein Viertelstündchen verzögern, dafür aber unsere Reisegesellschaft um einen interessanten Reisegenossen vermehren wird. Der Herr Pastor nämlich beabsichtigt, wie wir jetzt erfahren, in Loccum eine Predigt zu leisten. Der hochwürdigste Herr „Abt" ist dort anwesend, und diese Gelegenheit, vor demselben „sich zu exhibiren," ist doch zu günstig, als daß ein strebsamer „Loccumer" dieselbe hätte können ungenutzt vorübergehen lassen. Nun hat aber eine der dem Herrn Collaborator „vom Herrn anvertrauten Seelen" auf irgend einem uns unbekannten Wege die Kunde von dieser Absicht ihres jungen „Seelenführers" erhalten. Sie hat ihm bei seinem letzten „Hausbesuche" bereits den dringenden Wunsch zu erkennen gegeben, ihn in der Loccumer „Klosterkirche" zu hören und bei der Gelegenheit die Kirche und das „Kloster" kennen zu lernen, die ihr als früherer mehrjähriger Aufenthalt ihres nunmehrigen Seelenführers so unendlich theuer geworden sind. Der Herr Pastor ist wirklich dadurch in Verlegenheit gerathen, denn wie sollte er der Dame zur Erfüllung dieses Wunsches behülflich sein; mitnehmen, ins „Kloster" mitnehmen und sie einem der verheiratheten „Conventualen" als Gast aufnöthigen — das hatte doch seine ernsten Bedenken.

„Sie kommen ja wie gerufen," ruft er aus, als wir ihn einladen, mitzuthun, „da kann ja Fräulein Mina wunderschön nach Loccum gelangen. Es wird

Sie freuen, der lieben Seele zur Erfüllung eines so kleinen Wunsches behülflich zu sein."

So bleibt uns nichts Anderes übrig; wir fühlen uns beglückt, die begeisterte Jüngerin des Herrn Pastors Collaborator sich uns anschließen zu sehen.

Dem Gedanken an den Beginn einer amüsanten Romanze aber möge der Leser entsagen. Die Dame ist schon seit einiger Zeit den Blüthejahren entwachsen und hat die Reife höherer Semester unwidersprechlich erlangt. Romantischen Gelüsten hat sie längst den Abschied gegeben. Sie steht lediglich in „Seelengemeinschaft" mit dem Herrn Pastor Collaborator, den sie als einen „gesalbten Zeugen des Herrn" erkannt hat, und an dessen Hand sie einzig und allein „an Ihm, dem Herrn zu wachsen" gedenkt. Wie vorauszusehen, ist die Dame sofort bereit, uns zu begleiten. „Welch genußreiche Wanderung wird das sein!" ruft sie mit dankbarem Blicke dem Herrn Pastor Collaborator zu.

Ein Fußweg führt vom Städtchen durch Wiesen, welche im Frühjahr mit den zierlich gefranzten Blüthentrauben des Bitterklees sich schmücken, einem Sandhügel zu. Ueber diesen wandern wir hinüber, zwischen bald cypressenähnlichen, bald seltsam gestalteten Wachholderbäumen und mit ihren großen goldgelben Schmetterlingsblumen reich geschmückten Pfriensträuchern (Sarothamnus) hin, und steigen durch ein Föhrenwäldchen, in welchem hie und da das dunkelgrün glänzende und stachelbewehrte Laub einer Stechhülse (Ilex) das Auge erfreut, hinab dem Ufer

des schon von oben sichtbaren Steinhuder Sees entgegen.

Aus einem dichten Obsthain, der sich am Seeufer zu unsern Füßen hinzieht, steigen viele weiße Rauchsäulen auf und verrathen das im Laube der Bäume fast versteckte Dorf, nach welchem der See sich nennt.

Der Herr Pfarrcollaborator ist mit Fräulein Mina, in eifrigen Austausch ihrer beiderseitigen „Gnadenerfahrungen“ und „Seelenführungen“ vertieft, eine gute Strecke hinter uns zurückgeblieben. Kurz vor dem Dorfe muß man ein Viertelstündchen durch fast knöcheltiefen Sand waten. Wir haben die Stelle beinahe ganz überwunden, da ertönt hinter uns laut die Stimme des Seelenhirten. Den Schweiß von der denkenden Stirne sich trocknend, watet er seiner Dame tapfer voran und ruft uns zu: „Nicht wahr, in Steinhude rasten wir nach dieser Wanderung durch die Wüste erst ein Stündchen beim Manna der berühmten Chokolade?“

Warum dieses nicht! — Unsere jungen Begleiterinnen zerstreuen sich in die blumenreichen Uferwiesen, um ein Sträußchen zu winden. Der Herr Collaborator und Fräulein Mina sinken erschöpft in die Sessel des behaglichen Gastzimmers im „Rathkeller,“ um hier den stärkenden Trank zu erwarten, während wir inzwischen gehen, das beste und leichteste der Fahrzeuge uns auszusuchen, in welchem die Wasserfahrt über den See angetreten werden soll.

Vielleicht nicht ganz ohne Bedenken würde der Leser demselben sich anvertrauen, zumal da ein lustiger

Wind von den weiten Mooren, welche den See im Norden umgeben, herüberfährt und die graugrüne Fläche mit unzähligen weißen Schaumkämmen ziert. Die „Scheppe“ des ärmlichen Dorfs Steinhude nämlich gleichen vielmehr plumpen Backetrögen, als Kähnen. In einen solchen Kasten klettert nach vollbrachter Chokoladestärkung unsere Gesellschaft hinein, die einen lustig scherzend, die andern — der Leser erräth vielleicht wer? — seufzend und nur durch die Furcht vor Spott genöthigt, die steigende Angst vor dem Wasser nothdürftig zu verbergen. Mit besonders bedenklichen Blicken betrachtet Fräulein Mina die Segelstange, welche die Schiffer inmitten unsers ungefügen Fahrzeugs aufgerichtet haben. Und als nun das früher auf der einen Seite roth, auf der anderen weiß gewesene, jetzt aber in unbestimmbaren Farben spielende Segel sich entfaltet und im fröhlichen Winde den Backetrog in possirlichen Schaukelbewegungen tanzen macht, da entfährt ihren jungfräulichen Lippen manch aufrichtig gemeinter Angstschrei und schutzsuchend rückt sie näher und näher zu ihrem Seelenhirten, welcher seinerseits Mühe genug hat, die steigenden Bedenken einer ängstlichen Seele gegen ein Wagnis so ernster Art zu bewältigen und zu verbergen. Doch nun ist's zu spät: während seines ängstlichen Ueberlegens ist das Fahrzeug vom Ufer abgestoßen und schaukelt bereits tiefer in den See hinein. „Nun in Gott's Namen!“ entwindet sich in gepreßtem Tone der tapfern Brust des Seelsorgers. „Wir stehen in Gottes Hand, liebe Seele,“ fügt er tröstend hinzu,

der beinahe schon jetzt seekrank gewordenen Leidensgefährtin sich annehmend, während unsere jungen Begleiterinnen in das von meiner Frau angestimmte „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fidolin!“ lustig einfallen. Auch unser kleines Töchterchen empfindet die Lust der Wasserfahrt und klatscht auf dem Arme ihrer Wärterin fröhlich seine Händchen.

Der See ist keine volle Quadratmeile groß. Seine Ufer sind flach; im Norden und Westen ist er von weiten Mooren umgeben, im Süden ziehen sich die laubholzbewaldeten Rehburger Hügel bis nahe an seine Ufer herab; hinter ihnen ist das Ziel unserer Wanderung, „Kloster Loccum“ verborgen.

Eine gute Stunde von Steinhude und eine halbe Stunde vom südlichen Ufer entfernt liegt im See eine kleine künstliche Insel, der Wilhelmstein, eine Miniaturfestung, vom Grafen Wilhelm von Schauenburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegt. Wir segeln auf den Wilhelmstein los. Denn an ihm müssen wir vorbei fahren, wenn wir den nächsten Cours auf die Rehburger Hügel einschlagen wollen. Je weiter wir aber kommen gegen die Mitte des Sees zu, um so höher gehen die Wellen, um so lustiger tanzt unser plumper Backetrog, um so öfter neckt uns der Sprühregen der Schaumkämme, die sich an unserm Fahrzeug brechen, dasselbe stoßen und schütteln. „Ach lassen Sie uns um die Insel herumfahren,“ bittet das junge Volk; „es geht so schön, dies Tanzen auf den Wellen; dann dauert es doch länger.“ Energisch protestirt unser Pastor Collaborator; Fräulein Mina

schließt sich an: „mir wird schon ganz schlecht,“ hören wir sie klagen. Schließlich einigt man sich dahin, daß die beiden Protestanten auf dem Wilhelmstein ausgesetzt werden, um sich dort zu besehen, und die übrige Gesellschaft inzwischen quer über den See hinüberfährt zum nordwestlichen Ufer, wo der Rector einige botanische Seltenheiten an dem moorigen Gestade am Fuße einer niedrigen „Die schwarzen Berge“ genannten Hügelreihe aufnehmen will. Bei der Rückkehr nehmen wir dann unsere Protestanten wieder mit und segeln nun direct auf die grünen Hügel des Rehburger Brunnen zu, um dort irgendwo einen Landungsplatz zu finden.

„Nun, haben Sie gefunden, was Sie suchten?“ ruft uns der Pastor Collaborator vergnüglich entgegen, als wir nach zurückgelegter Fahrt unter den Kanonen des Wilhelmstein ankern. „Ich habe gehört,“ fährt er eifrig fort, „daß es gefährlich ist, an den Wiesen der Imhorst landen; die Wiesen schwimmen ja auf dem Wasser und soll die schwimmende Wiesendecke so dünn sein, daß man beim Darüberhingehen knietief in's Wasser sinkt und Gefahr läuft, durchzubrechen und im unergründlichen Schlamm elend umzukommen. Wir fahren also besser nach Hagenburg und warten dort die Loccumer Post ab.“

„Was meint Ihr, Tönjes?“ frage ich unsern handfesten Steuermann; „gibt's irgend in der Imhorst einen sicheren Landungsplatz?“ Tönjes nimmt bedächtig die kurze Thonpfeife aus den dünnen Lippen, kratzt sich an der bekannten Stelle hinter den Ohren,

indem er dabei den Schifferhut lüftet, und meint endlich in seiner langsamen Sprechweise: „T'schall wol gahn; man mot up dei Stäe drepen mank dat Rohr." (Es wird schon gehen, man muß die Landungsstelle zwischen dem Schilf hindurch richtig treffen.) „Also versuchen wir's," entscheidet die Mehrheit; Tönjes sichert den Erfolg uns zu.

Lustig spielen die kleinen weißen Möven über die schäumenden Wellen hin, gravitätisch kreisen hoch in den Lüften graue Fischreiher; hier hebt sich eine Schaar wilder Enten aus dem Wasser, aufgescheucht durch unser plumpes Gefährt, um nach kurzem Fluge wieder in ihr nasses Element herabzufallen. Und zuweilen verräth ihr Trompeten über uns hinwegeilende Wildgänse.

„Sehen Sie dort im Süden, links von den Rehburger Hügeln, den Thurm und die Windmühlen von Bergkirchen auf ihrer Höhe? Das Gehölz daneben ist der Düdingshäuser Berg, ein hoher Buchenwald. Dort horsten die Reiher auf den Gipfeln der Bäume, eine starke Colonie. Ich habe oft ihr interessantes Treiben beobachtet. Ihr massenhafter Koth wird der Tod der stolzen Bäume; unter seiner ätzenden Wirkung sterben sie ab." — „Aber was haben Sie gefunden?" unterbricht mich Fräulein Mina. „Ihre Damen haben ja ganze Bouquets; rothe, gelbe, blaue Blumen die Menge."

„Da gibt's allerlei interessante Sachen, mein Fräulein. Hier ist die orangegelbe, hochberühmte Wohlverlei (Arnica), die merkwürdiger Weise unsere

Moore weit mehr bevölkert, als die Berge des Deisters und Süntels, obgleich sie recht eigentlich ein Kind der Berge ist und in den Alpen hoch hinaufsteigt. Daneben dieses bleichgelbe Greiskraut (Cineraria palustris) ist eine ächte Tochter der Moore. Ebenso dieses schöne rothblühende Kraut mit dem höchst unästhetischen Namen des Läusekrauts (Pedicularis palustris). Wollen Sie als tugendhafte Seele auch von den Tugenden dieser Kräuter hören, so wird Ihnen das Wohlverlei, d. h. Wohl für allerlei, schon als gutes Mittel bei Quetschungen, Lähmungen, Erschütterungen bekannt sein, wiewohl ich andrerseits Ihnen auch nicht verschweigen darf, daß die sogenannte Arnica-Tinctur von vielen Aerzten als Arnica-Schwindel bezeichnet wird. In Rußland wird auch das Sumpfgreiskraut medicinisch verwandt, zur Bereitung einer Salbe für Wunden. Vom Läusekraut weiß ich nur zu berichten, daß es giftig ist und ein Mittel gegen Läuse sein soll."

„Eine brillante Vorlesung," ruft nicht ohne Spott der Herr Pastor Collaborator dazwischen. „Brillant und höchst interessant. Wissen Sie nicht auch über dieses winzige Ding sich in längerer Rede zu verbreiten?"

Herr Lumen hat zufällig ein Sonnenthaublümchen (Drosera rotundifolia) ergriffen.

„Ein glücklicher Griff, in der That, Verehrtester. Hätten Sie diesen Ranunculus reptans, eine große botanische Seltenheit, gefaßt, oder jene mir nicht weniger lieben Froschlöffelarten (Alisma ranunculoides und natans), dann hätten Sie mich in Verlegenheit

gebracht. Aber über diesen zwar niedlichen, aber in unsern Mooren häufigen Sonnenthau kann ich Ihnen eine ganze Geschichte vortragen."

„Na, und die wäre?" fragt der Collaborator ungläubig.

„Also horchen Sie auf, meine Herrschaften. Hier sehen Sie die runden und dort bei jener etwas größern Form die länglichen und ziemlich dicken Blättchen mit zahlreichen scharlachrothen Wimpern besetzt; auf jedem Blättchen sollen an die zweihundert sitzen. Auf der Spitze eines jeden Wimperhärchens erblicken Sie ein purpurrothes Köpfchen. An jedem Köpfchen hängt ein klebriges Tröpfchen, wie Sie empfinden werden, wenn Sie mit einem Köpfchen die Hand berühren. Das Pflänzchen aber legt seine Blättchen kreisförmig auf den Moorboden, auf welchem es wächst. Kommt nun eine Mücke oder Käferchen herbeigeflogen und setzt sich begierig nach den Honigtröpfchen auf das Blatt, so merkt es alsbald, daß es auf demselben festgehalten wird. Nun versucht es sich loszumachen, fängt an zu zappeln und beschleunigt so sein Ende."

„Aber wie geht das zu?" fragen mit einem Munde unsere jungen Begleiterinnen, und sogar Fräulein Mina beginnt sich zu interessiren.

„Wenn das Thierchen sich auf das Blatt niederläßt, so richten die nächsten Wimpern desselben sich langsam auf — sehen Sie, hier habe ich eine kleine Fliege gefangen; jetzt wollen wir die Pflanze beobachten, sie ist noch frisch genug dazu. Sehen Sie,

wie die Wimpern sich aufrichten, und die klebrigen Tropfen dicker werden. Jetzt kehren die Wimpern ihre Köpfchen gegen das Insect, die Tropfen dringen aus den Köpfchen und benetzen das Thier. Sehen Sie, wie es zappelt, und wie immer mehr Wimpern sich aufrichten und ihren klebrigen Saft über das Thierchen ergießen. Jetzt wird es schon matter; bald ist es erstickt von der klebrigen Flüssigkeit. Diese verklebt nämlich die Luftröhren des Thiers."

„Aber wie grausam!" ruft sentimental schaudernd Fräulein Mina. „Wie kann nur der gütige Gott solche grausame Pflanze schaffen!"

„Schauen Sie her, jetzt ist das Thierchen todt. Und nun fangen die äußeren Wimpern des Blattes an, den todten Körper in die Mitte desselben zu schieben. Nach einer halben Stunde werden Sie bemerken, daß das Blatt sich fest über dem Thierchen zusammengeschlossen hat. Die Wimpern nämlich drücken ihre Köpfchen fest an dasselbe und umschließen es wie mit Fangarmen. Und nun folgt erst noch das Merkwürdigste. Die Drüsenköpfchen nämlich werden durch den Körper, welchen sie berühren, derart gereizt, daß sie gewisse chemische Stoffe ausscheiden. Man nennt dieselben Ameisensäure, Buttersäure und Pepsin. Diese Stoffe lösen die weichen Theile des Insects auf und verwenden dieselben zur Ernährung der Pflanze. Es gibt noch einige andere Pflanzen, welche auf ähnliche Weise Insecten fangen und verzehren. Man nennt sie wohl fleischfressende Pflanzen. Sie verdauen ihre Speise ganz in derselben Weise,

wie dies der menschliche Magen thut, der bekanntlich auch mittelst der Magensäure die ihm gebotenen Stoffe auflöst und dem Organismus zuführt. Die Entdeckung dieser Vorgänge beim Sonnenthau ist ein Verdienst Darwins."

„Ah so!" unterbricht Herr Lumen. „Dann ist das Ganze vermuthlich eben solcher Schwindel, wie jene andere Darwin'sche Entdeckung von der großen Urblase und der Affenabstammung des Menschen."

„Nun, wenn Sie nicht glauben wollen, mein Lieber, was ich Ihnen eben gesagt und zum Theil gezeigt habe, so beobachten Sie gefälligst ein solches Pflänzchen, welches ein Insect in ein Blatt eingeschlossen hat, nur einige Tage, nur so lange, bis das Blatt sich wieder öffnet, dann werden Sie nur noch die harten Flügeldecken finden; alles Uebrige ist verzehrt. Oder nehmen Sie kleine Fleischstückchen oder Würfelchen von gesottenem Eiweiß und legen ein Stück auf eins der Blätter, so werden Sie ganz dasselbe beobachten. Nach einigen Tagen öffnet sich das Blatt wieder und Alles ist verzehrt. Ist das Stückchen zu groß, so werden Sie den Rest, welchen das Blatt nicht bewältigen konnte, in Fäulniß übergehen, das Blatt erkranken und absterben sehen."

Inzwischen hat sich unsere Schaluppe zwischen mannshohen Schilfbeständen verloren. Schwarze Wasserhühner fliegen schreiend auseinander. Hie und da schaut auf einer freien Stelle zwischen dem Schilf eine „Wassersäge" (Stratiotes) zu uns herüber.

Herr Lumen langt nach den weißen Blüthen einer

solchen ganz nahe gekommenen Wasserfee über Bord und erhascht glücklich den aufgeblasenen Stengel, aus dem sie ihm zugenickt hatten. Hätte aber nicht Tönjes starker Arm den kühnen Fischer gehalten, er wäre uns richtig über Bord in ein Schlammbad gefallen. Fräulein Mina versucht ohnmächtig zu werden, ohne daß es ihr recht gelingt. Unser Backetrog ist nämlich in bedenkliches Schwanken gerathen. Tapfer aber hält der Herr Pastor den Fang fest und zieht nun zum staunenden Ergötzen der jungen Reisegenossinnen den ganzen Büschel der langen stachelbewehrten Blätter und schlammtriefender Kriechwurzeln aus dem Wasser heraus.

„Dies habe ich botanisirt," ruft er vergnügt. „Welcher der Damen darf ich diese zierliche Wasser=aloe zum Andenken verehren?" Ein plötzlicher Ruck unterbricht ihn und liefert beinahe seine lange Fi=gur auf den Boden unseres Schooners. Wir sitzen fest an irgend einem heimtückischen Pfahl inmitten der Schilfwüste. „O Gott!" haucht Fräulein Mina, „wir ertrinken!" Die Ruderer springen über Bord; bis an den Bauch geht ihnen das Wasser. Endlich sind wir wieder flott. Die Männer waten vorwärts und ziehen an Tauen uns weiter, während Tönjes mit der Stange arbeitet. Noch einige Minuten — sie scheinen uns lang genug — da wird das grüne Ufer sichtbar.

„Nun ein lustiger Ritt, Fräulein Mina, und wir sind gerettet." — „O Gott! wie meinen Sie das?" „Schauen Sie her; schon steht Henning, der stämmige

Schiffer, parat; schnell schwinge ich mich auf seine breiten Schultern und bin in wenigen Minuten auf dem Trockenen.“ „O Gott! ich komme um,“ ruft Fräulein Mina. Henning und sein Rudercollege stehen bereit, die nervigen Hände innig verschlungen. Meine Frau setzt sich hurtig zwischen die schmunzelnden Träger auf die so improvisirte Sänfte. Lachend folgte ihrem Beispiel das junge Volk. Fräulein Mina jedoch will umkommen, und Herr Lumen mag fürchten, daß seine langen Beine in's Wasser reichen und die langen Kähne an seinen Füßen — so meint ehrbar der gute Henning — beschmutzt werden; kurz, beide weigern sich standhaft, den rettenden Ritt zu unternehmen. Und die Schiffer sind gutmüthig genug, das Fahrzeug mühsam fortzuschieben, bis ein leichter Sprung an Hennings Hand sogar das Fräulein in Sicherheit bringt. „Up'n annermol, adies,“ grinst der Ritter die Schöne an, die sich entsetzt ihrem Seelenführer zuwendet und mit seelenvollem Blick ihn anseufzt: „Ach Gott! wir sind mit dem Schreck davon gekommen. Herr Pastor, ohne Sie wäre ich vergangen vor Angst.“ — „Nie werde ich wieder diese Fahrt machen,“ erwiedert ernst der Angeseufzte. „Man soll Gott nicht versuchen, sagt Vater Luther; und die Schrift spricht: wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“

Die Wasserfahrt wäre glorreich beendet. Noch zwei Stündchen, über die Rehburger Hügel hinüber, und wir sind im „Kloster.“

„Ein Sträußel am Hute,
Den Stab in der Hand"

stimmt Herr Lumen an und Alles fällt lustig ein. So geht's über die Wiesen, die ihre zierlichen „Mädelnsüß" (Spiraea filipendula) reichlich zu Sträußeln an die Hüte der Damen hergeben müssen. Im Rehburger Brunnen öffnet uns der „König von Hannover" sein Gastzimmer und bietet eine nach solchen Strapazen wohl verdiente reichliche Stärkung.

„Ich kann die grausame insectenfressende Pflanze nicht aus dem Sinn bringen," seufzt Fräulein Mina ihren Seelenführer an. „Sagen Sie mir, Herr Pastor, wie kann nur Gott eine so thierquälende Pflanze schaffen?" — „Ja, sagen Sie mir, wie kann er fleischfressende Thiere schaffen, Tiger und Panther, welche das arme Reh zerreißen, Katzen, die mit den niedlichen Mäusen grausam spielen, das ungezählte Vögelheer, das einander und dazu Millionen Insecten verschlingt, eine Spinne, welche die zappelnde Fliege langsam aussaugt. Ja, wie kann Gott es anordnen, daß die Thiere einander fressen müssen? Darwin nennt das den Kampf um's Dasein und findet es ganz naturgemäß. Er kennt aber auch keinen persönlichen lebendigen Gott."

„Mich beunruhigt dieser Kampf um's Dasein, Herr Pastor. In der Menschenwelt sehen wir ihn doch auch. Auch da verschlingt der Starke den Schwachen, die Plutokratie saugt die Kleinen und Unbemittelten, ja den Kern des Volks erbarmungslos aus. Und wo das Volk Luft bekommt, da rächt

es sich unter Strömen von Blut. Und Gott scheint dem Allem fern im Himmel ruhig zuzusehen.“

„Sie schlagen da einen Ton an, liebe Seele, den wir in den Psalmen oftmals angeschlagen finden,“ erwiedert nicht ohne Salbung der Herr Pastor Collaborator. „Es verdroß mich auf die Ruhmräthigen,“ bekennt Assaph, da ich sahe, daß es den Gottlosen so wohl ging. Denn sie sind nicht im Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplaget. Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst; sie thun, was sie nur wollen. Und was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Darum fällt ihnen ihr Pöbel zu, und die Leute laufen ihnen mit Haufen zu wie Wasser.“ Auch David weiß ein Lied davon zu singen, als er noch arm und vor Saul auf der Flucht war. Da betete er die Psalmen, welche Delitzsch die Psalmen in grollendem Stil nennt. Der Gottlose trägt hoch die Nase, klagt er, und alle seine Gedanken drehen sich um eins: ewige Vergeltung ist nichts; es gibt keinen Gott. Wahr ist's, liebe Seele, daß der Anblick der auf Erden scheinbar in einer der göttlichen Gerechtigkeit widersprechenden Weise sich vollziehenden Vertheilung von Glück und Unglück oftmals eine außerordentlich starke Versuchung ist zum Zweifel an einer sittlichen Weltordnung überhaupt. Da ist's gut, wenn man eine stichhaltige Theodicee (Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung) seinem zweifelnden Herzen vorhalten kann. Diejenige, mit der Assaph sich der Zweifel entschlagen

hat, ist doch nicht stichhaltig. Denn eine diesseitige Vergeltung, welcher die Gottlosen sicherlich nicht entgingen, sehen wir durchaus nicht immer eintreten. Der Herr verwahrt uns auch ausdrücklich vor der Meinung, als werde quantitativ jede Sünde mit entsprechender zeitlicher Strafe geahndet. Der Apostel aber erhebt unsern Blick auf das Jenseits, auf die Herrlichkeit der zukünftigen Welt, welche die Leiden dieser Zeit unendlich aufwiegt."

„Das ist sehr tröstlich gesagt," wagt Fräulein Mina zu entgegnen. „Aber es begegnet eigentlich nicht den Bedenken, welche ich im Sinne hatte."

„Und die wären?" — „Wenn wir in der Natur um uns her, in der Thier- und Pflanzenwelt es gleichsam als Naturgesetz wahrnehmen, daß der Starke den Schwachen verschlingt und Gewalt vor Recht geht, so kommt man leicht auf den Gedanken, daß in der Menschenwelt am Ende es auch Naturgesetz ist, daß die einen den andern zum Fraße und Futter dienen müssen."

„Im Paradiese ist das nicht so gewesen, liebe Seele. Dort gab es kein gegenseitiges Fressen in der Thierwelt. Der Apostel sagt ausdrücklich im Römerbrief, daß durch die Sünde des Menschen der Tod in die Welt, in den Kosmos gekommen sei."

Wir haben bislang schweigend zugehört. Hier aber müssen wir ein Fragezeichen erheben.

„Wenn Sie mir das sagten, Herr Pastor, so würde ich glauben, Sie wollten mich auf's Glatteis führen."

„Aber wie so?“

„Nun ich denke, der Kosmos in jener Römerstelle ist doch nur die Menschenwelt, kann auch nur diese sein, denn im Gesammtkosmos war die Sünde bereits vor Adams Fall, wenn anders der Teufel diesen verführt hat. Und weiter lehrt uns das große Geschichtsbuch, welches in den Gebirgen, den Steinkohlenlagern, den Versteinerungen, den Thier- und Pflanzenabdrücken, den Kreide- und Korallenbergen vor uns aufgeschlagen liegt, daß Zerstörung und Tod längst vor dem Menschen in der Welt gewesen ist. Und soll ich auch eine philosophische Betrachtung hinzufügen, so dürfte doch der Begriff des Geschöpfes den des endlichen Wesens einschließen.“

„Na, Verehrtester, da kommen Sie auf gute Consequenzen. Die Seele des Menschen ist erschaffen, nicht wahr? Alles Erschaffene ist endlich, sagen Sie, nicht wahr? Ergo ist die menschliche Seele auch endlich, d. h. die Unsterblichkeit der Seele ist preisgegeben.“

Mit einem Seufzer des Unwillens schüttelt Fräulein Mina das jungfräuliche Haupt. „Dann kommen wir richtig beim Säugethier an, ich danke!“ spricht sie indignirt.

„Trinken wir also auf das Wohl unserer Urgroßmutter Gorilla, mein Fräulein“ — voll Abscheu wehrt die Dame den Trunk ab — „aber warum so spröde? ein Säugethier wird der physische Mensch hier auf Erden wohl bleiben auch ohne die Ahnschaft des Affen. Trinken wir indeß ein pereat auf diese. Doch die

Unsterblichkeit der Seele hat immer noch ihren großen Haken. Sie beabsichtigen anscheinend mit Hülfe Ihrer Loccumer Dialektik mir Fallstricke zu legen. Was nennen Sie Seele, begehr ich zu wissen. Nicht unsterblich, o ihr Hellenen, ist die Seele an sich selber, ruft ein Kirchenvater, ich glaube Tatian. Unsterblichkeit hat allein Gott, und die Seele hat sie nur, sofern Gott will, daß sie lebe."

„Die Apologeten sprechen so; sie haben aber dabei die Lehre der Platoniker im Auge, nach welcher die Seele unsterblich ist, weil sie wie Gott unerschaffen, wie Gott unsterblich ist. Doch die Schrift?"

„Ja, was sagt die Schrift, Herr Pastor? Sie müssen es ja wissen, daß sie oftmals das Sterben auch von der Seele des Menschen aus sagt, z. B. in den Ausdrücken: dessen Seele soll sterben, der soll lassen Seele um Seele; oder im Buche Jjob, wo Elihu von den Gottlosen sagt: in der Jugendfrische stirbt ihre Seele dahin, und ihr Leben wie das der Hierodulen." (Jjob 36, 14.)

„Das heißt die Worte pressen," erwiedert Herr Lumen. „Seele bedeutet dort überall weiter nichts, als Leben. Vergessen Sie ganz den Locus classicus, daß der Leib im Tode zu Erde wird, die Seele aber zu Gott geht, der sie gegeben hat?"

„Bitte sehr, Koheleth sagt in jener Stelle ruach, Geist, nicht nephesch Seele. Das ist zweierlei."

„Aha, Sie hoffen mit Hülfe der Trichotomie sich herauszuwickeln. Diese hat nicht in der Schrift, sondern in Plato und Aristoteles ihre Quelle. Es

gibt nur zwei Stellen, wo man sie zu finden glauben kann; aber 1 Thessalonicher 5, 23 ist Geist das, was Paulus sonst νοῦς (Verstand) nennt; und Hebräer 4, 12 bezeichnet ψυχή (Seele) das niedere sinnliche und πνεῦμα (Geist) das höhere Geistesleben und stehen zusammen als Bezeichnung des geistigen Wesens dem Leibe gegenüber. Die Schrift kennt also eine Dreitheilung des menschlichen Wesens in Geist, Seele und Leib nicht. Sie können also nur vom Standpunkte platonischer oder aristotelischer oder meinetwegen auch thomistischer Philosophie aussagen, daß die menschliche Seele sterblich sei." —

„Ich merke, wir verlieren uns nicht in's Unsterbliche aber in's Unendliche. Was jene beiden Bibelstellen betrifft, so überzeugen Sie mich nicht, daß dieselben nicht wirkliche sedes für eine biblische Trichotomie seien. Auch von dem menschlichen Geiste sagt die Schrift nirgends, daß er an sich unsterblich sei. Das ewige Leben hat er nicht an und für sich, sondern allein durch die Gnade der Erlösung. Wenn der Tod die gewaltsame Trennung von dem ist, was zusammengehört, um das Wesen des Menschen zu constituiren, so geräth auch der menschliche Geist mitsammt der ihm gehörenden Seele in den Zustand des Todes und wird aus demselben einzig und allein wieder entnommen durch die Auferstehung zum Leben. Wenn Sie sagen, die menschliche Seele ist als einfaches Wesen unauflöslich, unvernichtbar, so könnte gerade die Kohelethsstelle: der Geist geht wieder zu Gott, der ihn gemacht hat, darauf führen, daß die Menschen-

seelen wie Thierseelen in den Gesammtnaturgeist, wie Delitzsch sich einmal ausdrückt, zurückgenommen werden. Aehnlich sagt der 104. Psalm zu Gott: du ziehst ihren Lebensgeist ein, so verhauchen sie; du sendest deinen Lebensgeist aus, so werden sie erschaffen, und du erneuerst die Gestalt des Erdbodens. Ich glaube, wir können nur sagen, daß die menschliche Seele oder der menschliche Geist bei seiner Schöpfung oder Einhauchung für die Ewigkeit bestimmt ist, wie man schon daraus schließen kann, daß er die Idee des Ewigen von Natur in sich hat. Doch ist die Seele damit, daß sie persönliche Fortdauer hat, noch nicht unsterblich. Unsterblichkeit hat nur Gott und der, welchem Er sie gibt, nämlich der welcher dem Auferstandenen angehört. Meines Wissens hat Dodwell die Ansicht vertheidigt, daß die Seele von Natur aus sterblich sei und erst durch die Verbindung mit dem heiligen Geist in der Taufe die Unsterblichkeit erlange."

„Gewiß, Dodwell ist aber auch bekannt als Verfechter paradoxer Meinungen, und in diesem Punkte hat er seinen Gegnern das Feld räumen müssen."

„Doch wir sind von unserm anfänglichen Thema ganz abgekommen."

„So ist also doch der Mensch mitsammt der ganzen Natur dem eisernen Naturgesetz des Vergehens unterworfen von Natur?" fragt Fräulein Mina.

„Nicht nach dem ursprünglichen Schöpfungsplane Gottes, sondern in Folge der Sünde Adams," belehrt Herr Lumen. „Paulus sagt das Römer 5 V. 12 ausdrücklich. Ich muß dabei bleiben (zum Rector

gewandt); Ihre Einwürfe sind nur von der Naturwissenschaft hergenommen."

„Wollen Sie durchaus Exegese haben," entgegnet der Rector, „so glaube ich Sie aus dem Wortlaut der Stelle selbst überführen zu können, daß dort κόσμος nur die Menschenwelt, nicht aber auch die vernunftlose Creatur begreift."

„Haben Sie vielleicht ein griechisches neues Testament in der Tasche?" fragt mit ungläubigem Blick und Ton der Jünger Loccums.

„Auch damit könnte ich dienen, sogar mit Tischendorf; ich besitze eine kleine Handausgabe, die ich gern bei mir führe."

Herr Lumen, welcher selbstverständlich die ganze herrliche Stelle von der Gegenüberstellung des ersten Adam und des zweiten, welcher ist Christus, im Gedächtnisse gegenwärtig hat, citirt die Stelle. „Auf diesen Nachsatz, fährt der Rector fort, fuße ich: καὶ οὕτως εἰς πάντας ἀνθρώπους διῆλθεν ἐφ᾽ ᾧ πάντες ἥμαρτον. (— und ist also zu allen Menschen der Tod durchhin gekommen, auf Grund dessen, daß sie alle gesündigt haben.) Es liegt auf der Hand, daß das: ‚zu allen Menschen' dem vorhergegangenen: ‚in die Welt' entspricht. Außerdem könnte von der vernunftlosen Creatur die Begründung: ‚weil sie alle gesündigt haben' nicht ausgesagt werden."

„Sie haben die Probe bestanden," versetzt der Loccumer mit der Miene des Ueberlegenen. „So werden Sie den bekannten Einwurf, der von den

ohne Thatsünde verstorbenen Kindern hergenommen wird, ebenfalls abzuweisen wissen."

„Ich glaube schon. Doch kämen wir damit wieder von der Sache ab, um die es sich handelt, wollten wir jetzt das ἐφ᾽ ᾧ πάντες ἥμαρτον (weil sie alle gesündigt haben) auch noch hereinziehen. Mit Ihrem Zugeständniß, daß der Kosmos hier nur die Menschenwelt bedeutet, haben Sie auch zugestanden, daß Adams Sündenfall mit dem Sterben und Vergehen der vernunftlosen Creatur nicht in causalem Zusammenhange steht."

„Halt! mein Lieber, nicht zu rasch. Aus dieser Stelle kann ich das allerdings nicht beweisen, aber nehmen Sie Römer 8, 19—21 vor sich; Sie werden schwerlich daran vorbei schlüpfen können."

Der überlegene Ton, in welchem dies gesprochen, zieht dem Jünger Loccums einen dankbar freudigen Blick des theologisch fühlenden Fräuleins zu. Den Rector überläuft eine etwas boshafte Lust: „Nicht wahr, meine Gnädige, Sie schließen sich ganz dem Herrn Vorredner an?" — „Gewiß, gewiß; es ist mir höchst interessant zuzuhören. Ich bewundere die schlagfertige Ueberlegenheit." — „Nun, lassen wir das, liebe Seele," unterbricht der Collaborator. „Die Stelle sagt, wie Sie wissen, daß Gott die Schöpfung um der Sünde des Menschen willen dem Fluche des Vergehens unterworfen hat." — „Ja, ja, ich weiß; das ist ja sonnenklar, daß auch ein schwaches Weib das einsieht. Alle Creatur ist ja um des Menschen willen geschaffen worden, also . . ."

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche, mein Fräulein,“ wirft der Rector ein. „Sind sie wirklich überzeugt, daß Sonne, Mond und Sterne keine andere Aufgabe haben, oder lediglich dazu erschaffen sind, daß sie uns hier auf Erden leuchten?“ — „Versteht sich, mein Herr, in der Bibel, im ersten Buche Mosis, steht's ja geschrieben: Gott machte Lichter am vierten Tage; also lange, nachdem die Erde erschaffen war, auf daß sie scheinen auf Erden.“

„O sancta simplicitas“ — brummt der Rector vor sich hin, — „sagte Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen, als er ein Bäuerlein ein Scheit Holz zu demselben herbeischleppen sah.“ — Herr Lumen hat's vernommen und verbeißt sich mit Mühe das Lachen. — Laut erwiedert der Rector: „Ich will Sie, Verehrteste, in Ihrem frommen Glauben nicht stören auf die Gefahr hin, daß Sie mit dem seligen Kopernikus in bedenkliche Collision gerathen möchten. Doch um zur Sache zu kommen, in jener Stelle sagt St. Paulus merkwürdiger Weise gerade davon, was Sie hineinlesen, mein Fräulein, kein Wort. Wollen Sie die Güte haben und sich der Sätze genau erinnern.“ — „Ja doch, indeß — — Herr Pastor, helfen Sie mir — ich weiß in der That nicht; — ich bin augenblicklich ganz verwirrt.“

„Thut nichts zur Sache, meine Gnädige. Der Apostel sagt wörtlich übersetzt also: Das angespannte Abharren der Schöpfung wartet auf die Offenbarung der Söhne Gottes. Denn der Vergänglichkeit ist die

Schöpfung unterworfen worden, nicht freiwillig, sondern durch den, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung, daß auch sie, die Schöpfung, von der Knechtschaft unter der Vergänglichkeit befreit werden wird in die Freiheit der Herrlichkeit der Söhne Gottes. So lautet diese, eine überaus großartige Perspective uns öffnende Stelle. Sie werden zugeben, daß davon, daß die Schöpfung um Adams Sünde willen der Vergänglichkeit von Gott unterworfen sei, auch nicht ein Wort gesagt wird."

„Schon wahr," nimmt Herr Lumen das Wort. „Es folgt das aber aus dem, was Paulus weiter sagt: wir wissen nämlich, daß die ganze Schöpfung — ich bitte das: die ganze zu beachten — mitseufzet und mitkreiset in Geburtswehen bis jetzt. Also mitseufzet — mit wem denn? natürlich mit uns. Denn es heißt weiter: nicht allein aber — nämlich seufzet mit die ganze Schöpfung, sondern auch wir selbst unsererseits seufzen in uns selbst auch mit, obgleich wir die ἀπαρχὴ τοῦ πνεύματος, die Erstlingsgabe des heiligen Geistes, besitzen; wir seufzen mit, indem wir auf die υἱοθεσία, die Kindesannahme, harren, nämlich auf die Erlösung unsers Leibes. — Von einem Mitseufzen und Mitkreisen in Geburtswehen, welches der Schöpfung mit uns Wiedergeborenen gemeinsam ist, könnte Paulus gar nicht reden, wenn nicht die gemeinsame Unterwerfung der Menschen und der übrigen Schöpfung unter die Vergänglichkeit auch eine gemeinsame Ursache hätte, nämlich die Sünde Adams."

„In allem stimme ich Ihnen bei, nur in dem letzten Punkte nicht. Das Mitseufzen und Mitkreisen drückt nicht die Gemeinsamkeit mit den Menschen aus. Schauen Sie her, ich habe mir hier eine Notiz gemacht in meinem Tischendorf, zu dem συνωδίνει, dem Mitkreisen: Theodor. von Mopsuestia scribit (schreibt): βούλεται δὲ εἰπεῖν, ὅτι συμφώνως ἐπιδείκνυται τοῦτο πᾶσα ἡ κτίσις — Verzeihung, meine Gnädige — zu deutsch: der Apostel will zeigen, daß die ganze Schöpfung zusammenklingend, gleichsam unisono, dies zeigt. So viel ich mich erinnere, stimmt dem auch Meyer im Commentare bei. Aus dem Mitseufzen können Sie also kein Argument für Ihre Behauptung entlehnen."

„Aber das Folgende, Verehrtester, auch wir Christen seufzen, stimmen ein in jenes Seufzen, indem wir harren auf unsere Kindesannahme, nämlich auf unseres Leibes Erlösung von der Vergänglichkeit."

„Dieser Satz soll den Beweis steigern," entgegnet der Rector, „den Beweis dafür, daß Gott die vernunftlose Creatur der Vergänglichkeit unterworfen hat auf Hoffnung der künftigen Befreiung von derselben. Das gebe ich zu. Aber daraus mit Meyer und Ihnen folgern zu wollen, daß Gott um Adams Sünde willen die ganze vernunftlose Creatur der Vergänglichkeit unterworfen habe, das muß ich als ein Eintragen in den Text bezeichnen. Der Apostel sagt weder, wann Gott das gethan hat, noch weshalb. Also eine exegetische Nothwendigkeit liegt nicht vor.

Nun komme ich allerdings mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft und sage: diese beweisen unwidersprechlich, daß die vernunftlose Creatur, d. h. die Creatur auf Erden, denn von dem, was auf andern Sternen vorgeht oder vorgegangen ist, wissen wir nichts, daß also die gesammte Schöpfung auf dieser unserer Erde wiederholten Revolutionen und wiederholten Katastrophen, in denen Millionen lebende Wesen untergegangen sind, längst vor Erschaffung des Menschen unterworfen gewesen ist."

„Das ist aber keine wissenschaftliche Theologie," wirft der Loccumer ein. „Wie können Sie von Ihren angeblichen Ergebnissen der Naturwissenschaft Argumente für oder gegen die theologische Frage hernehmen wollen, ob die Vergänglichkeit durch Adams Sünde verursacht worden oder ob sie ein rein natürlicher Factor ist."

„Diese Frage, mein Lieber, kann die Theologie überhaupt nicht entscheiden. In ihr Gebiet gehört lediglich der Zusammenhang zwischen der Herrschaft des Todes über die Menschenwelt und der Sünde, als der Ursache derselben. Woher die Vergänglichkeit in die vernunftlose Erdencreatur gekommen ist und wann, das sind keine theologischen, sondern historische und philosophische Fragen. Uebrigens widerspreche ich für mein Theil nicht, wenn Sie die Vergänglichkeit der Erdenschöpfung auf die Sünde, aber nicht Adams, sondern der bösen Engel zurückführen wollen. Ich könnte mir wenigstens denken, daß die ungeheueren Erdrevolutionen ihre letzte Ursache in dem

die ruhige Weiterentwickelung der Schöpfung störenden Abfall der der Erde vorgesetzten Engel hätten."

„Was faseln Sie da?" ruft lachend der Jünger Loccums.

„Nun, mir schwebt die Vorstellung des Apostels Paulus vor, welcher dem Teufel und den bösen Geistern die Erdatmosphäre zum Wohnorte anweist, Epheser sechs. Und da ferner im Buche Jjob die Morgensterne neben den Engeln als die Zuschauer bei der Schöpfung der Erde genannt werden" — „Was? das ist mir vollständig neu," ruft Fräulein Mina dazwischen, „bitte, wie heißt es da?"

„So gut ich's aus dem Gedächtniß vermag," erwiedert der Rector, „will ich Ihnen die Stelle citiren. Es ist der Beginn der Rede Jehovahs an Jjob: „„Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sag' mir's, wenn du so viel Verständniß besitzest. Wer hat ihre Maaße bestimmt, sag' mir, wenn du es weißt, oder wer hat die Maaßschnur über sie hingespannt? Worauf sind ihre Säulenfüße eingetaucht, oder wer hat ihren Giebelstein eingesetzt, damals, als insgesammt jubelten die Morgensterne und jauchzten alle Gottessöhne, d. h. alle Engel? — Der Dichter dieser großartigen Stelle setzt also voraus, daß die Engel und die Sterne früher gewesen sind als die Erde und gleichsam Zuschauer waren, als Gott, wie es an einer andern Stelle desselben Buchs heißt, die Erde aufhing in dem unermeßlichen Weltraum, und den Nordhimmel ausspannte über der Leere. — Ich glaube, Herr

Pastor, man kann sich die Freiheit nehmen, das al belima mit: im Weltraume zu übersetzen; denn der ist offenbar hier gemeint." — Der Loccumer nickt beistimmend. — „Dies ist die Stelle, mein Fräulein, aus welcher die oft gebrauchten Worte stammen: bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Jehovah fährt nämlich fort: Und wer schützte das Meer mit Schleußen, als es aus dem Schooße der Erde hervorbrach, als ich die Wolken ihm umthat als Kleid und Nebeldunkel als Windeln, als ich ihm seine Grenze absteckte und sprach: bis hierher komme und nicht weiter, und hier ist der Damm gegen deine stolzen Wellen. Imposant ist, bemerkt Delitzsch in seinem Commentar, die Naturerkenntniß der israelitischen Weisheit."

„Um zur Sache zurückzukommen," fuhr nach einer Pause der Rector fort, „glaube ich annehmen zu dürfen, daß der geheimnißvolle Zusammenhang, in welchen die Schrift Engel und Sterne mit einander setzt, für unsere Frage vielleicht zu verwerthen ist. Gibt die Weissagung Daniels den großen Nationen des Alterthums Engel zu fürstlichen Anwälten, welche ihre Sache führen, so ist es nicht undenkbar, daß andere größere Engelfürsten den einzelnen Weltkörpern vorstehen. Es könnte also der Oberste der bösen Engel der Engelfürst unsers Planeten sein, wie der Herr ihn den Fürsten dieser Welt nennt, der aber von seinem Schöpfer abgefallen und einen Theil der erdbewohnenden Geister mit sich gerissen hat in seinen Abfall. Dadurch ist die Sünde lange vor Adam

in die Erdenwelt eingedrungen. Wenn Sie nun einmal durchaus die Sünde zur Ursache der Vergänglichkeit in der Erdenwelt machen wollen, so wäre es dieser Abfall der Engel von Gott."

„Ich sage Ihnen wieder," entgegnet der Loccumer, „das ist keine wissenschaftliche Theologie, überhaupt keine Theologie, sondern Phantasieen. Doch noch eins. Ich habe wahrgenommen, daß Sie mit einem gewissen Nachdruck die Vergänglichkeit nur von der Erde und deren Creaturen aussagen, als ob die Himmel nicht auch vergänglich wären, während die Schrift von diesen auch sagt, daß sie veralten und vergehen, und Gott allein ewig ist."

„Was die Schrift von den Himmeln in dieser Hinsicht sagt, kann sich auf die Erdatmosphäre beschränken. In der That wissen wir nicht einmal von den übrigen Planeten Bescheid, ob sie Geschöpfe beherbergen, geschweige von den übrigen Sonnensystemen. Wenn nun aber vollends die Vergänglichkeit Folge der Sünde ist, wie Sie sagen, so reicht auch die Vergänglichkeit und der Tod nur so weit, als der Bereich der Sünde. Was wissen Sie aber davon, ob die bösen Geister auch andere Planeten verunreinigt haben? Ich halte den Teufel und seine Engel nur für erdbewohnende Geister, nicht für himmlische."

„Aber sie waren doch im Himmel," wirft Fräulein Mina ein, „Michael hat doch den Satan aus dem Himmel hinausgeworfen, wie die Schrift sagt."

„Also ist er sicher nicht mehr im Himmel, sondern auf Erden, wohin er nach der Apokalypse hinabge-

worfen ist. Wenn dies mehr als eine bloße poetische Ausschmückung ist, so besagt es meiner Meinung nach eben nur das, daß der Machtbereich der Teufel auf die Erde beschränkt worden ist. Und was diese und ihre der Vergänglichkeit unterworfene Creatur betrifft, so vergeht zwar alles, aber kein Atom geht verloren. Die Verwesung ist ein chemischer Verbrennungsproceß, in welchem die Stoffe, aus welchen die Leiber zusammengesetzt sind, ihre bisherige chemische Verbindung verlieren und andere Verbindungen eingehen. Der schließliche Verbrennungsproceß der ganzen Erde ist aber auch nicht Vernichtung, sondern Umwandlung, wie die Schrift lehrt. Denn wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welche die gegenwärtige wird umgewandelt werden, wo dann keine Sünde und kein Tod mehr herrscht. Das ist unsere christliche Perspective."

„Doch da ist der Dachreiter der Loccumer Kirche," ruft der Loccumer. — Ich habe über der theologisirenden und phantasirenden Debatte ganz vergessen, dem Leser bemerklich zu machen, daß wir unter diesen Gesprächen längst vom Rehburger Brunnen aufgebrochen und durch die Buchenwälder nach Loccum hinab gewandert sind.

„Machen wir also Schluß," fährt der Jünger Loccums fort, „und ziehen das Facit. Wir sind, liebe Seele, den Naturgesetzen unterworfen, und zwar wie es scheint, mit starrer Nothwendigkeit. Aber über ihnen steht als oberstes Gesetz das der göttlichen Liebe. Und wenn wir Augen haben, die vom Lichte der

Gnade geöffnet sind, so sehen wir dieses höchste Gesetz auch überall durchblicken, wie wir durch die Wolkendecke, die zeitweise den Himmel überzieht, doch immer wieder die Bläue des Aethers und das Licht der Sonne hindurch brechen sehen, wenn wir nicht blind sind. Daß wir dies höchste Gesetz erkennen können, danken wir der Erscheinung des Sohnes Gottes in unserem Fleische. Wie wir singen:

„Gottes Rath war uns verborgen,
Seine Gnade schien uns nicht.
Eitel war der Menschen Sorgen,
Zu entdecken jenes Licht,
Das zum rechten Himmelsleben
Uns konnt Licht und Kräfte geben.

Aber da hervorgegangen
Ist der Aufgang aus der Höh',
Haben wir das Licht empfangen,
Welches uns von Angst und Weh
Und von Seelennoth entbunden,
Weil wir wahres Leben funden."

Nun bitte ich den Leser um Verzeihung, wenn ihm durch das Theologisiren die Wanderung nach Loccum zu lang geworden ist. Der Jünger Loccums im Gewande des Pastors Collaborator und ich machten häufig gemeinsame längere Wanderungen durch Feld und Au. Da war es denn unsere Gewohnheit zu theologisiren, wie es der Loccumer seiner Zeit auf seinen Spaziergängen mit Collegen des Prediger-

seminars im „Sündern" vermuthlich gewohnt geworden war. Der Leser gewinnt dadurch einen kleinen Einblick in die Sphären, in welchen wir protestantische Theologen uns gern bewegten.

---

2. Das „Kloster."

Von der Landstraße her tritt man durch ein Spitzbogenthor in den großen Klosterhof ein. Rechts erblicken wir ein als Scheune benutztes Gebäude; es ist die alte Walkemühle, in welcher Jahrhunderte lang die weißen Habite der Cisterzienser bereitet wurden. Etwas weiter zurück steht links ein ebenfalls zur Scheune degradirtes Haus; dies ist das frühere Pilgerhaus des alten Klosters. Wie viele Pilger mögen in früheren Jahrhunderten hier ein- und ausgekehrt sein, Herberge und Kost unentgeltlich empfangen haben!

Von dem neben dem Kloster liegenden Dorfe gleichen Namens führt ein anderes altes Thor in den Klosterhof. Es ist mit einem Thorhause überbaut. Außen stößt an dasselbe die frühere capella ante portam, mit spitzbogigen Fenstern geziert. Diese Kapelle war den Weibern der Umgegend geöffnet und bot ihnen Gelegenheit, dem heiligen Opfer beizuwohnen, die Sakramente zu empfangen, ihre Gebete an heiliger Stätte darzubringen. Der Protestantismus hat diese Kapelle in eine Schule umgewandelt.

Wir kommen zu der ehemaligen Klosterkirche.

Selbstverständlich ist dieselbe verschlossen. Der Protestantismus hat zwar unzählige Klöster dem Profanen geöffnet, seine Kirchen aber hält er verschlossen und öffnet sie nur Sonntags für sehr wenige Stunden. Das Bewußtsein, daß die Kirche das Haus Gottes und ein Bethaus ist, in welchem man seine Anliegen dem geheimnißvoll in der Brodsgestalt gegenwärtigen eucharistischen Christus darbringt, mußte ihm ja verloren gehen, da er den im Sacrament unter seinem Volke wohnenden Heiland selbst aus den Kirchen verbannt hat.

Der Küster muß aufgesucht werden. Wir treten in die Kirche ein. In der That, ein edler Bau und gut restaurirt.

Die Loccumer „Klosterkirche" stellt sich als eine kreuzförmige Pfeilerbasilika dar, mit dreischiffigem Langhause. Sie ist ein Gewölbebau romanischen Stils, welcher den Uebergang aus dem Rund- in den Spitzbogen deutlich erkennen läßt. Das Gewölbe des Mittelschiffs zeigt breite Quergurten und kräftig entwickelte Rippen. An den Kreuzgewölben der Seitenschiffe dagegen fehlen die Rippen. Die Säulen der alten Basilikenform werden durch mächtige Pfeiler ersetzt, die so geordnet sind, daß zwischen zwei Hauptpfeilern je ein niedrigerer Nebenpfeiler steht. Der Chor zeigt geraden Abschluß und Rundbogenfenster, die an den Seiten desselben befindlichen Kapellen dagegen halbkreisrunde Conchen (Nischen), aber mit Spitzbogenfenstern und Füllwerk. Auch das Querschiff hat Fenster im Rundbogenstil. Die Fenster des drei Joch zeigenden Lang-

hauses sind spitzbogig. Die westliche Giebelwand hat ein dreitheiliges Fenster im Uebergangsstil.

In der nordöstlichen Ecke des Chors befindet sich ein Sacramentshaus aus dem Jahre 1458, ein schlanker oben durchbrochener gothischer Thurmbau im Kleinen mit geschweiften Schwibbögen und Spitzsäulchen (Fialen), mit von Maßwerk (künstlich aus Stein geformte Ausfüllungen) durchzogenen Giebeln, mit Heiligenfiguren auf Consolen, Verzierungen an den Bögen, Kreuzblumen und einer pyramidenförmigen Spitze, auf deren oberster Kreuzblume der Pelikan sichtbar wird, der seine Jungen mit seinem Blute tränkt. Dies Symbol des seine Glieder mit seinem Fleische und Blute im Sacrament nährenden Herrn erscheint uns als eine stumme Predigt von dem, was diese Kirche besaß und verloren hat, als der Lutherismus in sie einzog.

Gegen diesen Verlust sind andere kaum erwähnenswerth, hängen aber freilich eng damit zusammen. Der alte Hochaltar mit seinem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Aufsatze, einem in Bau und Schmuck sehr schönen Reliquienschrein, hat einem modernen Gebilde Platz machen müssen; eine steinerne Rückwand mit in enge Nischen hineingequälten Figuren trägt in der Mitte ein modernes ausdrucksloses Oelbild (Christus am Kreuz). Ebenso ist der Mutter-Gottes-Altar abgebrochen. Die Fürbitte Mariens und der „todten Heiligen“ (so hört man wohl sagen) haben wir nicht nöthig. Der kunstvoll gearbeitete Schrein

dieses Altars wird nebst dem des Hochaltars als Museumsstück im „Kloster“ aufbewahrt.

Die Chorstühle, Arbeiten aus dem 12. Jahrhundert, hat man stehen lassen.

In der Vorhalle des Westendes der Kirche erblicken wir ein großes Crucifix aus dem 15. Jahrhundert, einen alten Taufstein und einige Grabdenkmäler.

Die Kirche hat eine Länge von etwa 200, eine Breite von ungefähr 80 Fuß. Ein Thurm fehlt; über dem Kreuz erhebt sich ein schlanker Dachreiter.

Prächtig ist der aus dem 13. Jahrhunderte stammende Kreuzgang des Klosters. Reich verzierte Capitäle und Consolen (Säulenköpfe und Pfeilertischchen), hübsche Glasmalereien in den Fenstern, und in den Bogenfeldern der letztern schöne Ausfüllung erfreuen hier das Auge.

Besuchen wir auch das alte Refectorium. Vier achteckige flachkannellirte Pfeiler theilen es in zwei Räume. Die Fenster zeigen theils Rund- theils Spitzbögen, deren Ausfüllung eine spätere Zeit verräth. Wir sehen hier nämlich die sogenannten Fischblasen, rundlich geschweifte Formen der Fensterfüllung, welche zu den „wunderlichen, mehr der Bizarrie als dem organischen Gesetz entsprungenen Combinationen“ (Kugler) der ablebenden Gothik zuzuzählen sind.

Der Protestantismus hat das Refectorium mit einigen Nebengemächern verbunden und einen Bibliotheksaal daraus gemacht.

Die Bibliothek besitzt zwei interessante Selten-

heiten. Eine Pergamenthandschrift mit Initialen und Miniaturbildern; es ist ein Exemplar der Evangelien nach der Itala, welche der hl. Hieronymus auf Befehl des Papstes Damasus revidirt und mit Einleitungen versehen hat. Sodann eine deutsche Bibelübersetzung von 1473 mit Holzschnitten. Letztere namentlich dürfte für die jetzigen Einsitzer des früheren Klosters ein recht interessanter Commentar zu jener immer wiederholten Lüge sein, daß erst Luther die Bibel dem Volke zugänglich gemacht, „das Evangelium unter der Bank hervorgezogen" habe.

Wozu man den alten von vier mächtigen Säulen getragenen Capitelsaal heutzutage benutzt, vermag ich leider nicht zu sagen. Vielleicht halten „Ihre Gnaden," der Herr „Abt" und die Frau „Aebtin," darin feierlichen Empfang.

Die Klostergebäude sind von uralten Mauern umgeben, an denen Weinstöcke trefflich gedeihen. An diese Mauern stößt ein herrlicher Waldpark mit Wiesengründen und einem großen Fischteiche und geht in den südlich früher sich stundenweit ausdehnenden „der Sündern" genannten Wald über. Gewaltige Eichen habe ich, namentlich am Ufer des Teichs, dort bewundert. Die ältesten dieser malerischen Baumriesen haben vielleicht noch die weißen Gestalten der Cistercienser unter ihren Laubkronen wandeln sehen, Brevier betende Priester, oder Brüder, welche heilende Kräuter gesucht hatten und damit beladen heimkamen. Krankenpflege war neben den Garten- und Feldar-

beiten und den geistlichen Uebungen in der Cisterzienserregel vorgeschrieben. Ob in den heutigen Cisterzienserabteien z. B. Oesterreich-Ungarns auch die Krankenpflege und angestrengte Geistes- und Leibesarbeit blüht? Einst arbeitete ich — so sehr lange ist's freilich noch nicht her — in der Bibliothek eines alten berühmten Cisterzienserstifts. Der Herr Prälat hatte herablassend geruht, es uns zu gestatten — ich hatte einige befreundete Jesuitenpatres begleitet. Der gute Pater Bibliothekar wußte offenbar anfangs nicht recht, was er aus den eingedrungenen Fremdlingen machen sollte. Er war verstimmt, in seiner angenehmen Beschaulichkeit bei gemüthlich dampfender Pfeife durch die zudringlichen Fragen jener nach Schätzen, von deren Existenz er keine Ahnung zu haben schien, wiederholt sich gestört zu sehen. Als die gesegnete elfte Stunde sich näherte, begann seine wohlbeleibte Figur im weißen Habit und schwarzen „Schepler" unruhig auf ihrem Sessel hin- und herzurutschen. Als ich, durch dies Geräusch aufmerksam gemacht, zu ihm hinüberschaute, warf er einen bedeutsamen Blick auf die mächtige Wanduhr.

Sofort verstand ich, was der Gute bezweckte. Ich machte es den beiden Andern leise bemerklich. „O, Sie irren sich bestimmt, meinte P. N. N.; man wird hier erst um zwölf Uhr speisen. Wir werden ja zu Tisch eingeladen; das versteht sich ja nach der Klostersitte von selbst." Und sie arbeiteten weiter, als sei nichts passirt. Achselzuckend begab ich mich wieder auf meinen Sitz.

Jetzt schlug's; in mächtigen Schlägen brummte es elf Uhr. Dann läutete es Angelus. Wir standen auf und beteten leise den englischen Gruß. Auch Pater Bibliothekar, glaube ich, that etwas Aehnliches. Gerade hatte ich bei dem: Et Verbum caro factum est, die Knie gebeugt, als die schwere Hand des guten Paters sich auf meine Schulter legte, sein rundes Gesicht sich meinem Ohre näherte und seine Stimme mir laut zuflüsterte: „Sie essen aber jetzt bereits." — „Und Hochwürden wünschen auch jetzt zu essen?" — „Nun freilich." — „Und wir stören?" — „Nun freilich, ich darf die Herren nicht allein lassen." — „Ah! pardon! Hochwürdigster Pater Bibliothekar, der Noth ist bald abzuhelfen." Sprach's und eilte den in ihre Codices versunkenen Herren zu, deren Erstaunen bei dieser Mittheilung zusehends wuchs.

„Hochwürden, wir kommen dann wieder, wenn's erlaubt ist; wir sind noch lange nicht zu Ende mit unsern Notizen." — „Nun ja, wenn's sein muß; aber bitte, nit vor zwei Uhr." — „Bene! A dio, Verehrtester!" —

Auf luftiger Veranda eines guten dem Stifte gehörigen Gasthauses genossen wir dann treffliche Forellen — es war Freitag — und guten Wein, dazu herrliche Aussicht auf die prächtige Landschaft und amüsirten uns königlich über die drollige Bedrängniß des wohlgepflegten Herrn P. Bibliothekar. Wahrscheinlich zur Belohnung dafür, daß wir nicht vor zwei Uhr wieder erschienen, ward uns beim Abschiede

ein Trunk Weines und ein Brod dargeboten, das beides wir vergnügten Sinnes uns vortrefflich munden ließen.

Das ist auch eine Cisterzienser-Erinnerung, die mir einfällt beim alten Loccumer Cisterzienserkloster. Und noch eine, der Leser wolle mir's nicht verübeln, möge sich anreihen.

Ein andermal war ich hinaufgestiegen auf die schöne und reiche Alp, welche zu den Gründen und Pfründen einer großen Cisterzienserabtei gehörte. Ein Kirchlein steht oben, daneben ein stattliches Haus, welches zugleich Fremden als Gast- und Wirthshaus sich öffnet und öfter wie ich höre, von Sommerfrischlern aus fernen protestantischen Gegenden im Hochsommer bewohnt wird.

Wir trafen es günstig. Der hochwürdige Herr Pater Prior hielt Sommerfrische droben. Frühmorgens celebrirte er im Kirchlein mit Andacht und Würde. Hatte er alsdann sein Frühstück genossen, so verschwand er, um über ein Kleines in vollständiger Metamorphose unsern erstaunten Blicken sich zu präsentiren. Verschwunden war der weiße Habit und das schwarze Skapulier. Eine fesche Jägerjuppe umschloß die wohlgenährten Glieder des hochwürdigen Herrn, eine Jägerkappe verbarg die Tonsur, „an den Beinen gestiefelt" stand er da, „als fertig zu treiben" nicht sowohl das Evangelium, wie St. Paulus den Ephesern schreibt im sechsten Capitel, als vielmehr das edle Waidwerk. Er war nämlich ein großer Nimrod vor dem Herrn. Schmuck hing die Jagdflinte

über die gerundete Schulter, und kräftig faßte die feiste Faust den langen Alpenstock. Und hinauf ging's die Schrofen behende und kühn. „Die Wochen hier in der Alp sind mir die liebsten im Jahre," meinte er lächelnd, als er bei neigendem Tage, beschwert mit zwei fetten „Murmenten" (Murmelthieren) wieder in's Gastzimmer eintrat.

Das Brevier ruhte indessen in der Fensterbank, gepudert mit dem Staube des oder der (?) Tage. Doch vielleicht lasen Hochwürden es Nachts oder früh vor Aufgang der Sonne.

Angenehm stieg der Bratengeruch uns dann in die Nase, als Hochwürden den Preis des Waidwerks zur Stärkung nach schwerer Jagdarbeit vor sich stehen hatten und tapfer mit Messer und Gabel in Angriff nahmen. Nach der fetten Mahlzeit gesellten sich alsbald die würdige Häusnerin, ihre „dralle" und schlagfertige Nichte und der Hirte der Alm um den hochwürdigen Herrn Pater Prior, in der traulichen Ecke beim Ofen, zur Abendandacht beim Buche der vier Könige. Lustig ging's her bei dem Spiel, besonders wenn Hochwürden eine Partie verloren. Leider ging mir die genauere Kenntniß der Geheimnisse dieser Karten ab. Bis elf Uhr Abends hielt ich aus mit Zuschauen, dann aber forderte der Schlaf seinen Tribut. Wie lange das fröhliche Vierkleebatt zusammen zu bleiben pflegte, hab ich auf diese Weise nicht erfahren.

Die Umgebung des Hauses war, wenn ich ein wenig übertreiben darf, beinahe gepflastert mit den bleichenden Gebeinen der armen Murmenten und

Gemsen, welche Hochwürden vom Leben zum Tode, und deren Fleisch er in den eigenen hochwürdigsten Magen befördert hatte.

Aber schön ist's auf der Alm, das bleibt wahr.

Vielleicht bietet sich ein andermal Gelegenheit, das eine und andere Klosterbild mit Licht und Schatten zu entrollen, welches ich auf meinen Wanderungen als ungekannter Fremdling gesehen; jetzt aber unterbricht der Küster der Loccumer „Klosterkirche" meine Erzählung mit der Frage: „Aber da fällt mit ein, Sie haben ja gar das großartige Morment in der Kirche sich nicht angesehen."

Was für ein Monument? fragt der Leser.

„Nun das Morment von dem „berühmten Abt,"" erläutert der Küster. „Ein großartiges Kunstwerk."

Also gehen wir noch einmal in die Kirche. Richtig da steht's, ein mächtiges Epitaphium. Aber das ist ja ein katholischer Abt? fragt wiederum verwundert der Leser. Wir sehen nämlich vor uns ein mehr als mannshohes Standbild in katholischer Abtstracht, mit Mitra und Stab. Doch gehen wir näher und schauen genauer zu. Fürwahr unter der katholischen Abtstracht blickt die weltlich französische Mode vom Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hervor.

„Er ist von lustigem humeur," beschreibt diesen luthrischen „Abt" einer seiner Zeitgenossen, „hat ein besonderes Repositorium von lauter lustigen Büchern und sagt, vom Saufen halte er nichts, äße aber gern etwas gutes. Als wir in der Bibliothek zu den theo=

logischen Büchern kamen, sagte er: Sind nur libri theologici; ist nicht werth, daß man's ansieht."

Man hat protestantischer Seits diesem würdigen Exemplar von einem „Abte" mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er das Kloster oder gar das Land katholisch zu machen nicht übel Lust gehabt habe.

Molanus kokettirte allerdings in Aeußerlichkeiten mit katholisirenden Anwandlungen, stand aber innerlich der Kirche ganz fern. Sein Freund Leibniz sagt zwar von Loccum unter Molanus' Regiment: „Dies Cisterzienserkloster steht noch jetzt in Blüthe, da nicht bloß ein Abt, sondern auch ein Convent vorhanden ist, von denen die alte Cisterzienser-Regel beobachtet wird, soweit sie mit der gereinigten (!) Religion übereinstimmt." Und in der That fädelte Molanus Verbindungen mit Cisterziensern an. Es befindet sich in der Loccumer Bibliothek sogar noch ein von dem Cisterzienserabt von Altenberg, Jakob Lohn, dem Molanus geschenktes Buch, das menologium Cisterciense von Henriquez. Die in demselben befindliche Dedication liefert überdies den Beweis, daß Molanus dem Abte Gott weiß welche Aussichten vorgeschwindelt, daß er mit seinem „Kloster" Cisterzienser werden würde. Die Dedication lautet nämlich: „Zur Erinnerung brüderlicher Liebe und zur Fortpflanzung der Privilegien dieses unsers Ordens." Molanus führte auch wirklich mancherlei Aeußerlichkeiten in den Einrichtungen des Pseudoklosters nach der Cisterzienserregel ein und stellte so-

gar ein Statut auf, welches anordnete, daß Niemand zum „Abt“ oder „Conventual“ erwählt werden dürfe, der nicht schwöre, im Cölibat leben oder falls er heirathe, auf seine Stelle verzichten und das „Kloster“ verlassen zu wollen; ein Statut, welches längst in Vergessenheit gerathen ist.

Das Ganze war aber weiter nichts als ein hohler „Wiederaufputz,“ der alsobald nach Molanus' Tode in sein Nichts zerfiel.

Doch hat der „berühmte Abt“ in seiner Weise sich um Loccum verdient gemacht. Nach dem Abfall des Klosters zum Lutherismus, den wir später uns vergegenwärtigen werden, waren kaum hundert Jahre verflossen, als das „Kloster“ auch schon in den tiefsten Verfall gerathen war. Im Jahre 1671 trat Molanus (Gerhard van der Mülen), vorher Theologie-Professor in Rinteln, als „Conventual“ ein und wurde 1677 zum „Abte“ erwählt. Bezeichnend ist, daß bei seiner Einführung katholische Ceremonien nachgeäfft werden sollten, Mitra und Abtsstab aber fehlten. In dem „Kloster“ Marienrode trieb man endlich noch diese beiden Insignien der katholischen Würde in irgend einem Winkel auf und schmückte dann die Krähe mit diesen erborgten Pfauenfedern. (Eine ähnliche Nachäffung soll bei der letzten „Abts-“ Einführung stattgefunden haben, obgleich der dabei in katholischen Insignien einherstolzirende „Abt“ sich als gewaltiger „Katholikenfresser“ kund gibt.) Molanus brachte durch seine Verwaltung den irdischen

Besitz des „Klosters“ wieder in Blüthe; das ist sein Verdienst.

In seinem Testamente zeigt sich, wie weit der Mann davon entfernt war, der Kirche innerlich sich zu nähern. Zu den vielen Vorzügen, mit denen er sich in eitler Selbstberäucherung darin präsentirt, zählt er auch seine starke Neigung, den Kirchenfrieden zu befördern. So habe er auf Befehl seines Fürsten, des zur Kirche zurückgekehrten Herzogs Johann Friedrich, der als eine der edelsten unter der kleinen Zahl edler Gestalten des welfischen Geschlechts in der Geschichte dasteht, einen unmaßgeblichen Vorschlag ausgesonnen zur Beseitigung der Kirchentrennung. „Dabei ich gleichwohl nicht leugnen kann, daß der römischen Kirche Praxis in vielen Stücken, namentlich was die fortlaufende Anrufuug der Verstorbenen und Heiligen, die seltsame Verehrung der Bilder, die ärgerliche Veneration der consecrirten Hostie, die mehr als barbarische Verfolgung derjenigen Christen, die in Glaubenssachen mit ihn'en nicht allerdings einstimmig, die unehrbare Revocation und Nichthaltung dessen, was man sogenannten Ketzern geschworen oder sonst heilig versprochen hat, was endlich die Tyrannisirung des Gewissens und verschiedene irrige Lehren, besonders vom Gebrauche des heil. Abendmahls, anbetrifft, mir lebenslang dermaßen mißfallen hat, daß wenn außer angeregten Mißbräuchen und beraubter Lehre vom Abendmahle in der römischen Kirche nichts zu tadeln vorfiele, ich jedoch jetzterwähnter Dinge halber zu der römisch-katholischen

Religion, wozu ich von hoher Hand, auch durch Offerirung eines Bisthums und anderer überaus großer Nutzbarkeiten, mehrmals sollicitirt worden, mich unmöglich hätte bekennen können."

Als dieser Mann 89 Jahre alt auf dem Loccumer Hofe in Hannover gestorben war, wurde seine Leiche zufolge seiner eigenen testamentarischen Anordnung auf einem von sechs Rappen gezogenem Trauerwagen, dem in schwarze Trauermäntel gekleidete Lakaien zu Seite gingen und ein schwarzausstaffirter Vorreiter voranritt, nach Loccum geschafft und mit Pomp in der Kirche beigesetzt. Drei Monate lang mußten vier Männer, die dafür bezahlt wurden, über dem Grabe Fürbitten für seine Seele halten in der Weise, wie die melanchthon'sche Apologie dieselben gestattet.

Es mag sein, daß von dem am Hofe des edlen Herzogs befindlichen Bischof Steno, ebenfalls einem Convertiten und früheren Arzt und Geologen, Versuche gemacht worden sind, wie Leibniz, so auch Molanus zur Kirche herüberzuziehen, vielleicht auch vom Herzoge selbst. Aber beide Freunde, Leibniz sowohl als Molanus, hingen, der erstere zu sehr an der Ungebundenheit, letzterer zu sehr an der fetten Pfründe, und waren beide hinsichtlich der Religion viel zu seicht, als daß sie ein Organ für die Wahrheit des Katholicismus hätten werden können. Dem Molanus warfen seine Zeitgenossen Heuchelei und Doppelzüngigkeit, Ehr- und Geldgeiz wohl nicht mit Unrecht

vor. Die Kirche hätte an ihm nichts gewonnen, als einen weltlich gesinnten Prälaten mehr.

Auch als Versemacher hat Molanus sich versucht. Das frühere hannoversche Kirchengesangbuch enthält einige Gesänge von ihm. In Erinnerung ist mir nur einer, welcher beginnt:

„Ich trete frisch zu Gottes Tisch;
Hilf Vater, hilf in Gnaden,
Daß mir keine Missethat
Hierbei möge schaden.

Ich leugne nicht was mir gebricht,
Ich beichte meine Schulden.
Reu' für Sünden pflegst du ja,
Frommer Gott, zu dulden.

Weil's nöthig fällt durch Lösegeld
Die Handschrift zu vernichten,
Wird der Herr der Herrlichkeit
Das für mich entrichten."

Während wir in diesen Reminiscenzen vor dem Epitaphium des Molanus stehen, schlägt's sechs im Dachstuhl der Kirche. Bald hallen Schritte durch das leere Gebäude; man steigt polternd die Stiegen zur Orgel hinauf. Es ist der Organist, gefolgt von seinem Bälgetreter. Wieder klappt eine Thür: einer der Herren „Hospites" erscheint; er schlendert dem hohen Chore zu und verschwindet fast in einem der alten Chorstühle. Dann trappt noch einer daher und so sammeln sie sich allmählich im hohen Chore.

Endlich erscheint mit Amtsmiene der Herr „Conventual-Studiendirector“ oder „Studiendirector-Conventual.“

Nun beginnt das Geknarr und Gestöhn der Orgelbälge; die Pfeifen pusten und schrillen. Aus diesem Präludium entwickelt sich Orgelgetön und zuletzt eine der am meisten bekannten Gesangsmelodien. Zwischendurch hören wir einige theils heisere, theils dünne, theils brummende Stimmen laut werden. Was für ein Lied es ist, das die Herren zu singen versuchen, vermögen wir nicht zu errathen. Nach einiger Zeit schläft dieses Getön wieder ein; auch die Orgel schweigt. Nun erhebt sich einer der jungen Herren in seinem Stuhle, liest einen deutschen Bibeltext vor, von dem man in der leeren Kirche fast noch weniger etwas versteht, als von dem eben verflossenen „Gesange,“ und schließt daran einen in schnellerem Tempo hergesprochenen kurzen Vortrag, begleitet von einigen Handbewegungen. Selbstverständlich bleibt auch diese Rede uns unverständlich. Sobald er fertig ist, beginnt das wunderliche Concert des Anfangs von neuem, Gottlob nur für wenige Minuten. Dann verlassen alle mit einigem strepitu das Local.

Was war das? fragt der Leser den Küster. „Das war die Hore; geschieht alle Abend. Hm! ist so eine Art Andacht, noch von katholischen Zeiten her.“ — „Wirklich? man sollt's kaum glauben.“ — „Doch, doch; meine Herrschaften; s' ist alles latinsch; man versteht ja kein Wort davon. Nur die gelehrten

Herren Hospites und der Herr Studiendirectorconventual verstehen es." — „Der Herr Abt und der Herr Prior waren nicht zugegen?" — „Nein, die haben's nicht mehr nöthig, meine Herren." — „Ja so. Das ist freilich Grund genug." — „Ja, der gnädige Herr Abt und der hochwürdige Herr Studiendirectorconventual essen auch nicht mit am Klostertisch" — „Haben Sie das auch nicht nöthig?" — „Nein, meine Herren, der gnädige Herr Abt essen in Familie, und der Herr Hochwürden Studiendirectorconventual essen auch in Familie. Aber der Herr Prior ißt mit am Tische; ist ein alter Hagestolz, meine Herren; ißt auch gern was gutes und trinkt einen tüchtigen Schluck, notabene, wenn der gnädige Herr Abt nicht auf'm Kloster ist. Jetzt muß er sich wohl in Acht nehmen; ist keine angenehme Zeit für Herrn Prior jetzt."

Es gibt nichts neues unter der Sonne, sagt der Prediger. Bei dieser Erinnerung fällt mir wieder ein katholisches Stift ein, ein berühmtes Benedictinerstift. Da pflegen die hochwürdigen Herren den Horen im Chor ebenfalls sich zu entziehen und sitzen derweil, daß die jüngeren Mitglieder und die Novizen die Vesper und Complet recitiren, beim Wein und dampfender Cigarre oder Pfeife im Gastzimmer des Klosterwirthshauses, studiren die Tagesblätter oder horchen dem Ortsklatsch oder unterhalten sich auch (im Sommer) mit „Sommerfrischlern" und durchreisenden Fremden. Vermuthlich haben sie „es nicht nöthig,"

wie der Loccumer Küster versicherte. Auch das tägliche Celebrieren ist dort nicht Brauch. So war's wenigstens vor einigen Jahren. Vielleicht ist's jetzt anders.

Doch zurück nach Loccum. Wir sind im „Kloster" zu Tisch geladen.

Animirt geht's da her. Das Präsidium führt der Herr „Prior." Der Loccumer „Tisch" ist seiner Güte wegen im ganzen Lande bekannt. Selig preisen die Pastorinnen-Mütter und andere sachverständige Mütter ihre theologischen Söhne, vorausgesetzt daß sie solche haben, wenn es geglückt ist, sie an den Loccumer Tisch zu bringen. Aber das geht nur nach einem mit „bene" absolvirten „Tentamine" (Staatsexamen).

Zur Rechten des „Priors" hat der „Garten-Conventual," seinen Platz. Wir haben die Ehre, ihm gegenüber zu sitzen. Herr „Prior" brummt ein kurzes unverständliches Tischgebet. Dann greift alles mit Energie zu den Waffen sowohl der Hände als auch der Zungen. Erstere kehren sich gegen die in einer anständigen Reihe von Gängen aufgetragenen Speisen, letztere gegen einander, insbesondere aber wie uns scheinen will gegen den Herrn „Prior."

„Haben Sie schon gelesen, Domine Prior, daß die Cholera uns näher kommt?" wendet sich der Garten-Conventual an den Angeredeten, als dieser gerade im Begriff ist eine vollgepackte Gabel mit goldgelbem Kartoffelsalat, einem Lieblingsgericht des hochwürdigen Herrn, in den Mund zu führen.

„Wa — a — as?“ stößt entsetzt Seine Hochwürden hervor, indem ihm die Ladung vor Schrecken vom Munde auf den Teller zurücksinkt. „Wo steht das?“ „Nun im Hannoverschen Courier, den Sie ja mit Andacht zu studiren pflegen. Mich wundert, daß es Ihnen entgangen ist.“ — „Bis wie weit ist sie denn gekommen?“ — „Nun man sagt, daß in Minden ein Fall vorgekommen sei.“ „Gott Lob nur ein Fall“ — „Ja und nur ein Taglöhner.“ Einigermaßen beruhigt beginnt Prior K. seine Gabel von neuem zu befrachten.

Eben ist er wieder im Begriff die Fracht dem darnach schmachtenden Gaumen zuzuführen, als einer der „Hospites“ vom untern Ende des Tisches ganz arglos, wie es scheint, aber laut genug hinwirft: „Na und der Mann hatte sich an Kartoffelsalat verfressen, da ist's kein Wunder.“

„Wa — a — as?“ fragt auf's Neue erbleichend Seine Hochwürden, „wa — a — as sagen Sie eben? Kartoffelsalat? — Sagen Sie aufrichtig, Garten-Conventual, ist Kartoffelsalat ansteckend? — ich wollte sagen, disponirend für Cholera? — (— Ein leises Kichern dringt verdächtig hinter einigen Sacktüchern hervor —) — Na nun, meine Herren, ist Kartoffelsalat bedenklich in Cholerazeiten?“

„Hochwürden, sich verfressen ist immer bedenklich. Aber Sie wissen doch auch, daß die Kartoffel ein Nachtschattengewächs ist, und die Nachtschatten sind doch an und für sich giftig, ungefähr so wie der Tabak.“ — „Na aber doch nicht die Knollen, sondern

nur die Beeren und Blätter." — „Verzeihung, Hochwürden, man ist nie sicher; die Pilze der Kartoffelkrankheit überwintern bekanntlich in den Knollen; wer steht Ihnen dafür, daß die Knollen, aus denen Ihr Kartoffelsalat bereitet ist, nicht ganz voll von den Sporen dieser Pilze steckten; und wenn diese nun in Ihren hochwürdigen Magen gerathen, dann entsteht in demselben das Mycelium des Pilzes, greift um sich, bricht aus, und Ihr Magen ist kartoffelkrank geworden. Hoc est Cholera." — Starr vor Entsetzen haben Hochwürden diese geistvolle und wissenschaftliche Auseinandersetzung offenen Mundes angehört. Plötzlich schieben Hochwürden den Kartoffelsalat-beladenen Teller weit von sich, und ein tiefer Seufzer entringt sich dem fühlenden Priorsherzen."

„Garten-Conventual" hat selbstverständlich während seiner gelehrten Pilztheorie keine Miene verzogen.

Doch blieb es nicht bei dieser einen Bosheit. Ein Korb mit köstlichen Birnen wurde zum Nachtische herumgereicht. Natürlich dem „Prior" zuerst. Hochwürden wählten sich vier der größten und schönsten aus und legten sie vor sich auf die Tafel. Nach ihm kam der „Garten-Conventual."

„Darf man's wagen, Hochwürden, sich eine oder zwei dieser verlockenden Früchte zu nehmen?" — „Ei nun, warum nicht?" — „Ich meine in diesen cholera-schwangeren Zeiten?" — „Wa — a — as? Cholera? Sind die Birnen auch" — „Ansteckend? wollen Sie sagen — Ich weiß nicht recht. Kartoffelkrank kann

man gewiß nicht von Birnen werden. Aber Klencke sagt in seinem medicinischen Hausfreunde, daß rohe Birnen in einem schwächlichen Magen Blähungen hervorrufen und deshalb von einem solchen nicht genossen werden dürfen. Daher muß ich ein wenig vorsichtig sein." — „Glauben Sie, daß Blähungen zur Cholera disponiren?" — „Ich bin nicht ganz sicher, Hochwürden. Sie meinen, weil Sie viel" — „Ja — besser man wartet, bis die Cholera vorüber ist," spricht's und verzichtet seufzend auf den Genuß. „Nun, so wagen wir's einmal," lacht der „Garten-Conventual;" „Hochwürden verzichten wirklich? Aber schauen Sie, wie schön die Dinger sind, verrätherische Schönen, nicht wahr?" Hochwürden schauen die Birnen liebend an: „Ja — nein, — Ja — nein, — Ja — nein," zählen Hochwürden an den Knöpfen. „Nein, nein — schade drum; doch — nein, dabei bleibt's — ist eine Warnung, ist eine Vorbedeutung; ich könnt's büßen müssen. Also: nein — Herr Conventual, sind sie Ihnen gefällig?" — „Mit Vergnügen, Herr Prior." —

Ist's derselbe „Prior," oder war's sein Vorgänger — kurz ein alter Gewährsmann schreibt in einem Aufsatze über Loccum über seinen „Prior," über den nämlich, welchen er im „Kloster" hatte kennen lernen, eine Bemerkung, die auf's Haar auch auf meinen „Prior" paßt, auf den, mit welchem ich wiederholt die Ehre hatte, zu Tische zu sitzen. Deshalb lasse ich sie hier folgen.

„Man weiß oft nicht, wie es zugegangen ist, daß ein Mann zu einer gewissen amtlichen Stellung und Würde gelangt. So war es hier. Das lebende Geschlecht kannte die Antecedenzien des Mannes nur so weit, daß er seit unvordenklichen Zeiten auf dem Kloster gelebt hatte und endlich Prior geworden war. Auch traf bei ihm das Sprüchwort nicht ein: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Er war ein mehr kleiner als großer Mann, er schien viereckig zu sein, nur daß zwei Seiten etwas länger waren. Zu thun hatte er, so viel ich weiß, gar wenig. Ursprünglich war es sein Amt, die Oekonomie zu beaufsichtigen. Man hatte ihm aber in Folge seiner Untauglichkeit ein Geschäft nach dem andern abgenommen, zuletzt auch den Schlüssel zur Bibliothek. Doch schickte ihm der Koch noch an jedem Morgen den Küchenzettel hinauf, den er immer billigte. Von den Conventualen, den Mitgliedern des Predigerseminars, den Beamten des Klosters oder den anwesenden Gästen ward er nicht anders als im Scherze angeredet. Er war die Zielscheibe des Witzes; doch führte er bei Tische das Präsidium, wenn der Abt nicht da war."

Mein alter Gewährsmann erzählt dann noch weitläufig eine Geschichte, wie man dem „Prior" ein Kanarienweibchen als angebliches Männchen gebracht und ihm plausibel gemacht habe, als dasselbe ein Ei gelegt hatte, es sei bei ihm ein naturhistorisches Wunder passirt. Er habe das so fest geglaubt, daß er mit benachbarten vögelzüchtenden Predigern eine lange

Correspondenz geführt habe, um dieselben von seinem eierlegenden Wundermännchen zu überzeugen.

Als das „Kloster“ noch ein eigenes „Hochgericht“ besaß, war der „Prior“ ein sehr gefürchteter Mann. Damals waren die Taglöhner, die Wald- und Moorarbeiter, ein Theil der Bauern in den vom „Kloster“ regierten Ortschaften, auch noch die Aufseher halbhörige Leute, wohnten auch noch größtentheils in Häusern, welche dem „Kloster“ gehörten. Alle diese waren dem „Prior“ untergeben. Auch alles Personal, Müller, Bäcker, Fleischer, Gärtner, Förster u. s. w., welches, ohne halbhörig zu sein, irgendwie dem „Kloster“ gegen Besoldung diente.

Dieses gesammte Personal befand sich mehr oder weniger auf einem gewissen Kriegsfuße gegen das „Kloster.“ Dieselbe Erfahrung, die ich später auf den Oekonomiepfarren, die ich versah, im Kleinen gemacht habe, machte man hier im Großen. „Der Pastor kann's missen,“ war dort eine gewöhnliche Rede, mit der jedermann sich rechtfertigen zu können glaubte, wenn er auf den Aeckern, Wiesen, Obstbergen, Obstgärten und Gemüsefeldern der Pfarre, oder in den Scheuern und Futterböden derselben für sich mitnahm, was er gerade ohne aufzufallen mit sich führen konnte. So hielten sich, wie mein alter Gewährsmann schreibt, und ich später auch selbst an Ort und Stelle gehört habe, „die Bauern, Taglöhner, Knechte, Gärtner u. s. w. für halb berechtigt, das fette Kloster, wo und wie sie konnten, zu hintergehen, zu bestehlen, Unterschleife zu machen und wie die

großen und kleinen Betrügereien weiter heißen.“ Als mein alter Gewährsmann das „Kloster“ beobachtete, gab es auf demselben keinen sachkundigen Inspector oder Verwalter. „Ein Hofmeister war den Knechten vorgesetzt. Der führte den ganzen Acker- und Wiesenbau, berief die Hand- und Spanndienste und leitete überall das Ganze aus unmittelbarer Nähe. Es war ein früherer Knecht und Erzschelm dazu, der sich klüglich zu führen wußte, wie der ungerechte Haushalter. Der Kuhhirt hatte sein eigenes Departement, der Schweinehirt wieder, die Schäfer wieder, und das Ganze hing nur sehr lose und locker zusammen; jeder that so ziemlich, was er wollte. Es mögen unglaubliche Betrügereien und Unterschleife vorgekommen sein.“

Die totale Unfähigkeit des „Priors“ hatte schließlich den Convent bewogen, ihn durch die Person eines alten tauben Landpredigers unter dem Namen eines Provisors zu ersetzen. Dieser hatte auf seiner Landpfarre sich einige Kenntnisse von Oekonomie erworben, hatte Blattern geimpft, zur Ader gelassen, Schröpfköpfe gesetzt und dergleichen „zum praktischen Pfarramte (nach damaligen Begriffen) sehr passende“ Fertigkeiten mehr sich angeeignet. Doch war es unter seiner Oberaufsicht eben auch nicht besser geworden, zumal er den „Klosterhof“ fast nie verließ.

Nach seinem Abgange wird der „Convent“ wohl darauf gekommen sein, aus dem ehemaligen „Provisor“ den „Garten-Conventual“ erstehen zu lassen und diesen dem jedesmaligen „Prior“ zur Beaufsichtigung der Oekonomie beizugeben.

Die frühere Allgewalt freilich hatten diese Herren wohl schon vor vierzig Jahren, wo ich zuerst mit dem „Kloster“ in Berührung gekommen bin, nicht mehr; sicher nicht mehr, als ich in seiner Nähe eine Anstellung gefunden. Das „Hochgericht“ war dem „Kloster“ genommen, in die Gefängnisse desselben konnten die Herren die Sträflinge ihres Bereichs nicht mehr einsperren lassen wie früher.

Aus der früheren Justiz des „Klosters“ wird ein Fall berichtet, den ich meinem alten Gewährsmann nacherzählen will. Von den zahllosen Betrügereien kamen doch immer einige an's Licht. Zwar war es leicht, den „Provisor“ trotz seiner „Falkenaugen“ zu hintergehen. Denn er „sah wenig.“ „Man wußte auf dem Kloster sehr genau, wann er aß und wann er schlief, und die Nacht hüllte den Hof und die Gärten und das Feld und das ganze Kloster in tiefes Dunkel.“ Laternen scheint's also nicht gegeben zu haben, und die Nachtwächter werden vermuthlich mit den Dieben häufig unter einer Decke gespielt haben, wie ich auch ein Lied davon zu singen weiß, als die wiederholten Diebstähle in meinen Scheuern und Futterböden mich nöthigten, Nachtwachen zu halten: während der Nächte, wo ich wachen ließ, wurde nie gestohlen; sobald aber nicht gewacht wurde, verriethen am andern Morgen die Spuren im Schnee des Hof's und das beim Ueberklettern hängen gebliebene Futter, daß der oder die Diebe wieder in meinen Räumen geräumt hatten.

Indeß wie es geht: sie wollen zwar alle von dem Pfarr- oder Klostergut nehmen und zehren, aber keiner

gönnt schließlich dem andern etwas, wenn er nicht selbst an dem Raube partizipirt. So verräth denn zuweilen ein Bube den andern. Man erfährt zuletzt doch, wer einen bestiehlt oder betrügt, und kennt seine Pappenheimer, wenn man sie auch gerichtlich nicht belangen kann. „Auf dem Kloster waren sehr viele Kategorien, die sich einander mit scheelen Bicken ansahen und nichts gutes gönnten. So kam es, daß der alte Herr (der „Provisor") gar oft ein schweres Gericht halten mußte. Einmal fand sich's, daß die Drescher samt und sonders unziemlich große Taschen in ihren Kitteln hatten. Diese wurden an jedem Abende mit dem ausgedroschenen Getreide gefüllt, und sie mochten die Beraubung schon manchen Tag, vielleicht von Jahr zu Jahr getrieben haben, bis die Sache verrathen und sie dabei ertappt wurden. Da wurden sie denn freilich viele Wochen lang sämtlich eingesperrt, ohne jemals an die frische Luft zu kommen. Denn wie wollte man's anfangen? Es war eben nur ein Schließer da, der war zugleich Pförtner und durfte das Thor nicht verlassen. In diesem waren auch die Gefängnißlöcher angebracht. Wenn man die Gefangenen ohne Aufsicht spaziren gehen ließ, so wären sie vielleicht nicht wieder gekommen. Genug, sie blieben sitzen und haben wohl eine harte Strafe gelitten. Kein Geistlicher hat sich um sie gekümmert. Es ging das damals noch so."

Dergleichen war nachmals nicht mehr möglich. Desto schwieriger war freilich die Aufgabe des „Garten-Conventuals." Es wurde zwar, so viel ich wahr-

genommen, das Amt desselben in der Regel einem jüngeren Theologen gegeben, der längere Zeit als „Hospes“ im „Kloster“ gelebt und die Verhältnisse einigermassen kennen gelernt hatte und sich denselben für gewachsen hielt. Aber einem pfiffigen, geriebenen, in allen Künsten des Betrügens bewanderten Menschenschlage gegenüber, wie es die Insassenschaft eines so lange verwahrlost gewesenen umfangreichen Guts zu sein pflegt, hat ein solcher Beamter, vollends ein Theologe, einen um so schwereren Stand, als die Justiz es gegenwärtig nicht erleichtert, derartiges Volk zur verdienten Strafe zu bringen.

Ob jetzt, nachdem das hannoversche „Landeskirchenthum“ der preußischen Staatskirche einverleibt ist, die bisherigen Ordnungen, Vorrechte und Aemter des „Klosters“ geblieben sind, ist mir unbekannt. So viel ich weiß, hat der gegenwärtige „Abt“ seine Ernennung durch Verzicht auf bisherige Rechte ermöglicht.

Geben wir nun das Wort meinem alten Gewährsmanne, um von ihm uns den Empfang beim „Abte“ beschreiben zu lassen, wenn derselbe in den „guten alten Zeiten“ im „Kloster“ seine Sommerresidenz nahm. Ich bemerke dabei nur, daß die Person des „Abts,“ welche er im Auge hat, eine andere ist, als die oben beschriebene.

Der „Abt“ kam also nur im Sommer auf einige Wochen oder auch ein paar Monate ins „Kloster.“ „Er

war ein sehr würdiger, hoch angesehener, durch und durch geistlicher Herr, ernst, feierlich, salbungsvoll. Er genoß auf seinem Kloster eine fast fürstliche Ehre. Auch die nach ihm höchstgestellten Personen hielten sich in angemessener Ferne, ohne die geringste Spur von Vertraulichkeit oder Collegialität. Wenn er seine Ankunft mit seiner Familie gemeldet hatte, so wurde das ganze Klosterpersonal in Bewegung gesetzt, alle Gänge und Vorplätze des in neuerer Zeit erbauten Hauptflügels des Klosters wurden gescheuert, seine Wohnräume täglich gelüftet, der Klosterhof gereinigt, das Gras zwischen den Pflastersteinen entfernt, die Wege des großen Parks gereinigt und geharkt, kurz, man merkte, daß der im Anzuge war, welcher sich schrieb: „Wir, Franz, Abt zu Kloster Loccum.“ (Den pluralis majestatis „Wir“ wird der jetzige „Abt“ in officiellen Schriftstücken wohl kaum mehr gebrauchen dürfen. Den Consistorien wenigstens, welche in hannoverschen Zeiten denselben ebenfalls gebrauchten, wurde es seitens der preußischen Regierung alsbald nach der Annexion untersagt.)

„Zwei Tage vorher gingen die schwarzen Rappen ab, um, in Relais vertheilt, den hochwürdigen Herrn mit seinem Gefolge in eiligem Zuge herzubringen. Geraume Zeit vor der muthmaßlichen Stunde der Ankunft erschienen einer nach dem andern die Herren des Convents am Orte der Vorfahrt und gingen in feierlicher Stille, meistens jeder für sich, so lange auf und ab, bis endlich der Wagen vorfuhr. Der Bediente sprang vom Bocke und öffnete den Schlag, und die

Conventualen verneigten sich mit ehrfurchtsvollen Mienen, während ihnen der feierlich freundliche alte Herr die Hand reichte und mit ihnen alsbald hinter den Thüren verschwand. Gruppen von Angehörigen des Klosters, aber nicht zum Empfange berechtigt, standen in der Ferne hier und dort und schauten still und ehrfurchtsvoll dem Empfange zu. Manche etwas höher gestellte Beamten des Klosters standen hinter ihren Fenstern, der Förster, die Receptoren, der Küchenmeister mit seinen Lehrköchen und Mamsellen."

„Am andern Morgen fand dann der solenne Empfang statt. Die vornehmsten Herren erschienen einzeln oder zu zwei und drei, die übrigen nach dem Klosterrange gruppenweise, die letzten aber, die lustigsten, bildete eine Schaar von achtzehn- bis neunzehnjährigen Jünglingen, welche nach ihrem Abgange von der Schule ein oder höchstens zwei Jahre lang im Kloster für das Studium der Theologie näher vorbereitet wurden. Sie wurden von ihrem Inspector eingeführt, machten auch sehr ehrbare Gesichter, namentlich im Sonnenscheine des hohen Herrn, aber innerlich waren sie lauter Schelme, welche schon wochenlang vorher mit dem Empfange ihre Scherze trieben, den Neulingen allerlei über die Empfangsceremonieen aufbanden und das Ganze durch höchst komische Zeichnungen illustrirten, die aber als schwere Verbrechen auf das sorgfältigste vor den Augen der Klosterherren verborgen wurden. Denn diese bildeten sich theilweise wenigstens ein, daß die Klosterzöglinge

— so wurden sie genannt — von der äußersten Haarspitze bis zum kleinen Zehen herab von lauter Ehrfurcht und allerdevotestem Respect recht eigentlich vollgepfropft wären. Ach, wenn diese zweibeinigen alten Klosterruinen einmal gesehen hätten, wie jene fröhlichen und lebensfrischen Zöglinge hinter den Coulissen so ganz und gar allen Respect abgelegt und in tausend Scherzen, Erzählungen und Bildern das ganze Klosterwesen sammt der eigenen strengen Zucht, in der sie gehalten wurden, verlachten, verspotteten und wegscherzten, — sie würden vor Schrecken umgefallen und zusammengebrochen sein."

„Die Empfangs-Audienzen waren sehr feierlich. Der Abt saß in einem Lehnstuhle in der Mitte des Zimmers allein, einen schönen Teppich unter seinen Füßen. Er trug einen schwarzen Frack in einem eigenthümlichen Schnitt, das goldene Kreuz als Abzeichen seiner Würde im Knopfloch (!). Goldene Knieschnallen faßten die schwarzseidenen Strümpfe, welche sich in feine mit goldenen Schnallen verzierte Schuhe verloren. (Ich habe ihn nie anders gesehen, auch auf seinen Spaziergängen nicht.) Ihm gegenüber stand ein großer Halbkreis leerer Stühle. Wenn die jeweilig vorzustellende Gruppe hereingeführt wurde, so erhob er sich, ließ sich die Einzelnen, ihm noch fremden, nennen, reichte ihnen auch die Hand und winkte dann zum Niederlassen. So saß denn die betreffende Gruppe vor ihm im Halbkreise, meistens mit sehr ehrfurchtsvollen Mienen und ganz trunken im Anblicke des hochwürdigen Herrn. Auf dessen

freundliche Anrede erfolgte meistens eine feierliche Antwort.“

„So lange der Abt auf dem Kloster sich aufhielt, schwebte Alles in der Furcht oder Hoffnung, er möchte irgendwo persönlich erscheinen. Die Candidaten des mit dem Kloster verbundenen Predigerseminars bereiteten sich desto gründlicher vor zu ihren täglichen gemeinsamen Exercitien unter Obhut des Studiendirectors. Bei Tisch durften sie nicht anders erscheinen, als in kurzen Beinkleidern, welche am Knie mit schönen schwarzen Schleifen festgebunden waren.

Die Receptoren und Schreiber hielten ihre Stunden auf das Pünktlichste, der Koch war höchst sauber, und das Geschirr in seiner großen Küche blitzte und glänzte, der Klostervoigt nahm seinen Dienst auf's Sorgfältigste wahr, die Gärtner lieferten die besten Früchte zur Tafel und hielten ihre Wege völlig sauber, die Hunde des Försters wurden sorgfältigst beigesperrt, damit sie Nachts nicht etwa bellten und Seine Hochwürden im Schlafe störten; die Gerichtsherren waren pünktlich auf der Gerichtsstube; — und erst wenn der Wagen zum Thore hinaus war, athmete das Kloster wieder freier und ungezwungener.“

Ob der gegenwärtige Herr „Abt,“ der „Ober-Consistorialrath“ U—, das „Kloster“ ebenfalls in solchem fast komischen Respect zu halten versteht, vermag ich leider nicht zu sagen.

Sein Regiment datirt sich erst seit etwa einem Jahrzehnt. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, dasselbe zu beobachten. Wohl aber den Inhaber in sei-

ner früheren Stellung. An Salbung fehlte es ihm wahrlich nicht, weder auf der Kanzel der Schloßkirche in Hannover, noch bei seinen Redetournieren auf der hannoverschen „Pfingstconferenz,“ bei Missionsfesten und andern feierlichen Gelegenheiten, während er auf den neugebackenen Synoden Vielseitigkeit genug zeigte, durch Händedrücke und kirchenpolitische Gefälligkeiten mancherlei Art den Führern der Opposition einer=, den Vertretern der preußischen Staatskirche andererseits sich möglichst angenehm zu machen. Ich habe keinen Grund, dies zu tadeln.

Dem Herrn U. soll die „hannoversche Landeskirche“ es hauptsächlich verdanken, daß der sogenannte neue Katechismus seiner Zeit vom Könige fallen gelassen wurde, daß man seitens der Kirchenbehörde die Abrenuntiationsfragen bei der Taufe preisgab; unter seiner Mithülfe erstand und erstarkte jene „Mittelpartei“ in der Landessynode, welche nach dem vielcolportirten geflügelten Worte eines ihrer Hauptfaiseure, eines damaligen jungen strebsamen Superintendenten, als „eine Lawine vom Sollinge“ herab kommend den schwachen Widerstand der Orthodoxen gegen die weiland Falk'sche Gesetzgebung vollständig begrub. Als dann in den Kreisen des Hermannsburgischen Einflusses in der lüneburger Haide einige Renitenz sich zeigte, lief ein geflügeltes Wort um, welches das Gerücht dem Herrn U. zuschrieb, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. „Mit kaltem Blute,“ so sollte die Aeußerung gelautet haben, „mit kaltem Blute werde ich jeden Prediger

absetzen, der gegen das neue Gesetz (— Ehe- und Trauungsgesetz —) renitent sich gebahrt.“ Unter den Auspicien des Herrn U. eröffnete dann ein frommes Blatt, das sonst in süßlichem Tone frömmelnde „Hannoversche Sonntagsblatt“ eine Kanonade gegen die Hermannsburger. Diesen Angriffen secundirte die von Herrn U. beeinflußte Behörde, indem sie den Predigern Erlasse zur Verkündigung in den Gemeinden aufnöthigte, welche Sammlungen für die Hermannsburger Mission verhindern sollten.

Eine solche Wirksamkeit war zwar nicht nach meinem Geschmack, scheint aber segenbringend und fruchtbar zu sein. Nicht bloß Herr U. wurde demnächst „Abt zu Loccum,“ sondern auch jener junge Streber, die „Lawine vom Sollinge,“ hat wie ich höre in der fruchtbaren Niedrung von Loccum eine angenehme Sommerfrische gefunden.

Mit gleichem Eifer hat die Vielseitigkeit des hochwürdigen Herrn sich die sogenannte „innere Mission“ zum Felde ihrer Wirksamkeit gemacht. Salbungsvoll pflegten seine Lippen zu triefen, wenn er auf den Conferenzen sich bemühte, den Predigern begreiflich zu machen, daß nur derjenige ein Kennzeichen eifriger und gediegener „Amtsführung“ vorweise, welcher in seiner Gemeinde ein „lebendiges Interesse“ für die „gesegneten Anstalten und Vereine der innern Mission“ zu erwecken verstanden habe. Diese Anstalten schossen beinahe wie Pilze aus der Erde, und es regnete Consistorialerlasse mit Anordnung von „Beckencollecten“ und Sammlungen. Von jedem neuen Unternehmen,

welches zunächst gewöhnlich mit kostspieligen Bauten begann, wurde in tönenden Phrasen versichert, daß es des Herrn Wille unzweifelhaft sei, daß gerade dieses in Angriff genommen werde; es habe sich als unabweißbares Bedürfniß herausgestellt, es werde der „theuern Landeskirche“ und dadurch jeder Gemeinde derselben von bleibendem Segen sein, und wie die Phrasen weiter lauteten. Ich muß gestehen, ich bekam jedesmal einen Schrecken, wenn ein solcher Erlaß anlangte. Denn die Gemeinden fingen an zu murren über das beständige Geldanzapfen und Sammeln, denn dies war das „lebendige Interesse,“ welches erweckt werden sollte. Es kam schließlich fast nichts mehr ein; die Collecten wurden mit jedem Jahre geringer. Es hat mich manches Fünfmarkstück gekostet im Jahre, um ihnen eine einigermaßen anständige Stärke zu geben. Nur die Collecte für den mir in tiefster Seele widerwärtigen „Gustav-Adolfs-Verein“ schickte ich in ihrer Erbärmlichkeit ein, und erntete dafür jedesmal in den officiellen Berichten ein anerkennendes Votum und die ernste Erwartung, daß künftig besser das „Interesse“ für diese „Reichssache des Herrn“ in Urbach werde angeregt werden. —

Ein dickes zweibändiges Buch, Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit lautet glaube ich der Titel, oder ähnlich, ist der gelehrten Feder des Herrn „Abts zu zu Loccum“ als Resultat seiner vielseitigen Studien in diesem Bereiche entflossen. Ich gestehe, dasselbe bis jetzt nicht gelesen zu haben, obgleich die Feder des Herrn „Abts,“ wie frühere Publikationen bewei-

sen, über eine geschickte und fesselnde Diction verfügt; doch hoffe ich noch einmal dazu zu kommen. Vielleicht läßt sich aber die Tendenz und der Geist, welche bei der Abfassung die Feder geführt haben, errathen aus einer früheren Leistung derselben Feder.

In einer seiner im Uebrigen von umfassender Gelehrsamkeit und reichem Wissen zeugenden Publicationen spricht Herr U. über die sonst ziemlich allgemein als großartig anerkannte Liebesthätigkeit der „mittelalterlichen Kirche," wie folgt:

„Je mehr Almosen, desto mehr Almosenempfänger, und trotz aller Stiftungen und Vermächtnisse, trotz des großen für milde Zwecke aufgehäuften Vermögens machte die mittelalterliche Kirche doch zuletzt mit ihrem Armenwesen vollständig Bankerott. Die Armuth wuchs fort und fort und war zuletzt nicht mehr zu bewältigen, weil man statt die Quellen der Armuth zu verstopfen und zur Arbeit zu erziehen, immer nur Almosen gab. Was soll man Anderes von der mittelalterlichen Kirche überhaupt sagen, als sie machte bei allem Reichthum ihrer Anstalten Bankerott, oder um es anders auszudrücken, der mittelalterliche Katholicismus wurde mehr und mehr eine abgelebte Weltordnung." Das Leben der Kirche sei „in todtem Ceremoniendienst und in todter Werkheiligkeit veräußerlicht" worden.

Der Herr „Abt" verschließt also die Augen vor dem Geist, der in der Kirche auch unter jenem Schutt von Verweltlichung und Abgelebtheit doch immer noch pulsirte und bald siegreich hervorgebrochen ist, nicht

in der lutherschen Revolution; diese hat nicht von dem heiligen Geiste, der in der Kirche lebt und webt, ihren Ursprung, sondern von jenem Geiste, der schon im Paradiese als Protestant gegen die göttliche Auto=tät laut geworden ist; sondern in der Reformation, welche zuerst ohne und zum Theil unter Ungunst seitens der päpstlichen Curie von dem sodalitium divini amoris zu Rom in kleinen unscheinbaren Anfängen ausging und nach und nach die ganze Kirche heilsam durchsäuert und umgestaltet hat.

Sollte man es aber für möglich halten, daß der gelehrte Herr, der so über den todten „Ceremoniendienst" und den „Bankerott" der „mittelalterlichen Kirche" zu Gerichte sitzt, als er durch die Gnade seines „Landesbischofs," des Königs von Preußen, auf den „Abts"=Stuhl von Loccum befördert worden war, bei seiner Einführung nach „todtem Ceremoniendienst" griff, aber nach wirklich „todtem," um seine Einführung mit einigem Pomp zu umgeben? Das einzig Richtige, so sollte man meinen, nach den Principien des Herrn U. wäre doch gewesen, im Frack mit dem goldenen Kreuz im Knopfloch und dem Cylinder in der beglacéhandschuhten Hand in eine Würde sich einführen zu lassen, die in nichts besteht, als in einem erborgten und inhaltsleeren Titel. Nach einigen aus dem „bankerotten" Katholicismus noch zufällig übrig gebliebenen Reliquien aber greifen, eine dem ehemals katholischen Abte gehörige Mitra auf den Kopf setzen, den Stab eines katholischen Abts in die Hand nehmen, das Pluviale eines katholischen Abts

über den schwarzen Salonrock hängen lassen, und in diesem Aufzuge eine katholische Prozession in der akatholischen Kirche copiren — was ist das anderes, als — —. Des Herrn „Abts“ geistlicher Vater Luther nennt dies irgendwo einen Jahrmarkt und Hanswurstiade, den er mit den Seinigen nicht mitmachen könne, in spitzen Hüten, mit Stäben und Caseln Prozession halten. — Die Ceremonien des katholischen Cultus haben Bedeutung, sie haben Inhalt und Geist; ihr Mittelpunkt ist immer der eucharistische Christus, der ewige Hohepriester und das immerwährende Opfer des Neuen Testaments. Aber welchen Inhalt hat die protestantische Copie derselben?

---

3. Das „Predigerseminar.“

„Kloster Loccum“ hat zunächst freilich die Bestimmung, besagtem „Abt“ und einigen „Conventualen“ Titel, Ehren, Einkünfte, Sommerfrische oder Wohnung zu geben. Es sind das zwar Dinge, auf die der Protestantismus als „geistige“ Religionsauffassung kein Gewicht legt, die er aber sehr gern überall, wo er sie kriegen kann, sich aneignet. „Kloster Loccum“ hat aber auch eine zweite Bestimmung. Diese concentrirt sich in dem „Predigerseminar,“ welches dort eingerichtet ist. Den früher bestandenen „Convict“ hat man längst abgeschafft.

Dieses „Predigerseminar“ wird bevölkert von

höchstens einem Dutzend examinirter „Candidaten des Predigtamts." Jeder dieser Glücklichen bewohnt zwei Zimmer, eines bei Tage, das andere bei Nacht, erhält Aufwartung und Heizung, letztere so reichlich, daß der mehrerwähnte Prediger Lumen in seinem Zimmer während des Winters es niemals unter einer Temperatur von 22 Grad Reaumür that. Er hat das uns später des öftern versichert, wenn er seufzend in der weit geringeren Wärme unserer Räume sich aufhielt. Außerdem bekamen die jungen Herren den im ganzen Lande wegen seiner Reichlichkeit und Güte berühmten Mittags- und Abendtisch, an dem manch einer sich ein starkes Eßvermögen erworben haben dürfte. Ein mir bekannter „Loccumer" setzte durch seine Fähigkeiten in diesem Genre seine ganze Hausgenossenschaft in Staunen, als er Pfarrcollaborator geworden war. Derselbe hatte außerdem, vermuthlich auch in Loccum, eine Fähigkeit sich erworben, welche anfangs mich und andere in ein gelindes Entsetzen versetzte, wenn ihr Besitzer auf gemeinschaftlichen nachmittägigen Spaziergängen dieselbe in Ausübung brachte. Mit einer offenbar durch lange Uebung erlangten Gewandtheit pflegte er sich des Zuviels im Magen, welches er beim Mittagsessen eingeladen hatte, mit einer leichten Seitenverbeugung zu entledigen, ohne sich dabei im Mindesten in der Unterhaltung stören zu lassen. Als ich dies das erstemal sah, traute ich meinen Augen nicht, fürchtete dann aber, der junge Mann leide an einem unheilbaren Magenübel, bis einer seiner Hausgenossen mir

lachend erklärte, es sei das eine vielleicht unfreiwillige Imitation des bekannten einfachen Brauchs der alten Römer bei ihren opulenten Schmausereien, und natürliche Folge einer Loccumer Essensfertigkeit. —

Alle jene Vortheile erhielten die Heren Candidaten gratis und beinahe 400 Mark (120 Thaler) an baarem Gehalte obendrein. (Heutzutage ist's vielleicht mehr). Man kann sich denken, welches Eldorado das „Kloster" für die junge Theologenschaft war.

Sie blieben im Kloster so lange, bis sie als Collaboratoren angestellt wurden. Wer einigermaßen „geschult" das Seminar verließ, durfte einer demnächstigen Superintendentur ziemlich gewiß sein. „Geschulte" Collaboratoren waren in den Augen des Hohen Königlichen Consistorii diejenigen, welche Brauchbarkeit als gute Bureaukraten, Geschmeidigkeit und Biegsamkeit den behördlichen Forderungen gegenüber sich angeeignet hatten, daneben aber auch „wissenschaftliche" Theologie. Unter der Leitung des „Conventual-Studiendirectors" konnten sie sich diese Eigenschaften leicht erwerben, da dieser selbst in der Lage sich befand, eine „Beförderung" in Aussicht zu haben, die Beförderung nämlich zum „Consistorialrath;" vorausgesetzt, daß er als ein Mann „bewährt worden war," welcher, in obiger Hinsicht selbst allseitig „geschult," viele solcher hoffnungsvollen „geschulten" Sprößlinge Loccums der „theuern und gesegneten Landeskirche" geschenkt hatte. Mit Ausnahme einiger „Schwerfälligen," die sich zuweilen in's „Kloster" verirrten, geriethen die jungen Herrn denn auch mei-

stens recht gut und pflegten mehr zu wissen, „als ein Landprediger zu wissen nöthig hat.“

Im „Predigerseminar“ gab oder gibt es auch eine Tagesordnung. In aller Frühe Brevier beten und celebriren hatten die Herren „Hospites“ Gott Lob! so wenig nöthig, als der Herr „Abt“ und die Herren „Conventualen.“ Sie durften nach Belieben die goldenen Morgenstunden im Bette verleben. Hatte man sich im Sommer einige Stunden nach Sonnenaufgang, im Winter jedenfalls nicht früher, den weichen Armen der Feder-Kissen und -Decken glücklich und nicht ohne einige, aber gewiß verdienstlose, Abtödtung entwunden und die schlaffsatten Glieder einigemal gähnend gereckt, so schlüpfte man allgemach in Schlafrock und Pantoffeln, besorgte schnell einige Gesichtsbenässung und Händewaschung und schlürfte dann mit Behagen den Morgenkaffee, welchen bei einigen der Herren die Tabakspfeife ablöste.

Einer meiner Bekannten unter diesen Herren lebte fast mit Pedanterie genau nach der Schnur, mit welcher die gewissenhafteste Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit zur Erhaltung seiner Gesundheit sein Dasein umzogen hatte. Nach dieser Ueberzeugung hatte er so viel Stunden Schlaf nöthig, als zwischen neun Uhr Abends und sieben Uhr Morgens im Sommer zu verlaufen pflegen. Wie er's im Winter hielt, vermag ich nicht zu sagen. Seine Gesundheit sowohl (— er war kerngesund —), als auch seine Ueberzeugung forderten das so gebieterisch, daß er von dieser Regel niemals abging, auch nicht, als

ich ihn einige Tage besuchte und alles aufbot, um ihn seiner strengen Schlafascese wenigstens für einige Abende untreu zu machen und ihn zu einigen Extravaganzen zu verführen. Punkt neun Uhr marschirte er in's Bett und ließ seinen Besuch einfach stehen oder sitzen, wo er sich befand. Und auch des Morgens, wenn ich bei dem herrlichsten Wetter um fünf oder gar erst um sechs Uhr mir erlaubte, in die Geheimnisse seiner Schlafstube einzudringen, um ihn aus dem Bette heraus zu treiben, blieb er seiner Ueberzeugung und seiner Schnur standhaft und pflichtgemäß treu. Selbst die ins Gesicht beförderte Wasserbrise aus einer kräftigen Nagelbürste war nicht im Stande, seine Standhaftigkeit in Ertragung der Bettwärme zu erschüttern. Der Sturm wurde siegreich abgeschlagen; als Sieger behauptete er das Bett, bis die Glocke sieben Uhr gebrummt hatte.

Freund Lumen lebte nach ähnlicher Klosterregel. Jedoch begann bei ihm die Bettsuche erst um elf Uhr Abends. Bis dahin pflegte er der Wissenschaft zu dienen, sei es allein auf seinem Zimmer und nur in Gesellschaft seiner Bücher, oder im wissenschaftlichen Gespräch mit andern. Für ihn schlug daher die Stunde des Aufstehens im Winter um acht Uhr, im Sommer etwas früher.

Diese beiden Herren „Hospites“ — so wurden die Candidaten des „Predigerseminars“ genannt — hatten die Tugend des Rauchens beharrlich von sich entfernt gehalten.

War der Kaffee mit Verständniß und Besonnen-

heit genossen, so drohte kein Horen- oder Chorgebet in kalter Kirche den „Klosterherren." Gottlob, diesen „todten Werkdienst" hatte die „gesegnete Reformation" abgethan.

„Vormittags beschäftigten sich die Herren wissenschaftlich in ihren Zimmern." Dies sagt wohl schon genug. Wie und womit, das läßt sich unmöglich erzählen; das hing theilweise von dem Programm des Tages ab. „Mittags nämlich vereinigte sie ein wissenschaftliches Exercitium unter Leitung des „Studiendirector-Conventuals." Da wurde denn von dem einen vorgetragen, während die andern den gehörten Vortrag secirten und sich bemühten, ihm möglichst viele Abnormitäten oder sonstige Schäden nachzuweisen. Es wurde Exegese getrieben, und zwar kritisch-grammatisch-historisch. Ein andermal Dogmatik, selbstverständlich ebenfalls vor allen Dingen kritisch, zugleich auch mit allseitiger Verwendung des dogmengeschichtlichen Materials, und was nicht zu unterschätzen, philosophisch. Auf die altluthrische Dogmatik sah man als auf ein „hölzernes Rubrikenwesen," wie der selige Vilmar sie einmal nennt, mit gleich souveräner Verachtung herab, als auf die „antiquirte" Scholastik des Mittelalters, namentlich die des Thomas Aquinas.

Vor fünfzig Jahren herrschte im Loccumer „Predigerseminar" eine Wissenschaft und ein „Geist," von welchem mein alter Gewährsmann also zu berichten

weiß. „Es gab damals unter den Theologen nur Rationalisten; und in sofern waren sie alle von einem Caliber, nur daß der eine oder andere einen größern oder geringern Apparat von theologischer Gelehrsamkeit und Kritik mit brachte, während dieser und jener noch besondere Studien als Liebhaber trieb. Im Ganzen war ein ernster gehaltener Ton vorherrschend. Einzelne waren wohl ein wenig burschikos gesinnt, und diesem oder jenem fehlte die nöthige Summe gelehrter Ausbildung, um mit Ehren in diesem Kreise bestehen zu können."

So war es „vor fünfzig Jahren."

Als ich zum erstenmal im „Kloster" einige Tage zubrachte, war ich noch ein Knabe. Mein Vater hatte mich mitgenommen. Er besuchte einen Freund, der kürzlich als „Studiendirector=Conventual" dorthin gekommen war, und so ziemlich ein Gesinnungsgenosse Vaters gewesen sein wird. Es sollte damals, wie ich später mir sagen ließ, ein andrer „Geist," als der eben gezeichnete, im „Seminar" ausgesäet werden. Vielleicht aber hatte man sich in der Person und dem „Geiste" des neuen „Conventuals" höhern Orts geirrt und wollte den „Geist," dessen Kind er war, doch nicht sich festsetzen lassen, oder aber der gute Mann war dem Dinge nicht gewachsen, kurz, sehr lange war seines Bleibens in der Loccumer Herrlichkeit nicht. Das war vor mehr als dreißig Jahren.

Doch das Ende der Herrschaft des biedern Rationalismus, dieser „mitunter aus recht gutem Willen,

aber durchweg aus gar schwachen Verstandeskräften hervorgegangenen, fast unbegreiflich beschränkten aber zugleich ungemein behaglichen Inconsequenz," war gekommen, wenigstens im Loccumer „Seminar" und den dasselbe behütenden behördlichen Organen. (Im Volke freilich herrscht er noch, anscheinend unausrottbar).

Als Sieger zog zunächst Schleiermacher ein. Die Jünger dieses Mannes verleugneten aber bald ihren Meister. Es ist wahr, viele empfingen von ihm bloß den Anstoß, viele andere erst durch dritte oder vierte Hand, wie der in's Wasser geworfene Stein weitere und weitere Kreise zieht. Die am weitesten nach rechts Vorgedrungenen konnte man über den, der durch seine Glaubenslehre doch den Uebergang aus dem Rationalismus vermittelt hatte, mit großer Geringschätzung reden hören. Es bahnte sich eine Anerkennung der Berechtigung des Christenthums oder zunächst nur des christlichen Glaubens an. Die Mehrzahl der von Schleiermacher direct oder indirect Angeregten hatte selbstverständlich von Kirche keine Ahnung. Es wäre ja vom Protestantismus überhaupt zu viel verlangt, wollte man von ihm einen Begriff von wirklicher Kirche fordern. Was die vielgepriesene Augsburgische Confession Kirche nennt, die Gemeinschaft der „wahrhaft Gläubigen," der „vere credentes," ist eine sectirerische Irrlehre. Denn unter den „vere credentes" hat man nach dem ganzen Zusammenhange der luthrischen Denk- und Sprechweise nur die zu verstehen, welche das luthrische „Evan-

gelium," die luthrische Revolution zu ihrer Sache gemacht haben und auf Luthers Autorität fußen. Sogar Vilmar sieht sich genöthigt, von den in der Augustana gemeinten „vere credentes“ auszuschließen „die Schwachen, die Kinder, überhaupt die Berufenen und Unerzogenen" und die Frage aufzuwerfen: „sollen diese als außerhalb der Kirche stehend angesehen und vielleicht gar nicht erzogen werden?" Er fügt die andere, den luthrischen Kirchenbegriff nicht weniger in seiner sectirerischen Borniertheit bloßlegende Frage hinzu: „und sollen selbst die mali und hypocritae, die zur Zeit todten Glieder der Kirche als ewig todt angesehen werden, während sie doch noch zeitlich leben, und die Gnadenwirkung der Taufe, also die Bekehrungsfähigkeit doch ohne Zweifel fortdauert?"

Während Vilmar — der Leser gestatte diese kurze Notiz — den Primat des Apostels Petrus als „unbestreitbar," und „den Sitz des Apostels Petrus auf dem bischöflichen Stuhl zu Rom" als „durch zu gute historische Tradition verbürgt" anzuerkennen sich genöthigt sieht, begeht er die nahezu unbegreifliche Inconsequenz, die „Nachfolge des römischen Bischofs im Apostolat" „unbedingt" zu verwerfen. Und zwar mit Hülfe der Ausflucht, daß der Apostolat wohl den Episkopat in sich aufnehmen könne, aber nicht der Episkopat den Apostolat. Mit dem Primat des Papstes habe die Kirche sich als „fertig in der Form" derart abgeschlossen, daß wer sich nicht in derselben befinde, nicht zur Kirche, also auch nicht zum Seligkeitskreise gehöre, wer aber in diese Form eingehe, um dieses Eingehens

in die Form willen seiner Seligkeit gewiß sei. Dieses totale Mißverständniß ist für ihn eins der Hindernisse, die ihn abhielten zur Kirche zurückzukehren. Andrerseits sucht er sich über die Thatsache, daß der Protestantismus keine Kirche hat und keine befriedigende Lehre von der Kirche fertig bringt, mit einer Weissagung hinwegzuhelfen, die ich jetzt kaum anders als phantastisch bezeichnen kann, während sie mir früher imponirt hat.

Ich bitte den Leser um nachsichtige Geduld für diesen Umweg über Vilmar, den ich ihn mit mir zu machen ersuche. Vilmar gesteht zu, daß „durch die Fassung des Artikels 7 die prädagogische Aufgabe der Kirche benachtheiligt worden," ja daß „die Worte der Confession die Neigung verrathen, diese pädagogische Aufgabe der Kirche und den dieser Aufgabe entsprechenden Zustand der Kirche, ihre Gestalt in dieser Welt, als einen Mangel an und für sich zu betrachten. Das wäre allerdings nicht bloß eine unvollständige, sondern in der That eine fehlerhafte Auffassung der Kirche, welche identisch wäre mit einem prädestinatianischen Rigorismus." Luther hat sich bekanntlich nicht bloß in den Verhandlungen zu Worms, sondern auch vorher und nachher (in der Schrift de servo arbitrio) als einen Prädestinatianer vom reinsten Wasser gezeigt, was aber von den Lutheristen wohlweißlich mit beredtem Stillschweigen übergangen wird. Darnach ist die von Vilmar gebrauchte Bezeichnung: „prädestinatianischer Rigorismus" in der That genuin luthrisch. Vilmar sucht

dann aber dies Urtheil derart abzuschwächen, daß er schließlich zu dem falschen Resultat gelangt: „wir haben keine Bekenntnißkirche, wie uns die Katholiken mit Rücksicht auf die oft schwankenden, oft irrigen, oft geradezu antibiblischen und antisymbolischen (?) Aeußerungen unserer Dogmatiker vorwerfen, sondern eine Kirche als Institut unsers Herrn Christi."

Letzteres ist nun, wenn auch gut gemeint, doch so gewiß falsch, als die luthrischen Symbole in Wirklichkeit eine Kirche als Heilsanstalt Christi nicht kennen. Vilmar muß daher auch den „Widerspruch mit fast allen Dogmatikern der evangelischen Kirche," in welchem er sich befindet, zugestehen.

Aus diesem Dilemma sucht er sich, wie gesagt, durch eine Weissagung zu retten.

„Die Lehre von der Kirche," sagt er, „gehört zu den noch zu erlebenden, und in dem Zeitraum, in welchem dies Erlebniß soll vollzogen werden, leben wir." Es würden um diese Lehre in der „evangelischen" Christenheit „noch heftigere Kämpfe entbrennen und weit schärfere Trennungen eintreten," als um die Lehre von der Trinität u. s. w. „Der Ausgang dieses Streites wird mit dem Auftreten des Antichrists zusammenfallen." Der Kampf, findet er dann wieder einlenkend, werde ein „sehr langer" sein; es könnten darüber „elf Jahrhunderte dahingehen — vielleicht noch weit mehr." (Tausend Jahre Zeitfrist habe die Soteriologie erhalten, und sei „durchgedrungen noch zur Stunde nicht.") „Die Lehre von der

Kirche muß zum Theil als prophetisches Lehrstück gelten."

Wenn nun einer der kirchlichsten „Kirchlichen" im protestantischen Lager zu solchen Phantasieen flüchten muß, weil es keine protestantische Kirche gibt (sondern nur sogenannte Landes- oder Freikirchen, d. h. Secten) — so kann man in der That nicht erwarten, daß ein „Geist," wie der in Loccum damals regierende, auf Kirche irgend eine Rücksicht hätte nehmen können. Die „wissenschaftliche" Theologie hielt es vielmehr für nöthig, mit der Philosophie, „aus deren Schule sie kam, sich zu verständigen," und nahm theils „große Stoffmassen aus der Tagesphilosophie mit herüber," theils ging sie „ihren eigenen von der Kirche (d. h. von den protestantischen Symbolen) abgesonderten Weg" und wollte den Inhalt des Glaubens, „die Wahrheit," selbständig finden.

Die Anhänger dieser „wissenschaftlichen Theologie" wurden von den Rationalisten als „Vermittlungstheologen" lächerlich gemacht, von den angeblich Orthodoxen gehaßt, gefürchtet, beargwöhnt. Diese Sorte von Theologie war im Loccumer „Predigerseminar" mit einem als Studiendirector hingeschickten Docenten der Göttinger theologischen Facultät, einer sorgfältigen Pflegerin eben jener „Vermittlungstheologie," siegreich eingezogen.

Vilmar sagt irgendwo von der neuern „evangelischen Dogmatik," daß sie zuviel Rücksicht nehme „auf Forschung und Speculation des Einzelnen, ohne

sich gehörig mit dem Leben in der Kirche auseinander zu setzen, für dessen Dienst sie doch bestimmt ist." Die „evangelischen Dogmatiker," meint er, „seien in der Regel einsame Gelehrte, welche keine Gelegenheit haben, sich in größeren Verhältnissen umzusehen, und die ihr Studierzimmer oder das Katheder für die Welt halten."

Ich will durchaus nicht behaupten, daß diese Beschreibung auf die damals im Loccumer „Prediger-seminar" herrschende Theologie in jeder Beziehung passe. Aber man wollte vor allem ein „Mann der Wissenschaft," ein „wissenschaftlicher Theologe" sein. Als solcher mußte man sein „System" haben. Allerdings wurde verlangt, daß dasselbe „schriftgemäß" sei und „evangelischen Geistes."

Aber was hieß „schriftgemäß?" Der „wissenschaftliche Theologe" durfte die Bibel doch keinenfalls in einer Weise auffassen, welche hätte den Verdacht erwecken können, daß man „seinen Kanon vom Buchbinder bezogen habe." Eine Auffassung der Schrift im Sinne der Inspirationstheorie der alten luthrischen Scholastiker war als „mechanisch" verpönt. Andererseits sollte der „wissenschaftliche Theologe" aber doch nicht rein „grammatisch-historisch" exegesiren, sondern er mußte in dem „richtigen evangelischen Geiste" diejenige Voraussetzung haben, welche allein für die „wissenschaftliche Theologie" geduldet wurde, die aber zugleich unbedingtes Erforderniß war.

Der richtige „evangelische Geist" war also gleichsam der wissenschaftliche Instinct, von welchem jeder

dieser „wissenschaftlichen Theologen“ sich leiten lassen mußte, sowohl in seiner Exegese, als auch in seiner Dogmatik, in seinem „System,“ wenn er auf Anerkennung als „wissenschaftlicher Theologe“ Anspruch erheben wollte.

Doch blieb dabei die gesegnete „evangelische Freiheit“ gewahrt; nur „Romanisiren“ war selbstverständlich unbedingt ausgeschlossen. Wenn auch der in theologischen Kreisen bekannte Meyer'sche Commentar zum Neuen Testamente als erste Autorität angenommen werden mochte, so behielt sich doch jeder vor, so viel von demselben abzuweisen, als er mit seinem „Standpunkte“ zu vereinigen nicht für gut fand. Jedenfalls aber wahrte man sich die „evangelische Freiheit,“ als „wissenschaftlicher Theologe“ manches als einen „überwundenen Standpunkt“ preiszugeben, was man in der Praxis, auf der Kanzel und im Religionsunterrichte noch „um der Schwachen willen“ aufrechtzuerhalten für nöthig hielt. Vor dem Volke z. B. mußte man immerhin noch predigen, als halte man die Kindheits-, Versuchungs-, Himmelfahrtsgeschichte und sämmtliche Wunder des Herrn für historische Facta, während man sie „als wissenschaftlicher Theologe“ für „die geschichtliche Wahrheit in ihrem Gedankeninhalt tragende Sagen“ halten und erklären mußte.

Erlaubte sich dann etwa „so einer, der nicht mehr weiß, als ein Landprediger zu wissen nöthig hat,“ diese Bethätigung der „evangelischen Freiheit“ für eine Art von Doppelzüngigkeit zu halten, so zuckte man über dessen „Schwerfälligkeit“ mitleidig die

Achseln. „Die geschichtliche Wahrheit," oder wie man sich auch ausdrücken mochte, „das Schriftganze" hielt man ja fest; man unterschied lediglich mittelst des vom „evangelischen Geiste" getragenen „wissenschaftlichen Kriteriums" von jenem „die menschliche Zuthat," die „Form der Sage," in welche jene verhüllt worden war in dem kindlichen Zeitalter des Christenthums.

Den etwaigen Angriffen von Seiten der „steifleinenen Hyperorthodoxen," die „luthrischer waren als Luther selbst," gegenüber hatte dieser „Standpunkt" den unleugbaren Vortheil, daß er an Glätte es dem Aal gleich that. Daneben bot er für das praktische Leben auch den andern großen Nutzen, daß man „mit Paulus" allen alles sein konnte, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, um ihrer etliche zu gewinnen für sich und durch sich „für Christum."

Neben der „Wissenschaftlichkeit" wurde im Loccumer „Predigerseminar" noch eine andere nicht minder wichtige und nützliche Disciplin cultivirt, die bureaukratische „Schulung." Die Herren Candidaten, welche als „Hospites" im „Kloster" Aufnahme gefunden hatten, gingen ja der hohen Bestimmung entgegen, dereinst als „Ephoren" die Predigerschaft in den Geleisen der Unterwürfigkeit unter die Kirchenbureaukratie zu erhalten und zu führen.

„Meine Kirchenbücher," gestand mir einst bei einem Besuche, den ich ihm in seiner Pfarre machte, ein gewesener „Loccumer," „meine Kirchenbücher und Militärlisten führe ich genau mit aller Accuratesse,

welche ich in Loccum mir angeeignet habe; meine Berichte, Protokolle der Kirchen- und Schulvorstandssitzungen, meine Registrata und Registerbücher, kurz alle meine Büreauarbeiten führe ich mit Loccumer Akribie und in dem Stil der hohen Behörde aus, so daß mein Herr Ephorus mir bereits die Anerkennung ausgesprochen und auch hohem Königlichen Consistorio zu Hannover unterbreitet hat, daß ich mir nicht unwesentliche Verdienste um die Parochie und sogar um die Inspection erworben habe." „Bravo! dann hast du den Superintendenten schon sicher in der Tasche?"

„Den habe ich schon als Loccumer gewiß," war die zuversichtliche Antwort. „Aber ich will nicht länger auf dieser Dorfpfarre sitzen." — „Na, Du willst wohl Wahlpredigt halten in Osnabrück oder Celle?" — „Pah! Patronatsstellen nehme ich nicht an; bei einer Wahlpredigt würde ich schon reussiren, denn wir Loccumer haben immer ein gewisses prae voraus; man anerkennt auch in liberalen Kreisen doch wenigstens unsere Wissenschaftlichkeit. Indeß habe ich einen sicherern Weg gefunden, der rascher zum Ziele führt."

„Kann mir schon denken; Du willst Dich hohem Königlichen Consistorio für die sogenannte innere Mission anbieten, nicht wahr? Das ist ja jetzt neben der Schulung die beste Empfehlung bei den Herren da oben, in innerer Mission machen. Also vor allem abonnire Dich bei dem süßen Sonntagsblattmacher auf eine Jugend- und Pfarrbibliothek." — „Ist schon gesche-

hen, mein Lieber! Du kommst mit Deinem Rath zu spät." — „Bravo, bravissimo! Sodann bringe Diakonissen in Deinem Dorfe an; Du kannst eine solche Dame ja gleich bei Dir einlogiren und wenn sie Dir gefällt, nachher heirathen." — „Schäme Dich doch, eine gottgeweihte Jungfrau! und dann, das würde mich bei hohem Königlichen Consistorio nicht gerade empfehlen."

„Schau, wie schön Du romanisirst: gottgeweihte Jungfrau! Na, die Gottgeweihtheit hindert diese Damen durchaus nicht, sofort ihre schwarze Haube mit einer andern zu vertauschen, wenn nur einer da ist, der . . . Doch, Du hast Recht; besser, Du legst Dir eine Consistorialraths-Tochter oder -Verwandte als Braut und Gattin zu; das ist von allen der sicherste Weg, um bald eine Superintendentur zu bekommen. Exempla docent!"

„Schon wahr. Aber augenblicklich sind schon alle weg. Doch mein Plan ist gut. Ich nehme eine Stelle in Hannover an, an einer Anstalt der innern Mission. Da sitze ich den Herren auf der Nase und vor den Augen, komme mit ihnen in Familienverkehr, erwerbe mir um die innere Mission Verdienste und erfahre überhaupt auch jede Vacanz immer aus erster Hand."

„Jede Vacanz einer Stelle und einer Hand, nicht wahr? Ich bekomme wachsenden Respect vor Deiner Loccumer Vielseitigkeit. Also guten Erfolg!" —

---

4. Das Loccumer Heirathsbüreau.

Mit den mittäglichen wissenschaftlichen Exercitien ist die Tagesordnung der Herren vom „Prediger-seminar" abgeschlossen, sofern sie eine officiell wissenschaftliche ist.

Es folgt das opulente Mittagsessen, bei welchem auch ohne Tagesordnung keiner fehlt. Nachmittags und Abends kann jeder treiben, was er will und sich aufhalten, wo er will.

Will man kegeln; siehe, im Klostergarten steht eine Kegelbahn bereit. Will man Naturgenuß haben; Wald und Park und Umgegend bieten Spaziergänge die Fülle. Will man geselligen Verkehr; siehe da, die benachbarten Familien in weitem Umkreise empfangen die Herren „Hospites" sehr gern bei sich in dem Einerlei des Landlebens, doppelt gern, wenn in ihnen heirathsfähige Töchter des Bewerbers harren. Ferner ist der Rehburger Brunnen sehr nahe. Da gibt's nicht bloß Anlagen und Spaziergänge, da gibt's auch Concerte, gesellige Unterhaltungen, Tanzvergnügungen; und manche Familie hat Töchter bei sich, deren eine oder mehrere sie sehr gern den Blicken der Loccumer Herren ausstellt. Denn so ein künftiger Superintendent ist eine nicht zu verachtende Partie. Auch in Rehburg sind die viereckigen Loccumer Mützen viel und gern gesehene Gäste.

Ueberdies gibt es im Sommer hie und da eine Land- und Wasserpartie, nach Hagenburg und von da in zierlichen Kähnen über den See zum Wilhelm-

stein; im Herbste eine fidele Jagd; im Winter amüsante Schlittenfahrt.

Gewährt also Loccum und Umgegend den wissenschaftlichen Herren des „Predigerseminars“ Abwechslung und Unterhaltung genug, so daß eine Gefahr für sie, zwischen vier Wänden und Büchern zu verstauben, zu verrosten, zu versauern und zu verknöchern, nicht vorhanden ist, so birgt doch die pikanteste und unerschöpfliche Quelle stets neuer Anregung, Belebung und Unterhaltung ein mit dem „Kloster“ in nächster Nähe verbundenes, zwar weder officielles noch officiöses, aber doch lediglich auf das „Kloster“ angewiesenes und „sehr nützliches Institut.“ Als solches bezeichnet es der alte Gewährsmann, dessen Beschreibung desselben ich am besten wörtlich folgen lasse. Ich schicke nur die Bemerkung noch vorher, daß ich nicht weiß, ob dies „Institut“ in irgend einer Form sich bis in die Gegenwart erhalten oder in anderer Weise fortgesetzt hat.

Mein alter Gewährsmann führt es in folgender Weise seinen Lesern vor:

„Es war auf dem Kloster auch ein freilich anonymes Heirathsbüreau von sicherem Erfolge. In der ursprünglichen Abtei wohnte ein weltlicher Beamter des Klosters mit seiner sehr feinen Familie. Die ganze Familie lebte mit dem Kloster in der engsten und nächsten Verbindung. In dieser Familie wurde gegen angemessenes, vielleicht nicht allzu geringes Kostgeld zur Zeit ein einziges junges Mädchen aufgenommen, eine Gehülfin der sehr achtbaren und

seinen Hausfrau. Sie blieb jedesmal so lange, bis sie sich mit einem der jungen Theologen verlobte. Das pflegte aber gar nicht lange zu dauern; denn sie war das einzige junge Mädchen auf dem Kloster, darum sich einer der Candidaten bewerben konnte; derer aber waren zehn bis zwölf, die alle in kurzer Zeit in das Pfarramt traten. Ein jeweiliger Liebhaber fand sich doch gewiß darunter; es war darauf ganz sicher zu rechnen. Da nun nach der Verlobung die junge Braut an die Aussteuer denken mußte, so war sie alsbald vom Kloster wieder verschwunden; es standen aber schon viele Eltern heimlich vor der Thüre, welche um Einlaß für ihre Töchter baten, und so darf man sich nicht wundern, wenn das Geschäft wirklich schwunghaft ging."

„Die jungen Mädchen wußten ja das unstreitig sehr gut, wenn auch die Mütter schwiegen, daß sie nicht in's Kloster kamen, um Nonnen zu werden, und ich erinnere mich lebhaft eines unvergeßlichen Bildes. Es war wieder eine kurze Vacanz gewesen, bis eines Sonnabends eine neue Mutter kam und ihre Tochter brachte. Sonntags aber pflegte der Beamte regelmäßig mit seiner Familie am Klostertisch zu essen. Man that das auch sonst wohl seitens derjenigen Personen, welche zum Kloster in irgend einer nahen Beziehung standen. Es ward an den Koch dafür ein Gewisses bezahlt, auch hatte jeder am Klostertisch Berechtigte die Erlaubniß, soviel Gäste einzuladen, als er wollte. Er mußte ja den Wein selber liefern (— erhielt dafür aber aus der Klostercasse jährlich

20 Thaler = 60 Mark Weingeld" —), und der Koch sah es gern, wenn er für einige Personen mehr ein Kostgeld erhielt. Er mußte freilich zu rechter Zeit benachrichtigt werden, wenn die Zahl eine größere war, und der Prior darum wissen. So aß der Klosteramtmann regelmäßig Sonntags mit seiner Familie am Klostertisch. Ich war mit einigen Herren eben in den Kreuzgang getreten, der zum Refectorium führte. Von diesem Kreuzgang aus führte ein kurzer gewölbter Gang in's Freie. Dieser öffnete sich plötzlich, und herein trat die Familie des Amtmanns, welche schon zu Tisch kam, während wir noch einen Augenblick in's Freie treten wollten. Da sahen wir denn die baldige Braut, welche erst gestern angekommen war und schon heute alle Herrlichkeit am Klostertische sehen sollte, und sie sah auch in diesem engen Gange sich plötzlich einigen Herren gegenüber. Vielleicht war der Künftige schon dazwischen. Es war noch ein sehr junges Mädchen von etwa siebenzehn Jahren, die Tochter eines Pfarrers, eine gar liebliche Erscheinung; sie schlug die Augen nieder und ward über und über mit Purpur übergossen. Man konnte nichts Schöneres sehen. Sie war auch in der That nicht einmal sechs Wochen im Kloster, als sie schon verlobt war; denn jeder fürchtete in der Stille, ein anderer möchte ihm zuvorkommen. Es war eine zu holde Erscheinung, und gewiß hat manchem der anderen Herren das Herz ein wenig geschlagen, als plötzlich die unerwartet schnelle Verlobung declarirt wurde. Doch muß ich sagen, daß es vielleicht von all den

Herren der feinste und liebenswürdigste war, der hier so hurtig zufuhr. Es war ein glückliches Paar. — Aber wie dunkel sind Gottes Wege! Der einst so glückliche Bräutigam und bald eben so glückliche und liebenswürdige Hausvater hat wohl zwanzig Jahre einsam und tief um seine Frau trauern müssen; denn ihre Seele ward umnachtet, und sie hat eben so viele Jahre und bis zu ihrem Tode im Irrenhause zugebracht."

„Einige Monate später erfolgte wieder eine Verlobung. Das glückliche Paar hatte sich am Tage der Verlobung und ehe diese declarirt war, in einer Einsiedelei zusammengefunden. Wie man nämlich von Seiten des Klosterregiments bemüht war, erbauliche und beschauliche Betrachtungen dadurch zu erwecken, daß man allenthalben in dem großen Parke, an Quellen, Scheidewegen u. s. w. Tafeln aufhing mit moralischen Sentenzen, Versen und Betrachtungen im Stile von Witschel's Morgen- und Abendandachten, welche überall im Kloster eine große Rolle spielten (das genannte Buch könnte als eine überaus fade Anleitung zur Selbstberäucherung aufgefaßt werden), so hielt man auch dafür, daß ein rechtes Kloster eine Einsiedelei haben müsse, wo die tiefsten Seufzer aus der gepreßten Brust aufsteigen könnten, während zugleich Raum für alle möglichen tiefen Betrachtungen geschaffen war. Die Einsiedelei stand allerdings sehr versteckt. Sie war eine ziemlich umfangreiche Hütte, welche durch aneinander gereihte Stangen nach oben zuckerhutförmig zulief. Sie war mit Rasen und Moos

bedeckt, hatte nur eine sehr kleine Thüre, und inwendig lief eine hölzerne Bank an der Wandung her. Dazu stand sie im einsamsten Dickicht des Waldes, kein Weg führte zu ihr, und wer sie nicht genau wußte, konnte sie nur schwer wiederfinden. Indeß das junge Brautpaar hatte sie doch auf dem ersten bräutlichen Spaziergange aufzufinden gewußt und war hier an dieser einsamsten Stelle wohl in tiefe Betrachtungen versunken. Sie sollten sehr überrascht werden. Unter den Zöglingen nämlich befand sich ein schrecklicher Declamator, der sich eben so gern als laut einübte, bis es ihm schließlich von der Majorität untersagt und verleidet wurde, im Hause sich einzuüben. Wie angehende Tamboure gehalten sind, sich in den entferntesten Winkeln der Fluren und Wälder einzuüben, so mußte unser Declamator in den Wald gehen, und auch hier so weit, daß niemand seine Stentorstimme hören konnte. So hatte er sich heute die Einsiedelei als Schauplatz ausersehen. Aber schon in der Nähe fing er seine Declamationen an: Ein frommer Knecht war Fridolin, so drang es durch die Büsche. Was sollte das versteckte Brautpaar machen? Er kam immer näher; endlich stand er an der Thüre. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund? so declamirte er in die Einsiedelei hinein. Das Brautpaar erhob sich, und der Bräutigam stellte ihm das Fräulein als seine Braut vor. Der Declamator war höchlichst überrascht, als das Pärchen in dem Schlunde vor ihm auftauchte. Doch machte er sich schleunigst fort und das Pärchen konnte

sich wieder niedersetzen zu ungestörter Beschaulichkeit. Vielleicht sitzen sie noch da."

„Gesegnet sei überhaupt das Kloster," wünscht mein alter Gewährsmann, „und bleibe ja in seiner Selbständigkeit erhalten." Es war früher manches zu tadeln gewesen, in den „guten alten Zeiten." Wie hoch ging es in denselben am Klostertisch her! „Für gewöhnlich war zwar kein Wein auf dem Tische; aber wenn ein Gast da war, so erhielt der eine Flasche Wein; und wenn er dieselbe ausgetrunken, eine neue. Dann erhielten auch die Mitglieder des Tisches, jeder eine Flasche Wein, und hatte der Gast die seine geleert, so konnte auch jedes Mitglied eine neue prätendiren. Nun wohnte aber in der Nähe ein pensionirter Offizier, der gut trinken konnte, und es ward Sorge getragen, daß er recht häufig am Klostertisch erschien." So veranlaßte man den Guten, sich „im Dienste der Brüder," wie Vater Luther hinsichtlich ähnlicher Bethätigungen der Nächstenliebe seinerseits sich auszudrücken pflegt, einen reichen Schatz von Verdiensten zu erwerben, indem er den „Klosterleuten" zu öfterem und reichlicherem Weingenuß verhalf. Und die Herren selbst thaten nach dem apostolischen Gebot: tränket den Durstigen und speiset den Hungrigen, und sammelten ihrerseits ebenfalls sich Verdienste.

„Das waren noch Zeiten!" schnalzte ein altes Inventar, ehemaliger Pastor und späterer Keller-

meister des „Klosters," damals aber emeritirt. „Das waren noch Zeiten; ich war damals Kellermeister und habe einmal auf einem Brett 900 Thaler für Rheinwein bezahlt."

„Nun so war es damals durchaus nicht mehr," fügt mein alter Gewährsmann hinzu. „Jedes Mitglied am Klostertisch erhielt jetzt jährlich 20 Thaler Weingeld und mußte sich den Wein selber halten." Der Gewährsmann ist auch überzeugt, „daß der damalige Zopfstil des Rationalismus völlig verschwunden, und das Kloster dem neuen Wehen des heiligen Geistes nicht fremd geblieben ist."

Wo und wie dies „neue Wehen des heiligen Geistes" sich sonst gezeigt haben soll, unterläßt er freilich zu sagen. Er meint aber, daß Zeiten, wie die „guten alten," in der Geschichte des „Klosters" nur ein vorübergehender Moment seien. Wenn nur die Stiftung bleibe, so werde auch deren „geistliche Verwerthung" sich anders gestalten, wenn andere Zeiten kommen, „und ein anderer und neuer Geist über die Kirche ausgegossen ist. Lasse man ja diese alten Institute bestehen. Sie erneuern sich von selbst."

„Vater Luther" hat seiner Zeit nicht so gedacht.

---

5. Vom alten Kloster.

Die Gründung des Klosters geschah in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Es war das eine Zeit, reich an kirchlichen Stiftungen.

Die Erfahrungen, welche die Kirche in den Kriegen Karls des Großen mit den Sachsen gemacht, hatten die von den Aposteln befolgte Praxis auf's Neue bestätigt, daß nämlich dem Christenthum bei den heidnischen Völkern eine Dauer nur gesichert, eine Durchdringung derselben mit dem Geiste des Evangeliums nur ermöglicht werde durch Herstellung der Hierarchie, also durch Gründung von Bisthümern, und weiters durch Gründung von Klöstern und Stiftern. Letztere hatten sich außerdem als das beste, vielleicht einzige Mittel bewährt zur Umwandlung wilder Landstriche und ihrer wilden wenn auch äußerlich christianisirten Bewohner. Derartige Gegenden gab es damals in Norddeutschland noch manche. Die Gegend, in welchem das heutige Loccum, Winzlar, Wiedensahl und andere Orte liegen, war eine solche waldige, sumpfige, unwirthliche Gegend.

Es stand inmitten dieser Wildniß eine Burg der Grafen von Lucca, welche dort Besitz hatten. In demselben Jahre, in welchem Herzog Heinrich der Löwe in der Nähe, an einem Orte der damals zuerst genannt wird, in Hagenover (Hohes Ufer, des Leineflußes nämlich) oder Hannover, einem besuchten Stapelplatze der Handel treibenden Slaven, einen glänzenden Hof- und Landtag mit den geistlichen und weltlichen Herren abhielt, im Jahre 1163, gründeten hier Beatrix, eine geborene Gräfin Lucca, und ihr Gemahl, Graf Wulbrand von Hallermund, das Kloster, welches von den Grafen Lucca seinen Namen empfangen hat.

Die Güter der Burg wurden der neuen Stiftung geschenkt.

Die Stifter luden das Cisterzienserkloster Volkerode in Thüringen ein, die Stiftung in Empfang zu nehmen. Dasselbe folgte dem Rufe und sandte eine Anzahl seiner Mönche unter dem Pater Eckhard, der zum Abte des neuen Klosters ernannt wurde. Das thüringische Mutterkloster nahm nur Herren von Adel in seine Genossenschaft auf: dieses Gesetz wurde auch auf Loccum übertragen. Außerdem verblieb dem Abt von Volkerode das Visitationsrecht über das neue Kloster, während dasselbe andererseits der Jurisdiction des Bischofs von Minden unterstand, in dessen Diöcese es lag.

Ungefähr zwanzig Jahre später schenkte die Gräfin Aßla dem neuen Kloster den Stiftshof Oedelem im Hildesheimischen, und Herzog Heinrich der Löwe, im Begriff zum zweitenmal in die Verbannung nach England zu gehen, erweiterte seinerseits diese Schenkung reichlich.

Wir sehen hier also adlige Klosterherren bei der Arbeit eine Wildniß urbar zu machen. „Diesen Klosterbrüdern, äußert sich ein protestantischer Geschichtsschreiber und Theologe, welche sämmtlich von Adel sein mußten, gebührt das Verdienst, diesen waldigen unwirtbaren Ort urbar gemacht zu haben." Die ungefähr gleichzeitige Gründung anderer Klöster im Hoya'schen und Lüneburgischen veranlaßt denselben Gelehrten zu dem Wunsche: „Möchten doch in der Vorzeit noch mehrere Klöster in der Lüneburger Haide

gestiftet sein, sicherlich würden sie dann eine andere Gestalt gewonnen haben. War es doch vielfältig den Klöstern geglückt, dem unfruchtbarsten Boden durch sorgfältige Cultur Früchte zu entlocken, den allenthalben verbreiteten Waldungen das nöthige Land abzugewinnen, Moräste auszutrocknen und dadurch Wildnisse in heitere liebliche Gegenden zu verwandeln." (Schlegel, Consistorialrath in Hannover, „Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland" 1828.)

Im Jahre 1240 begann unter Leitung des Meisters Bodo der Bau der jetzt noch stehenden Kirche. Die Zeit hatte sich inzwischen geändert. Die freiwilligen Schenkungen an Kirchen und Klöster waren in demselben Grade geringer geworden als der Drang zur Gründung derselben abnahm. Der Adel, der bisher sich in dieser Beziehung große Verdienste erworben hatte, war ärmer geworden; die Städte waren aufgekommen, in ihnen floß der Reichthum je länger je mehr zusammen, mit demselben aber riß der Luxus ein, während es an dem Geiste der Aufopferung fehlte. Die Bischöfe fingen an, durch Ablaßbriefe zu Beihülfen für kirchliche Bauten herbei zu locken. Auch der Loccumer Kirche suchte man auf diese Weise Zuschüsse zuzuwenden. Ein Ablaßbrief des Bischofs Johann von Minden vom Jahre 1244 verspricht einen zehntägigen Ablaß für eine Gabe zu der zum Besten des Kirchenbaues ausgeschriebenen Collecte. Chor und Querschiff konnten im Jahre 1250 geweiht werden. Beim Bau des Langhauses haperte es offenbar wieder. Bischöfliche und erzbischöfliche Ablaßbriefe aus den

Jahren 1276 und 1277 für den Bau beweisen das. Im letztern Jahre wurde das Langhaus eingeweiht; allen denen, welche bei dieser Gelegenheit die Kirche beschenken würden, war ein Ablaß von vierzig Tagen verheißen.

Aus der ferneren Geschichte des Klosters wollen wir einiges herausheben, das uns von Interesse zu sein scheint.

Der zweite Abt, Barthold, fand in Livland den Märtyrertod. Er war an der Spitze eines Kreuzheeres von West- und Ostfalen und Friesen dorthin gezogen. Unter seinem Nachfolger erschien der Bischof Waldemar von Schleswig, Sohn Königs Kanut von Dänemark, mit zwölf Herren von Adel im Kloster, nachdem er auf seinen Bischofssitz verzichtet, und ließen sich in dasselbe aufnehmen.

Während des folgenden (vierzehnten) Jahrhunderts hatte das Kloster wiederholt von Ueberfällen und Räubereien seitens adliger Schnapphähne, sowie in den Fehden zwischen den Bischöfen von Minden und den Grafen von Hoya zu leiden. Die adligen Klosterherren griffen auch wohl zum Schwerte, um sich zu vertheidigen. Ein solcher Fall bekam indeß dem Kloster recht übel. Um den ewigen Beunruhigungen seitens einiger benachbarten Raubritter, der Herren von Loe, ein Ende zu machen, hatten Glieder des Klosters letztere getödtet. Dafür mußte der Convent ein schwere Geldbuße zahlen, jener Familie für einen ihrer Angehörigen eine Präbende zugestehen und tausend Seelenmessen für die Erschlagenen lesen.

Doch blühte im Kloster lange Zeit hindurch trotz der mancherlei kriegerischen Unruhen, in die es verwickelt wurde, das Studium der Wissenschaften. Fleißig wurde auch das Pergament für selbständige Arbeiten gebraucht. P. Diricus verfaßte eine Evangelien-Harmonie, P. Gerhard (von Lerbeck) eine Bibelerklärung.

Im Laufe der Zeiten schlich sich Laxheit ein und liederliche Verwaltung der Güter. Manch' adliger Gesell fand Aufnahme, der nur Wohlleben suchte, Gelübde nicht ablegte, wohl gar eine Concubine mitbrachte. Dann wurden auch Bürgerlichen die Pforten geöffnet; in Folge der zunehmenden Verarmung glaubten die adligen Schmarotzer ihre Rechnung nicht mehr zu finden; ihr Eintreten wurde seltener. Die Bürgerlichen erlangten das Uebergewicht, so daß schließlich gar aus ihrer Mitte der Abt gewählt wurde. Da brachen sämmtliche Herren vom Adel aus und verließen im Zorn das Kloster. Die zurückgebliebenen Bürgerlichen stellten durch einen Conventsbeschluß fest, daß hinfort kein Adliger mehr aufgenommen werden sollte (1483).

Das geschah um die Zeit, als es den Anschein gewonnen hatte, als solle ein frischer Lebenshauch durch die weit und breit entsetzlich verfallenen Klöster und Stifte gehen und ein Neues geschaffen werden. Ungefähr gleichzeitig hatte, noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, im Benedictiner- und im Augustinerorden in Norddeutschland eine Bewegung zu durchgreifender Reform begonnen. Innerhalb des

letztgenannten Ordens war dieselbe von dem durch die Brüder vom gemeinsamen Leben hergerichteten Stifte Windsheim in Holland ausgegangen, hatte sich bald über Holland verbreitet und in der im „Windsheimer Capitel“ vereinigten Congregation einen festen Kern erhalten. Bischof Wilhelm von Paderborn hatte 1409 dieselbe in seine Diöcese berufen, 1423 war im Bisthum Hildesheim das Stift Wittenberg durch sie reformirt worden und 1440 das durch seinen Reformator, den berühmten Augustinerpropst Johann Busch, bekannt gewordene Stift auf der Sulta (oder Sulti) bei Hildesheim.

Im Benedictinerorden war die reformatorische Bewegung ausgegangen von dem berühmten Stifte Bursfelde, welches am Ufer der Weser in der vom Niemebache gebildeten Schlucht des prächtig bewaldeten Bramwaldgebirgs schön gelegen ist und, wie Loccum vom Lutherismus in Besitz genommen, noch heute einem luthrischen Prediger den Titel „Abt“ einbringt.

Dies herrliche Stift war eine Gründung des Sohnes jenes berühmten Grafen Otto von Nordheim, welchem Heinrich IV. das Herzogthum Bayern raubte (1070), des Grafen Heinrich von Nordheim, und seiner Gemahlin Gertrud, zu Ehren der heiligen Thomas und Nikolaus (1093). Mit Mönchen aus Corvei bei Höxter war es besetzt und von den Stiftern reich beschenkt worden. Der Graf hatte in der Stiftskirche sein Grab gefunden, als er 1101 bei Norden von den aufständischen Friesen getödtet wor-

den war. Zweihundert Jahre später war das Stift durch die liederliche Verwaltung des Abts Hermann so geschädigt worden, daß der Convent bei dem Erzbischof von Cöln gegen denselben Klage führte; und wieder hundert Jahre später war es so herunter gekommen, daß nur noch ein Mönch nothdürftig das Leben fristete, und die Kirche von Viehhändlern als Stallung mißbraucht wurde. Da wurde 1433 der Abt des Klosters Clus bei Gandersheim von dem Herzoge Otto dem Einäugigen von Oberwald (Göttingen), der berühmte Johann von Northem (auch Johann von Minden genannt), nach Bursfelde gesandt, welcher aus dem Kloster St. Matthias in Trier einige tüchtige Männer berief und selbst nach dem oben erwähnten Augustinerstift Windsheim reiste, um sein Kloster nach den Regeln der genannten Augustiner-Congregation zu reformiren. Was er begonnen, führte sein Nachfolger, Abt Johann von Hagen, durch Johann Busch gewonnen, durch und stiftete die Bursfelder Congregation, die sich über Niedersachsen, Thüringen, Meißen, Westfalen und die Rheinlande bis nach Friesland hinein ausbreitete und 1449 die erzbischöfliche Bestätigung (von Mainz) und die Erlaubniß erhielt, jährlich unter dem Vorsitze des jedesmaligen Abts von Bursfelde ein besonderes Congregationscapitel abzuhalten. Von dem Cardinal Nikolaus von Cusa wurde die Bursfelder Congregation kräftig unterstützt und vom Papste Pius II. 1461 bestätigt. (Noch 1527 trat das Kloster Maursmünster im Elsaß bei.)

Wir sehen, die Reformation des Benedictinerordens durch die Bursfelder Congregation hat ihre Anregung empfangen von der Augustiner-Reformation, und diese wieder von den Brüdern vom gemeinsamen Leben. Wenn wir uns erinnern, daß diese Genossenschaft aus den Bußpredigten Gerhard Groote's hervorgegangen ist, jenes Mannes, der mit solchem Geiste und solcher Kraft gegen das Sündenleben, insbesondere gegen den Concubinat der Geistlichen predigte, daß diese beim Bischof von Utrecht gegen ihn ein Predigtverbot bewirkten, und der in solcher Kraft gegen die Secte der „Brüder vom freien Geiste" predigte, daß er den Beinamen malleus haereticorum (Hammer der Ketzer) erhielt, — so wissen wir, von welchem Geiste die Reformation der Augustiner und Benedictiner durchdrungen war.

Vielleicht war der oben erwähnte Ausbruch der adeligen Klosterherren Loccums aus ihrem Kloster die Folge einer Einwirkung jenes Reformationsgeistes auch auf diese Cisterzienserabtei. Die Klosterreformation beschränkte sich nämlich nicht auf die beiden genannten Orden, sondern wurde auch auf Klöster anderer Orden ausgedehnt, wobei Fürsten, wie die beiden welfischen Herzöge Otto der Einäugige und Wilhelm, gern mit ihrer Macht hülfreiche Hand leisteten.

Ein Hauptgrund des Verfalls, namentlich auch der Frauenklöster, war die Umgehung des Gebots der persönlichen Armuth der Einzelnen gewesen. Die Capitelherren hatten sich vielfach gewöhnt, die Einkünfte ihrer Pfründen außerhalb in Genüsse bieten-

den Städten zu verzehren; die Plebanen, ihre Gefälle zwar einzuziehen, aber zur Abhaltung der ihnen obliegenden Predigten sogenannte „Heuerpfaffen,“ arme jüngere Priester, zu „miethen.“ So zogen denn auch die Klosterherren und Klosterfrauen es nicht selten vor, statt in ihren Zellen und Klosterkirchen Gott zu dienen, auf den Klosterhöfen der benachbarten Städte oder gar auf Reisen sich zu amüsiren. Letzteres that z. B. die Priorissa des hildesheimischen Klosters Heiningen, Sophia, Tochter des bekannten Hans von Schwichelt. Daher ist es kein Wunder, daß in manchen Klöstern und Stiften der Reformation ein solcher Widerstand entgegengesetzt wurde, daß dieselbe nur mit weltlicher Gewalt durchgeführt werden konnte, und daß, wo dies geschah, viele Mönche es machten, wie die adeligen Klosterherren von Loccum, und ausbrachen, um sich der Wiedereinführung der strengen alten Ordnung nicht unterwerfen zu müssen.

In das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versetzt die Phantasie protestantischer Proselytenmacherei nach Loccum einen Lutheristen vor Luther. Auch ein anderes Cisterzienserkloster Niedersachsens, Walkenried am Fuße des südlichen Harzes, wird von ihr mit solchen Lutherlingen beglückt.

Der Loccumer wird Bruder Engelbert genannt. In ihm war „ein neuer Geist.“ Um die Musik, welche damals — es war im Jahre 1478 — der gelehrte Pater Henricus im Kloster gepflegt, habe dieser

Bruder sich nicht bekümmert, vielmehr etwas besonderes auf dem Herzen gehabt, „was keiner verstand.“ Jeden Morgen und Abend hätten die Mönche in den an die seinige anstoßenden Zellen ihn ein Gebet laut beten hören, welches dem Abte mitzutheilen sie für nöthig gehalten.

Der Mönch mit dem „neuen Geiste“ muß mithin in seiner Zelle mit einer wahren Bärenstimme sein Gebet mehr geschrieen als gesprochen haben. Das riecht sehr nach Ostentation. Die Mönche der Nachbarzellen konnten es nämlich wörtlich aufschreiben und dem Abte vorlegen.

Abt Arnoldus stellte nun mit dem Engelbert ein Verhör an. Dieser wußte nichts rechtes vorzubringen; so hat es wenigstens nach der protestantischen Darstellung den Anschein. Das „schöne Gebet,“ welches der „heilsbegierige Mönch“ sich aufgeschrieben, habe „alles gesagt.“

Folgenden Wortlaut soll dasselbe gehabt haben:

„Ach ich Elender, was habe ich gethan, was thue ich, oder was soll ich thun? Denn ich ein armer Mensch und großer Sünder bin und habe gesündigt an dir allein. Aber ich glaube, daß du allein, mein Herr, o Jesu Christe, meine Gerechtigkeit und meine Versöhnung bist, und wie Abraham Gott geglaubt hat, und dieser Glaube allein ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, so glaube ich auch, daß der Glaube an Christum allein, und nicht Werke des Gesetzes oder Fleisches, noch geistlichen Ordens oder meiner Heiligkeit, genug ist zu meiner Seligkeit. Guter Herr, er-

barme dich meiner nach deiner Barmherzigkeit. O gütiger Jesu, sei mir gnädig; ich befehle meinen Geist in deine Hände; du hast mich erlöset, o Herr, Gott der Wahrheit und mein einiger Erlöser, der du lebst und regierst in Ewigkeit. Amen."

Angenommen, daß dies Gebet nicht unterschoben ist, was man nach dem wiederholt prononcierten „allein," welches ganz nach jüngerer Fabrik riecht, beinahe vermuthen könnte, so ist in demselben dennoch nichts enthalten, was nicht jeder Katholik damals beten konnte und noch heute beten kann, dem nicht jeder Katholik zustimmt; nichts, welches eine Maßregelung des gedachten Mönchs herbeizuführen geeignet wäre. Wenn nun Abt Arnoldus ihm die Wahl gestellt hat, entweder in Klosterhaft zu treten oder das Kloster zu verlassen, und der biedere Bruder letzteres vorgezogen und das Weite gesucht hat, so liegen dem jedenfalls andere Gründe unter als jenes Gebet.

Protestanten nennen zwar jenen das Weite suchenden Vogel einen „zwitschernden Frühlingsvogel," einen „ersten Frührothsstrahl, der in Chor und Kreuzgang fiel."

Aehnliche Epitheta verdienen auch die gleichzeitigen Cisterzienser in Walkenried. Man sagt ihnen nach, daß sie ein Bekenntniß niedergeschrieben hätten des Wortlauts: „Christus Jesus ist unser Heil und unsere Erlösung, von dem wir durch den wahren Glauben allein gerechtfertigt werden." Vielleicht besteht zwischen dem Loccumer und diesen Walkenrieder Cisterziensern

irgend ein Zusammenhang mit einer geistigen Bewegung, die damals durch die Kirche ging.

Macht man diese Mönche aber zu Lutherlingen, so vergißt man ob der erklärlichen Freude über diese Entdeckung leider ein sehr bedenkliches Aber.

Auch der Katholik kann sagen, daß er durch den wahren Glauben allein gerechtfertigt werde. Wenn jene Cisterzienser dies bekannt haben, so haben sie unter dem wahren Glauben ganz unzweifelhaft nicht das verstanden, gar nicht verstehen können, was der Wittenberger Agitator später als solchen der Welt zum Besten gibt. Jene konnten nur den durch die Liebe wirksamen Glauben verstehen, von welchem St. Paulus sagt, daß nur dieser Glaube in Christus Geltung hat. Und wenn Vilmar in seiner Dogmatik — von andern zu schweigen — der katholischen Lehre unterschiebt, daß sie einen andern Glaubensbegriff als den des Apostels, als den rechtfertigenden Glauben aufstelle, wenn er dagegen so thut, als ob Luther eben diesen Glauben meine mit seinem Specialglauben, so schiebt er beiden, der katholischen Lehre und Luthern, etwas unter, was sie nicht lehren.

Von letzterem brauchen wir hier nicht weiter zu reden; ich erwähne nur, daß er die fides charitate formata (der scholastische Ausdruck für den durch die Liebe wirksamen Glauben) mit den schärfsten Ausdrücken verdammt und als Glauben den Wahn hinstellt, welcher unzweifelhaft darauf baue, daß man so, wie man ist, um Christus willen Gott wohlgefalle, weil dieser in Betreff der Sünden, die Christo zu-

gerechnet sind, „durch die Finger sehe," andrerseits die Verdienste Christi dem Menschen, welcher jenen Wahn besitze, derart zurechne, daß dieser als Erfüller aller Gebote vor Gott gelte und daher selbst überhaupt nicht verpflichtet sei, das Gesetz Gottes zu halten.

Von dieser Lehre konnten jene Cisterzienser fünfzig Jahre vor Luthers Entdeckung unmöglich eine Ahnung haben. Ebensowenig davon, daß die Heiligung des Lebens, deren ein Christ sich befleißigt, gar nicht „bis zu Gott komme," wie Luther in zahllosen Variationen behauptet.

Während sie also von den lutherschen Phantasien, welche ihr Erzeuger überdies als seine eigenste Entdeckung anpreist und buchstäblich versichert: „Dise Khunst hat mir der heilig Geist auff diser Cloaca auff dem Thorm gegeben" (Lauterbach, Tagebuch von Luthers Tischreden, 81. Anm.) — während also jene Cisterzienser des fünfzehnten Jahrhunderts von den lutherschen Phantasien keine Ahnung hatten, konnte ihnen sehr wohl bekannt sein das Buch ihres berühmten Zeitgenossen, des großen Klosterreformators und Cardinals Nicolaus von Cusa, welches „vom Frieden des Glaubens" in Gesprächsform handelt.

Vielleicht sind dem Leser die Sätze nicht sogleich gegenwärtig, welche Möhlers Symbolik aus diesem Buche mittheilt. Es sei mir daher gestattet, einige derselben in Erinnerung zu bringen. Nachdem er das Beispiel des um seines Glaubens willen gerechtfertigten Abrahams angeführt hat, fährt er fort: „Du

sagst also, daß jener Glaube allein rechtfertigt zum Empfange des ewigen Lebens? — Ja freilich; es ist aber nöthig, daß der Glaube ein lebendiger, gestalteter ist, denn ohne Werke ist er todt . . . Die Liebe ist das belebende Prinzip, welches den Glauben und das Vertrauen vollendet; sie ist es, welche ergreift, festhält und umwandelt . . . Denn Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Der vollendete Glaube, oder das vollendete Vertrauen, was wir den durch die Liebe belebten Glauben (fidem charitate formatam) nennen, ist es, von welchem der Heiland sagt, daß er gottgefällig mache. Wer also Christum kennt und doch sich Ihm nicht nahet, oder wer Ihm wohl entgegen kommt, aber nicht in Verbindung mit Ihm tritt; oder wer Ihm zwar entgegen kommt und in einige Verbindung mit Ihm tritt, Ihn aber nicht umfaßt und die festeste Gemeinschaft mit Ihm eingeht, der ist des Heils beraubt."

So schreibt der Cardinal von Cusa. So lehrt, und lehrte auch damals die Kirche. So lehrte auch die damalige Theologie, die Scholastik, wenn wir die tonangebenden Scholastiker fragen. Aus des Petrus Lombardus, des berühmten „Magisters der Sentenzen" und spätern Bischofs zu Paris († 1164), allgemein verbreitetem theologischen Lehrbuche hatten jene Mönche, wenn sie überhaupt Theologie studirt hatten, gelernt, daß der rechtfertigende Glaube nicht ein bloßes Fürwahrhalten ist. Man wirft dies gewöhnlich der Scholastik und auch der katholischen

Lehre vor; auch Vilmar thut dies. Der Magister sententiarum aber schreibt: „Gott glauben, ist Ihn im Glauben lieben, im Glauben in Ihn eingehen, im Glauben Ihm anhangen und seinen Gliedern eingekörpert werden . . . Durch diesen Glauben wird der Sünder gerechtfertigt, damit dann der Glaube selbst beginne durch die Liebe wirksam zu sein.“

Vielleicht gehörten die erwähnten Cisterzienser zu jenen, welche von den sogenannten „Gottesfreunden“ angeregt, gegen die im kirchlichen und klösterlichen Leben um sich greifende mechanische und geistlose Werkthuerei ebensosehr reagirten, als gegen die eingerissene Sittenlosigkeit, aber die Berechtigung dieser Reaction dadurch wieder alterirten, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütteten und gegen jeden kirchlichen und klösterlichen Gehorsam als solchen in Opposition geriethen.

Um die Zeit des Anfangs der luthrischen Revolution lebte in Loccum ein junger Mönch, Anton Rabe, dessen Begabung die Aufmerksamkeit des damaligen Abts Burchard auf sich gezogen hatte. Er war aus dem Kloster Riddagshausen nach Loccum versetzt worden. Der Abt schickte ihn im Jahre 1520 auf die Universität Leipzig, um ihn dort Theologie studiren zu lassen. Zwei Jahre später mußte er als „luthrischer Bube“ aus dem Kloster ausgestoßen werden. Schon vorher hatte er mit den berüchtigten Raubrittern von Steinberg enge Freundschaft ge-

schlossen, ein Zeichen, weß Geistes Kind er selbst war.

Die Steinbergs waren eines der ältesten und mächtigsten Geschlechter des Hochstifts Hildesheim. Ihre Hauptsitze waren die Bodenburg, einige Stunden südlich von Hildesheim, und die Burgen Wispenstein und Brüggen unweit des Städtchens Alfeld an der oberen Leine. Kurd von Steinberg that sich gerade damals als Haupträdelsführer und Mittelpunkt der gegen ihren Lehnsherrn, den Bischof Johann von Hildesheim, aufständischen Stiftsritterschaft und in jenem Raubkriege hervor, der unter dem Namen der hildesheimischen Stiftsfehde bekannt ist.

Wir haben den apostasirten Rabe bereits als ein Werkzeug jenes widerwärtigen Weibes kennen gelernt, welches durch seine Intriguen und Gewaltthätigkeiten die luthersche Revolution in den Fürstenthümern Oberwald und Calenberg mit leider nur zu gutem Erfolge eingeführt hat. Kloster Loccum blieb inmitten des allgemeinen Abfalls, welchen jene fürstliche Revolutionärin herbeiführte, noch katholisch.

Erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts gelang es dem apostasirten Sohne Herzogs Heinrich des Jüngern, dem hinkenden Julius, mit Hülfe des beliebten Mittels der „Visitation,“ auch Loccum zu überwältigen.

Der unselige Augsburger Religionsfrieden hatte, was innerhalb oder im Bereiche der Gebiete abgefallener Fürsten und Städte noch katholisch geblieben war, der Brutalität dieser Apostaten und Kirchen-

räuber ausgeliefert. Loccum unterstand gar nicht dem welfischen Kirchenräuber, sondern gehörte zu Minden. Und so lange der Abt Bornewald lebte, wagte jener nicht, ernstlich zuzugreifen. Sein Kanzler schickte zwar dem Abte ein Schriftstück zu, welches die unerhörte Behauptung aufstellte, der welfische Apostat „sei befugt, an diesem Orte sowohl als an andern die Religion zu reformiren,“ und mit demselben die „Kirchenordnung,“ welche jener Herzog hatte entwerfen lassen, begnügte sich aber vorsichtiger Weise damit, daß der Abt jene Vorlage annahm, „um sie zu lesen.“ Es sei zu besorgen, referirte der Kanzler seinem Herrn, daß wenn man zu geschwind mit dem Kloster verfahre, es sich an das Stift Minden hängen und einen Prozeß ausbringen möchte.

Nach dem Tode dieses letzten Abts von Loccum nahmen dessen Nachfolger und der Convent die Julius'sche „Kirchenordnung“ an. Damit war der Abfall vollzogen.

2. „Conferenz“-Bilder.

Die „Conferenzen“ wollten, wie die „Vereine,“ ein Produkt der Wiedererwachung des „evangelischen Geistes“ aus dem gemüthlichen Schlummer des Rationalismus vulgaris sein. Auf die Frage nach ihren Entstehungsgründen würde man wohl so ziemlich von jeder dieser „Conferenzen“ die Antwort erhalten, daß sie „hervorgegangen sei aus dem Verlangen (oder aus dem Bedürfniß), die Glieder und Diener der Kirche (der theueren Landeskirche) in diesem Landestheile, welche sich auf dem Grunde des Apostolicums und der Augustana (bezw. eines andern „Symbols“) im Glauben eins wissen, zu gemeinsamer Arbeit an den kirchlichen Aufgaben der gegenwärtigen Zeit zu sammeln, anzuregen und zu stärken.“ In ähnlicher Weise pflegte man sich über die in solchen Conferenzen vollbrachten „Thaten“ auszusprechen. Wenn dort durchweg auch weiter nichts geschah, als daß Reden gehalten und Worte gewechselt wurden, so pflegte doch während der Conferenz ein Redner dem andern, und nachmals die unvermeidliche Berichterstattung in pastoralen Blättern der Conferenz und den „Beschlüssen“ oder „Thesen,“ zu denen man sich „geeinigt“ hatte,

in der Regel das Compliment zu machen, daß man „Thaten" geleistet habe. Aus der Zahl der sich zu den „hervorragenden Geistlichen der Landeskirche" (oder der Provinz) rechnenden Prediger traten einige Redner auf, jeder mit einem Vortrage, welcher gewöhnlich eine Anzahl Thesen „begründete und erläuterte," selbstverständlich „einleuchtend und für die Sache erwärmend, nicht in Theorieen verlaufend, sondern praktisch orientirend." Diese „Thesen" fanden dann in der „nachfolgenden Debatte" in der Regel „allseitige Zustimmung," nachdem sie „in Einzelheiten berichtigt und wo es nöthig erschien, vervollständigt waren." Wenn auch „natürlich nicht Alles zum Austrag gebracht werden konnte, so war doch der unverkennbare und bleibende Segen der Verhandlungen der, daß er in Einigkeit des Geistes dargebracht und den Betheiligten zum Nachdenken mitgegeben wurde." Der Druck des gehaltenen Vortrags ward ebenfalls in der Regel von der Versammlung gewünscht. „Ein Dank- und Fürbittengebet und der Vers: Die wir uns allhier beisammen finden, schloß die auch diesmal wieder reich gesegnete Conferenz." So ungefähr war der fast stereotype Wortlaut der Berichte, welche über eine Conferenz an die „kirchlichen" Blätter eingesandt wurden.

Berichte wurden indeß nur über größere Conferenzen verfaßt, und zwar nicht bloß über außerordentliche, wie die sogenannten „allgemeinen lutherischen Conferenzen" in Hannover und Leipzig in den Jahren 1867 und 1868, welche seiner Zeit mit

großem Lärm eingeläutet und eingeräuchert wurden, aber so wenig wirkliche Frucht gebracht haben, daß man unwillkürlich an das parturiunt montes erinnert wird. Auch die regelmäßig wiederkehrenden größeren „Conferenzen,“ wie die thüringische „gnadauer Frühjahrsconferenz,“ die „hannoversche Pfingstconferenz“ u. a. hatten das Bedürfniß, ihre „Thaten“ hernach gedruckt zu lesen.

I. Aus der hannoverschen „Pfingstconferenz."

Statten wir zunächst der „Pfingstconferenz" in Hannover einen Besuch ab. Selbstverständlich datirt derselbe mehr als ein Decennium zurück, in die Zeit, in welcher Schreiber dieses dieselbe regelmäßig zu besuchen pflegte.

Eine solche dauerte zwei Tage. Am Nachmittage vorher wurde in der „Kreuzkirche" von einem der „hervorragenden" Geistlichen eine Predigt gehalten. Nachdem ich drei, vier Jahre diesen geistlichen Genuß erprobt, zog ich es vor, dem Beispiele meines Vaters zu folgen und darauf zu verzichten.

Am folgenden Tage, etwa 8 oder 9 Uhr, wurde die „Conferenz" eröffnet. Gewöhnlich versammelte man sich im Saale des „Odeon." Die Eröffnung geschah mit einer „Ansprache;" ein Berichterstatter bezeichnet irgendwo dieselbe als ein „köstliches Erbe," welches Dr. Petri seiner Schöpfung hinterlassen habe. Selbstverständlich wurde diese „Ansprache" auch einem „hervorragenden" Geistlichen seitens der Conferenzleitung anvertraut. Denn der Ansprecher sollte, wie ein Bericht salbungsvoll bemerkt, „das Salz des Salzes" und der „Seelsorger einer Gemeinde" sein,

die aus „Geistlichen" bestand. Diese Ansprachen waren, so viele ich derselben gehört, durchweg gut gemeint und ernst gehalten, wenn auch öfter zu lang und dann ermüdend. Zur Ein- und Ausleitung wurden Gesangverse gesungen, deren Texte auf gedruckten Zetteln vorher vertheilt waren.

Dann folgte ein längerer Vortrag. Der Redner sowohl als auch das Thema waren das Resultat von Verhandlungen der Conferenzleitung mit dem Betreffenden. Das Thema betraf meistens irgend eine „brennende kirchliche Frage," deren es in den sechziger und siebenziger Jahren genug gab. Es war oft recht interessant, die Armuthszeugnisse zu hören, welche hier dem aus der lutherschen Revolution durch fürstlichen Byzantinismus hergerichteten Kirchenwesen ausgestellt wurden, und daneben die Versuche zu beobachten, welche gemacht wurden, die eigentlichen Gründe dieses aus den Prinzipien jener Revolution nothwendig hervorgehenden Zersetzungsprozesses zu vertuschen. Diesen Versuchen lag keineswegs eine subjective Unehrlichkeit zu Grunde. Das Schisma scheint es vielmehr mit sich zu bringen, daß mit wenigen Ausnahmen die in ihm Geborenen und Aufgewachsenen in einem Zustande von Kurzsichtigkeit sich befinden, der sie nöthigt, Alles durch eine von Vorurtheilen oder auch von instinctivem Hasse gegen die Kirche gefärbte Brille anzusehen. Nur die göttliche Gnade vermag diese Kurzsichtigkeit zu nehmen, die häufig die eigenthümliche Eigenschaft besitzt, sich selbst für Scharf- und Weitsichtigkeit zu halten. Ist dies geschehen, so hat man

die Empfindung, als seien einem Schuppen von den Augen gefallen.

Als die Falk'sche Aera das Civilehegesetz gebracht hatte, da hörte man auf der hannoverschen Pfingstconferenz aus dem Munde eines jener Herren, die sich derselben als geistige Leithämmel dringend präsentirten, einen Vortrag über „die kirchliche Krise.“ Als ehemaliger Prediger bei jenen Lutheristen, welche sich wegen der preußischen Union von der preußischen Staatskirche getrennt hatten, schien der Redner zunächst wenig geeignet zu sein, eine so heikle Frage vor einer Versammlung „landeskirchlicher“ Prediger zu erörtern. Diejenigen Abtheilungen der vielgliederigen luthristisch gefärbten Sectengruppe nämlich, welche nicht das zweifelhafte Glück genießen, von „dem eisernen Reifen der Landeskirche“ zusammengehalten zu werden, verfallen dem natürlichen Entwicklungsgesetze des Protestantismus sehr rasch und zerbröckeln in immer neue Secten und Sectlein. Aus einem solchen Zerbröckelungsprozeß hatte Redner sich in „den eisernen Reifen“ (— ein von ihm selbst gemachter Vergleich —) zurückgeflüchtet. In der „engen und kümmerlichen Freikirche“ mochte er die Wohlthätigkeit jener unwiderstehlich zusammenhaltenden Macht erkannt haben, welche der weltliche „Summepiskopus“ im System des protestantischen Territorialkirchenthums über den Brodkorb seiner Prädicanten ausübt, andererseits aber auch für ausreichende Versorgung derselben schützend und helfend sorgt. Nach dieser seiner Bekehrung zum System des Staats-

kirchenthums fühlte der Redner offenbar das Bedürfniß, den in diesem „eisernen Reifen“ befindlichen „Brüdern“ mit der „ihm verliehenen Gabe“ zu dienen. Er trat zunächst freilich als Prophet einer neuen künftigen „Freikirche“ auf, weissagte aber kluger Weise zugleich deren Enge und Kümmerlichkeit. „Es ist (zwar) möglich, daß die Auflösung der Landeskirche noch auf sich warten läßt,“ ließ er sich vernehmen. Denn die Erfahrung lehre, „daß geschichtliche Bildungen trotz vieler innerlichen Widersprüche Jahrzehnte lang nicht leben und nicht sterben können.“ Doch sei es ebenso denkbar, „daß das kleinste Steinchen hinreicht, den Koloß bald und plötzlich zu zertrümmern.“

Bedenklich schüttelten bei diesen Erörterungen die anwesenden Consistorialen und „Mittelpartei“-Männer die weisen Häupter. Einer der letzteren, irre ich nicht, so war es die früher erwähnte „Lawine vom Sollinge,“ raunte vor mir seinem Nebenmann zu: „Sagte ich's nicht, daß es ein Mißgriff war, den Menschen zum Hauptredner zu machen? Es bleibt dabei, Collega, die Conferenzleitung muß in unsere Hände kommen, um dergleichen peinliche Verlegenheiten ein für allemal zu vermeiden.“ „Gewiß, Sie haben Recht, Collega,“ kam es zurück. —

In der That schien der Redner es darauf abgesehen zu haben, die „peinlichen Verlegenheiten“ der Consistorial- und „Mittel“-Partei zu vermehren. Seine Phantasie beschäftigte die Zuhörer mit der allerdings

recht müßigen Frage, was seiner Zeit an die Stelle der zertrümmerten Staatskirche treten werde.

„Was diese müßigen Erörterungen wohl bezwecken!“ raunte wieder mein Vormann, die „Lawine vom Sollinge,“ ihrem Collegen zu. „Derartiges muß uns oben mißliebig machen, wenn es in die Blätter kommt. Bildet sich denn der gute Mann dort ein, daß die preußische Staatsmacht jemals eine Zertrümmerung der Staatskirche dulden wird? So lange Preußen steht, — und es wird stehen und wachsen, so lange die Erde steht! — wird es auch seine Landeskirche mit starker Hand zusammenhalten. Danken wir Gott, daß wir derselben angeschlossen sind; da haben wir Schutz gegen römisches Vordringen.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte Superintendent Sch.; „übrigens muß ich lachen. Gesetzt, dem Redner wäre es ernst mit einem freikirchlichen Versuch, so haben unsere Prediger ja gar das Zeug nicht dazu, auch gar den Willen nicht, die schützenden Wände unserer theuern Landeskirche zu verlassen und mit einem solchen Versuche ein klägliches Fiasco zu machen. Das protestantische Volk würde den Herren einfach nicht folgen, wenn sie Derartiges zu versuchen den Muth hätten, der aber wie gesagt, ihnen gänzlich abgeht.“ —

Die Herren sollten bald inne werden, daß sie sich vergeblich echauffirt hatten. Der Redner lenkte allgemach in das landeskirchliche Fahrwasser ein. Zwar versicherte er, das „Landvolk“ trage die Neuerungen der Falk'schen Gesetzgebung „mit tiefstem Widerwillen“ und werde dieselben überdauern. Leider habe

aber nicht das Landvolk die Macht in Händen, sondern „die moderne Bildungswelt.“ Dieser sei das deutsche Volk zugefallen. „Wir sind die Haidmärker,“ seufzte der Redner, „ein allmählich verschwindender Rest, der vergeblich wider das Streben der Nation ankämpft.“ Seit den großen Siegen von 1870 und dem Eintreffen des Milliardensegens „geht es jäh bergab.“ „Ein hochmüthiger, genußsüchtiger Schwindelgeist hat alle Kreise ergriffen, rohe Verachtung des Evangelii, wilde Feindschaft gegen die Kirche des lautern Worts nimmt zu; die Entscheidung rückt näher.“ Das Schlimmste aber sei, daß diese Massen, welche „außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben“ zu wollen vorgäben, gar nicht daran dächten, „dieselbe ehrlich zu verlassen und außerhalb sich anzubauen.“ Nein, sie verlangten gleiches Recht und hätten es auf die völlige Herrschaft in der „Landeskirche“ abgesehen, seien auch schon auf dem besten Wege, mit Hülfe des Ministers dieselbe zu gewinnen.

„Welches sind nun dem gegenüber unsere Aussichten in die Zukunft?“ fuhr der Redner nach einer Kunstpause fort, die er zu seiner Erholung bedurft haben mochte. Noch konnte er sich jedoch von dem Phantasiegebilde der „zertrümmerten Landeskirche“ nicht losreißen. Die „Lawine vom Sollinge“ vor mir wurde so unruhig, daß ich fürchtete, sie würde losgehen. Leider konnte ich mich wegen der Enge nicht nach rückwärts concentriren. Resignirt mußte ich beides abwarten, die „Zertrümmerung der Landeskirche“ durch den Redner, die nahezu unvermeidlich heran-

nahte, und den krachenden Losbruch der „Lawine“ vor mir, der ebenso unvermeidlich schien.

„Wird unsere Landeskirche,“ fuhr inzwischen der Redner ungestört und mit Salbung fort, „statt vom Landesherrn, von Synoden und Bischöfen weiter regiert werden, so daß Alles beim Alten bleibt?“ — „Aha! Bischof L....,“ spöttelte die „Lawine.“ — „Unmöglich,“ ertönte es kategorisch von der Rednerbühne herab. „Bravo!“ flüsterte Superintendent Sch. der „Lawine“ halblaut zu. „Fehlt der eiserne Reifen der Landeskirche,“ orakelte der Redner unbeirrt und mit steigender Emphase weiter, „so gilt es aus dem Neuen und Frischen zu sammeln.“ — „Wie gut das geht,“ brummte eine Baßstimme hinter mir, „das sehen wir an den preußischen Separirten.“ — „Er ist ja selbst dort davon gelaufen,“ wispelte die feine Stimme eines „Consistorialassessors,“ „und hat sich in den eisernen Reifen retirirt.“

„Oder wird die freie luthrische Volkskirche an die Stelle treten?“ frug der Redner und pausirte einen Augenblick, als erwarte er eine Antwort. Tiefes Schweigen. „Jenes so lieblich von Harnack uns vor die Augen gemalte Bild,“ fuhr er dann fort, „dessen Grundgedanke ebenso christlich als luthrisch ist; die freie luthrische Volkskirche, getheilt in Tauf- und Abendmahlsgemeinde, eine Kirchengestalt, die weitherzig und strenge zugleich die Vorzüge der Freikirche mit denen der Landeskirche vereint. Wird sie uns zu Theil werden?“ Man merkte es dem Redner an, daß er diese Frage gern mit Ja beantwortet

hätte. Leider aber unterließ er, dies „liebliche Bild" etwas zu skizziren, vermuthlich, weil er doch zuviel Nüchternheit und zuviel Kenntniß von dem religiösen Indifferentismus besaß, welcher die protestantischen Volksmassen charakterisirt und überall zu Tage tritt, wo sie für wirklich religiöse und kirchliche Fragen interessirt werden sollen. Daher folgte statt des Ja eine Erörterung der Gründe, warum auf die Verwirklichung dieses Bildes nicht zu hoffen sei. Diese Gründe waren in der That triftig und charakteristisch genug.

Der Staat, bewies der Redner, wird das Kirchengut nicht ausliefern, wenn „wir" uns von der Staatskirche trennen, und die „freie luthrische Volkskirche" bauen wollten. Zweitens: er wird uns auch keinen Rechtsschutz geben. Drittens: er wird uns nicht fördern, sondern hindern und irgend eine andere Kirche als Staats- oder Nationalkirche begünstigen.

„Das hat er gar nicht nöthig," flüsterte schnarrend die „Lawine," so daß aber die Nächstsitzenden es verstehen konnten, „der Staat hat ja seine Staatskirche längst fertig, und das Volk wird da bleiben, wo das Kirchengut bleibt. Ich kann mich wirklich ärgern, wenn solche Utopien vorgetragen werden, von denen doch der gute Redner selbst weiß, daß es leere Luftschlösser sind." Obgleich der strebsame Herr Superintendent, dessen Lippen diese Worte entfuhren, und seine Bestrebungen durchaus meine Sympathieen nicht hatten, mußte ich ihm innerlich doch Recht geben.

Der Redner hatte zwar seinen Erörterungen einen langen kirchengeschichtlichen Excurs über die Entstehung des protestantischen Territorialkirchenthums vorausgeschickt, selbstverständlich mit der üblichen Färbung protestantischer Darstellungsweise, aber eben in Folge dieser Färbung hatte er die Thatsache völlig ignorirt, daß das Volk in die Territorialkirchen seiner Zeit mittelst Polizeiknüppel hineingezwungen worden ist und in Folge dessen einen kirchlichen Servilismus überkommen hat, welcher die Bildung einer „freien luthrischen Volkskirche“ zu einer Unmöglichkeit macht. Seine ganze Erörterung war daher eine müßige.

Schließlich mußte er denn auch bei eben dem Resultate anlangen, bei welchem angelangt zu sein er den „Idealisten“ und „Protestantenvereinlern“ vorher zum Vorwurf gemacht hatte; nämlich daß sie „im starken Gegensatze zu ihrer Vergangenheit Vertheidiger des landesherrlichen Kirchenregiments“ geworden seien. Was blieb dem Redner und seinen Zuhörern auch anderes übrig, als es ebenso zu machen und die nun einmal nicht mehr wegzubringende Falk'sche Gesetzgebung „so im Gewissen sich zurechtzulegen,“ daß man die vorher in nächste Nähe hineinphantasirte „Zertrümmerung der Landeskirche“ stillschweigend ad calendas graecas verschob und in den gemüthlichen Pfarrhäusern derselben bei wachsenden staatlichen Zulagen sich um so wohnlicher einrichtete. „Was dich nicht brennt, das blase nicht“; — „uns gilt ja eigentlich der Culturkampf nicht, und geht uns nichts an.“

Gewiß war es nur eine Redewendung, wenn der

Vortragende die beruhigende Gewißheit von der Festigkeit der „Landeskirche“ und der Sicherheit der socialen Verhältnisse und damit auch der Weib und Kinder ernährenden Pfründen durch das Gespenst eines Keils wieder stören zu wollen schien, das er an die Wand malte. Wider seinen Willen, demonstrirte er, habe Herr Falk dadurch, daß er der obligatorischen Civilehe zur Gesetzeskraft verholfen, selbst „den Keil in die Staatskirche getrieben, der sie rasch spalten wird.“ Denn — eine beachtenswerthe Logik — Civilehe bedeute Freiwilligkeit in Anmeldung zur kirchlichen Trauung; Landeskirche und Freiwilligkeit aber seien einander ausschließende Gegensätze. —

„Man sollte denken,“ meinte beim Mittagsessen, welches wie gewöhnlich nach dem Schlusse der Debatten die meisten Conferenzmitglieder fröhlich vereinte, mein Tischnachbar, Pastor Eberhard Zorn, „man sollte denken, daß ein Mann, der Jahre lang in Altpreußen gelebt hat, die Festigkeit des preußischen Staates und der preußischen Staatskirche ein wenig besser kennte, als daß er sich der Illusion hingäbe, die Civilehe werde ein Keil sein, der diese Kirche rasch spalten würde. Die ultramontane ‚Germania‘ hat zwar auch georakelt, daß nur dem Ultramontanismus die preußische Landeskirche es indirect verdanke, daß sie noch nicht aus den Fugen gegangen; sie eile unaufhaltsam ihrem Verfalle entgegen. Einem ultramontanen Blatte kann man solche Dummheiten verzeihen. Wer aber an die Mission Preußens, dieses erst- und einziggeborenen Sohnes der gesegneten

Reformation, als der providentiellen Schutzmacht der letztern glaubt, und wer einen Begriff von dem Wesen der preußischen Landeskirche hat, der müßte solche Sätze vermeiden. Bruder L. wünscht das vielleicht, was er da vorgebracht hat, denn der Wille ist der Vater des Gedankens; ich kann mir aber doch nicht denken, daß er's selbst glaubt."

Als Ideal der „freien luthrischen Volkskirche" hatte der Redner die Zustände der luthristischen Secten Nordamerika's anscheinend im Auge gehabt. Man konnte das wenigstens aus dem Seufzer schließen, mit dem er constatirte, daß „wir" für das nächste Menschenalter „keine Aussicht auf amerikanische Verhältnisse, d. h. auf Unparteilichkeit" hätten. Mit Recht bemerkte Freund Zorn gegen dieses Ideal, daß jene Secten doch in Wirklichkeit nicht Volks-, sondern vielmehr „Pastorenkirchen" darstellten. „Diese Verbarrikadirung der einzelnen Synoden durch neue Symbolsätze, wie wir es an der Missourisynode erleben, ist doch wahrhaftig keine kirchliche Weitherzigkeit und kein Symptom gesunder Entwickelung." „Nun, lieber Zorn," entgegnete der gegenüber sitzende Pastor Hammel, „die Restituirung eines Sydow wirst Du andererseits, wenn auch als Weitherzigkeit, so doch nicht als ein Symptom gesunder Entwickelung bezeichnen wollen. Denn wo bleibt da das Bekenntniß? Unsere theuere evangelisch-luthrische Kirche ist doch vor Allem Bekenntnißkirche." „Mache doch keine Phrasen, Hammel," zürnte Zorn, nachdem er ein Glas Rheinwein geschlürft, „Bekenntnißkirche? Nicht

einmal unsere weiland hannoversche Landeskirche kann man so bezeichnen." — „Ei, ei, Zorn, wie kommst du mir vor? unsere Landeskirche keine Bekenntnißkirche? Was denn?" — „Sie ist Landes- oder Staatskirche, und weiter nichts. Eine Bekenntnißkirche ist sie nicht: denn erstlich in einigen Landdrosteien ist die Concordienformel officiell anerkannt, in andern ebenso officiell verworfen. Zweitens: in einigen Provinzialconsistorien sitzen Calvinisten, und zwar ächte Dortrechter, wie z. B. Freund Bartels in Aurich; und wie mancher weltliche Kirchencommissarius ist Calviner oder Zwinglianer oder Gott weiß was? Drittens: frage mal das Volk nach dem Bekenntniß. Die Leute werden zwar sagen, sie seien luthrisch; aber was sie damit bekennen, das wissen sie nicht. Und ich möchte jede Wette eingehen, daß, wenn sie nur nicht verhetzt werden durch das Schlagwort: man will euch katholisch machen, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, ob sie glauben sollen, es heiße: das bedeutet, oder: das ist, im Abendmahl. Wie kann man da von einer Bekenntnißkirche reden! Die Landeskirche mag mancherlei Schutt und Schotter in sich haben, sie ist aber die einzige Form des Protestantismus, die vor geistlicher Tyrannei und ewiger Zersplitterung schützt."

„Du magst Recht haben, Zorn," versetzte Hammel. „Stoßen wir auf das Wohl der Landeskirche an!" „Ja, und auf die Befreiung von consistorialer Bevormundung und Einschnürung, die uns das verschriene Jahr 1848 gebracht hat," fügte der greise

Pastor Ernst hinzu. Und so tranken wir orthodoxe Pastoren „in diesem Sinne“ ein wohlgemeintes Hoch auf die Errungenschaft jenes Jahres. Eine nicht ganz kleine Zahl der in der Nähe sitzenden „Amtsbrüder“ stieß lachend mit an.

„Es ist nicht mein Scherz,“ nahm der greise Toastausbringer das Wort. „Die wenigsten von Ihnen haben jene alle frische Entwickelung des Glaubenslebens einschnürende und niederhaltende consistoriale Bevormundung empfunden. Wir, die wir darunter geseufzt haben, denen Missions- und Pastoralconferenzen verboten wurden, deren wissenschaftliche Arbeiten und Predigtherausgaben der consistorialen Censur unterlagen, wir haben aufgeathmet, als das Jahr 1848 uns die Befreiung von diesem Druck gebracht hatte.“

Einige der Vorträge, welche ich auf der „hannoverschen Pfingstconferenz“ gehört habe, hatten in dem Gange, den sie einschlugen, viel Aehnlichkeit mit einander. Den Anfang machte eine Schilderung der Zustände der „Landeskirche“ in so düstern Farben, daß man glaubte, der Redner werde unzweifelhaft mit der Ermahnung schließen: Gehet aus von Babylon! Dann trat man mittelst einer noch viel schwärzeren Schilderung dessen, was die zukünftige „Freikirche“ bringen werde, den Rückzug an, und gelangte schließlich zu einem Resultate, welches den dadurch beruhigten Zuhörern den Dankseufzer abnöthigen

zu wollen schien: Gott sei Dank, daß wir noch ruhig in der Landeskirche sitzen können; und den aufrichtigen Vorsatz, Alles zu vermeiden, was dazu nöthigen könnte, Ernst mit dem anfangs unvermeidlich scheinenden Verbrennen der landeskirchlichen Schiffe zu machen.

Dem entsprechend verliefen denn auch die nachfolgenden Debatten. Nach wahren Wortkanonaden, welche das „ächzende Wrak“ der „Landeskirche“ auseinander donnern zu wollen schienen, langte man stets dabei an, mit derselben erfreulichen Frieden zu schließen und in dem „ächzenden Wrak“ sich am wohlsten und sichersten zu fühlen.

Eine „gesalbte“ Conferenz-„Ansprache“ z. B. „beleuchtete“ die „Gesetzgebung der Aera Falk“ im Lichte des Worts, welches der Herr in Gethsemane zu den schlafenden Jüngern sprach: Siehe, die Stunde ist hier, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird. Nicht ohne Geschick und mit fesselnder Diction wurde dies „aus der Nacht von Gethsemane durch die Jahrhunderte herüberklingende Wort“ als ein Orakel hingestellt, das „nicht wie ein Plusquamperfectum, sondern fast wie ein Präsenz in dieser unserer Zeit klingt.“ Der Redner zog eine Parallele zwischen dem Herrn, wie er kurz vor der Entscheidung „von keiner Partei getragen, von den maßgebenden Kreisen vielmehr als eine störende Macht empfunden und beargwöhnt und eigentlich nur unterstützt von den unsichern Stimmungen eines einflußlosen Bruchtheils im Volke, klaren Auges die Stunde

gekommen sieht, wo die Strömungen der Ihm feindlichen Geister in einander münden, um der Freiheit seines Wirkens unter seinem Volke ein Ende zu machen und dadurch ihre eigene Herrschaft zu sichern," und zwischen der „christusgläubigen Kirche, dem Leibe Christi," welche gegenwärtig „andere im Volksleben emporgekommene Mächte, und die rasch aufgeschossenen zu allermeist, in ihre Hände zu bringen und dahin umzuarbeiten suchen, daß sie ihren zeitlichen Tendenzen secundirend sich unterordnen, und nichts von Gottesstiftung unter dem Volke mehr sein wolle."

Das Interessanteste an dieser Ansprache war die Anklage, welche der Redner zunächst gegen zwei „in den Zeiten der herrschenden Orthodoxie geborene, kirchenrechtliche Systeme, das Collegial- und das Territorialsystem," erhob, daß sie „beide in derselben Richtung an der Auslieferung der Kirche an die jeweiligen Weltmächte arbeiten" und von „Pastoraltheologien" aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts darin secundirt würden. „Die beliebte Rede von der Unsichtbarkeit der wahren Kirche tröstet im Voraus für etwaiges Unsichtbarwerden der Kirche in der sichtbaren Welt." Die Anklage richtete sich dann aber weiter gegen die „als neue Theilnehmer in die alte Firma eingetretenen Schildträger des unbeschränkten Gemeindeprinzips, die Lobredner der Versöhnung der Kirche mit der modernen Culturentwickelung, die Schwärmer für presbyteriale und synodale Einrichtungen," und schließlich gegen „die großmächtigste und ungeberdigste unter den Großmächten dieser Zeit,

die Tagespresse, deren große und kleine Organe in Artikeln und Feuilletons vorzugsweise gern in Kirchenangelegenheiten machen und auf Auslieferung der Kirche an die Weltmacht drängen."

Dieser Redner wagte es sogar, einer gewissen Bundesgenossenschaft mit der katholischen Kirche schüchtern und verschämt zu gedenken. Mit Unrecht habe man auf Seiten des Staates erstaunt gethan, „daß wir es mit den Katholiken halten könnten gegen den Staat;" mit Unrecht, denn vorher habe der Staat „uns ganz so wie die Katholiken gehalten" und „uns" mit jenen in „gemeinsame Gefahr" gebracht, „uns" in gleicher Weise wie jene geschlagen. „Ist es da zu verwundern, wenn die stark vorgestreckte Stellung des borghesischen Fechters, die man sonst wohl in unsern kirchlichen Kreisen gegen die römische Kirche hin wahrnimmt, zur Zeit nach einer andern Seite hin sich wenden sollte."

Indeß muß ich bekennen, daß eine solche Abwendung von der Stellung des borghesischen Fechters gegen die katholische Kirche eine sehr vereinzelte Stimme auf den Conferenzen und in den „kirchlichen Kreisen" blieb.

Andere Redner beeilten sich, solchen Anwandlungen gegenüber Wasser zum Löschen herbeizubringen.

Der Komik wegen, die darin liegt, erwähne ich eine Declamation des stets durch giftige Ausfälle gegen die Kirche sich hervorthuenden Herrn U. Die katholische Kirche, sagte er ungefähr, könne gar keine andere Stellung gegen den Protestantismus einneh-

men, als die des borghesischen Fechters; ohne eigenes inneres Leben friste sie ihr vegetirendes Dasein lediglich von der Opposition gegen denselben.

Für die Renitenz einiger niederhessischen Prediger gegen das von der preußischen Regierung in Hessen eingesetzte Consistorium hatte man ein famoses Schlagwort erfunden, mit dessen Hülfe man die hie und da für jene sich regenden Sympathieen abzukühlen hoffte. Dasselbe Schlagwort mußte dann später zu gleichem Zwecke der Hermannsburger Separation gegenüber dienen. Vor Allem aber wurde es verwendet gegen jede Neigung zu einer Annäherung an die katholische Kirche. Es war das Schlagwort vom „fremden Feuer."

Entlehnt war dies Schlagwort aus 3. Mose 10, Vers 1 und 2. Dort wird erzählt, daß die beiden Priester Nadab und Abihu, Aarons Söhne, an dem Tage, an welchem ihr Vater sein erstes Opfer als neueingesetzter Hoherpriester Gott dargebracht hatte und als solcher durch ein Wunder, durch ein „vom Herrn," d. h. also aus der Schechina (der Wolke über der Stiftshütte) hervorgehendes Feuer, welches das Opfer verzehrte, bestätigt worden war, „jeder seine Machtha (Kohlenpfanne) nahmen, Feuer hineinthaten und Rauchwerk auflegten und das fremde Feuer vor den Herrn brachten, das Er ihnen nicht geboten hatte." Ein Blitzstrahl aus der Schechina habe dann die beiden getödtet. Dies ihr Räuchern wird ein „fremdes Feuer" genannt, offenbar vor Allem deshalb, weil es keines der von dem Herrn angeordneten Opfer war was sie opfern wollten, weil

sie ferner die Kohlengluth nicht, wie vorgeschrieben, von dem sogenannten ewigen Feuer des Brandopferaltars genommen, sondern selbst angefacht hatten, und endlich, weil sie es darbrachten, um auch für sich das Wunder gleichsam zu provociren, welches sie eben das Opfer ihres Vaters Aaron hatten verzehren sehen, und dadurch dem Hohenpriester sich gleichzustellen. Mit Sinn und Verstand könnte man also den Ausdruck ein „fremdes Feuer" vor den Herrn bringen doch nur etwa auf die sacrilegische Anmaßung priesterlicher Vollmachten und Functionen anwenden.

Mit diesem Ausdrucke aber den Widerstand gegen obrigkeitliche Maßnahmen, welche die Betreffenden als Eingriffe in Recht und Freiheit der Kirche abzuwehren im Gewissen sich gedrungen fühlten, als Frevel und Verbrechen gleich jenem der Söhne Aarons brandmarken wollen, erschien mir schon damals als eine mißbräuchliche und willkürliche Anwendung. Bezeichnender Weise bedienten sich dieses Schlagwortes mit Vorliebe jene Herren, welche, nachdem sie vorher gewaltige Worte gegen die jedesmal im Entstehen begriffene Partie der Falk'schen Gesetzgebung in Conferenzen und Blättern geleistet hatten, sobald das Gesetz zu Stande gekommen und sanctionirt worden, im Handumdrehen zu der Erkenntniß durchzudringen pflegten, es sei „des Herrn Wille, daß man auch dies noch trage." Den katholischen Bischöfen, welche gegen das Infallibilitätsdogma opponirt, nach der Annahme desselben seitens der Majorität des Concils sich dieser unterworfen hatten, pflegten

(um dies nebenbei zu bemerken) eben dieselben Herren mit großer sittlicher Entrüstung Mangel an Ueberzeugungstreue vorzuwerfen und jenes Schlagwort der Arnim'schen Briefe über das Concil nachzusprechen: die deutschen Bischöfe haben sich selbst aufgegeben.

Interessant und charakteristisch erschien mir der Zusammenhang, in welchem ich das famose Schlagwort vom fremden Feuer zum erstenmale und zwar auf der „Pfingstconferenz" zu hören bekam.

Auf eine nicht nach dem Geschmack der Consistorialen und der gerade jetzt unter den Auspicien derselben sich bildenden „Mittelpartei" ausgefallene Abstimmung des ersten Conferenztages in Sachen der Civilehe folgte am zweiten Tage ein Vortrag über das Thema: Wie beweisen wir Geistliche uns in gegenwärtiger Zeit als die Diener Gottes?

Der Vortrag, gehalten von einem besonders „hervorragenden" Superintendenten der „Landeskirche" — mein Vater nannte in früheren Jahren den gedachten Herrn gern scherzweise „das Elephantenküken" — dieser Vortrag also nahm zwar den gewöhnlichen Verlauf der rhetorischen Leistungen der Conferenz, welche sich mit kirchenpolitischen Fragen beschäftigten, war aber um so packender, als die übliche Schilderung der landeskirchlichen Misère im Hannoverschen nicht bloß in den gewohnten düstern Farben, sondern auch mit einer von innerster Bewegung zeugenden Diction vorgetragen wurde und die eigentliche Tendenz des Ganzen anfangs völlig verschleierte.

Zu einer verlassenen und verfallenen Ruine sei

„die Kirche“ geworden, begann der Redner, und zwar zu einer Ruine, an der man nicht einmal etwas Romantisches mehr finde. Der bürgerliche Mittelstand habe mit „der Kirche“ gebrochen. Habe es in den Zeiten des verflossenen Katheder- und Kanzel-Rationalismus noch einige Reste kirchlicher Sitte gegeben, habe man dieselben damals noch einigermaßeu geschont, so sei jetzt der letzte Rest derselben aufgezehrt. Ein „Cultus des Diesseits,“ des Fleisches und der Habgier, habe das Jenseits aus den Herzen völlig verdrängt. Das Volk habe daher kein Organ mehr, weder für die Erkenntniß der Sünde, noch für die der Heiligkeit Gottes; daher sei auch die Furcht Gottes, die Furcht vor der ewigen Vergeltung und die Achtung vor den göttlichen Geboten verschwunden. Das Einzige, was man noch respectire, sei das bürgerliche Gesetz, und auch dieses werde nur nach Maßgabe des Satzes gehalten: laß dich nicht ertappen. Die Heilmittel, welche man seitens der Vermittelungstheologie oder der Büreaukratie vorschlage, die Alles curiren sollende Synodalverfassung u. s. w., wirkten nicht heilend, sondern nur vertuschend. Kurz, die „Kirche“ sei zu einer „Nachthütte in Kürbisgärten“ geworden.

Auf diese Schilderung der „Kirche in der gegenwärtigen Zeit“ folgte nun die Erörterung des Wie sich „die Geistlichen“ in diesen Zuständen als die Diener Gottes beweisen sollten. Es trat jetzt eine Tendenz hervor, die man kaum erwarten konnte. Der Redner kehrte sich mit Nachdruck gegen jede Sym-

pathie mit der katholischen Kirche, ohne aber diese zu nennen oder die sonst üblichen Schlagwörter von Romanisiren und Katholisiren, Liebäugeln mit Rom u. s. w. zu gebrauchen. Gleicher Weise suchte er die in der „Landeskirche" hier und da hervorgetretene Sympathie für Liturgie und für den Vilmar'schen Amts- und Amtsgnadenbegriff zu treffen. Er sprach von „einem Sprung in die Amtsorthodoxie," der gespornt werde „durch Parteistellung oder Alterthümelei, oder durch Verlangen nach Harmonie zwischen Berufspflicht und Ueberzeugung." Er ging noch einen Schritt weiter und bezeichnete den „Sprung" als einen „Saltomortale," über welchem „hänge das Gericht des Wortes: Sie glauben selbst nicht, was sie sagen;" (ein Wort, welches man in protestantischen Gemeinden sehr oft auf ihre Prediger anwenden hört). Daran knüpfte er die üblichen Mahnungen, welche in der Warnung gipfelten: „Hüten wir uns vor revolutionären Anwandlungen. Es ist ein fremdes Feuer, welches die heilige Scheu vor der Obrigkeit frißt."

Dies war nicht bloß gegen die gerichtet, welche den „renitenten" Niederhessen ihre Sympathieen kundgegeben hatten und dafür vom hannoverschen Consistorio gemaßregelt worden waren. Wer die Tendenz der Rede gegen Neigung zur „Annäherung an Rom" nicht sofort gefühlt hatte, konnte sie bald darauf in dem Räsonnement finden, welches ein gleichgesinnter und vermuthlich der hannoverschen Kirchenbüreaukratie nahestehender „Correspondent" dem Organ der Partei

der staatskirchlichen Lutheristen, der Leipziger „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung," anläßlich dieses Vortrags eingesandt hatte. „Die Pfingstconferenz," schreibt der Mann, „hat nach einer Seite hin vom Hannoverschen Courier in einem Artikel aus Berlin, der sie mit der dort um dieselbe Zeit abgehaltenen Pastoralconferenz vergleicht, eine günstige Beurtheilung erfahren, bei der man an das Schriftwort zu denken geneigt wird: Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. „„Merkwürdig genug, heißt es hier, zeigte die Versammlung in Hannover im Allgemeinen ungleich mehr Achtung vor der Autorität der Staatsgesetze, als die Berliner, welche sich doch auf ihren echt preußischen und monarchischen Sinn so viel zugute thut. Es wird denn auch die Unerschrockenheit und der Freisinn der Herren Wölbling, Orth u. a. von den Ultramontanen in Lobeshymnen verherrlicht, während man von der Haltung der Hannoveraner wenig erbaut ist. Besonders der Vortrag des Sup. M. hat die klerikalen Hoffnungen auf eine feste Bundesgenossenschaft mit dem gesammten orthodoxen Protestantismus unangenehm enttäuscht... Besonnene Ueberlegung der kirchenpolitischen Fragen ist in den Augen der Ultramontanen schon gar nicht mehr gestattet; wer nicht der Regierung einen blindfanatischen Widerstand entgegensetzt, wird verdammt."" So nimmt sich das liberale Blatt der orthodoxen Geistlichen an. Wir haben von vornherein unsern kirchenpolitischen Standpunkt klargestellt, den Jesuiten

keine Sympathie und kein Bedauern gezollt, die Aufforderung zum gemeinsamen Handeln dem Staate gegenüber abgelehnt, und wie es insonderheit mit dem Vorwurf der Reichsfeindschaft steht, so ist darauf auf der Leipziger Conferenz treffend geantwortet."

Ich weiß nicht, ob die so oft sich hören lassenden Weissagungen von der nahen und raschen Zertrümmerung der „theuern Landeskirche" bloße Rhetorik waren, um die Zuhörer für die nachfolgenden Ermahnungen zur rettenden Arbeit an der Erhaltung der angeblich bedrohten Wohnung geneigter zu machen. Möglich, daß auch wirkliche Angst vor der Möglichkeit einer solchen Katastrophe dabei mitgewirkt hat. Es befand sich gewiß unter den Weissagenden und unter den Hörern kein einziger in einer solchen Lage, wie weiland „Vater Luther" „im Anfang des Evangelii," wo er mit Reuchlin sang: „ich habe nichts zu verlieren bei einem allgemeinen Umsturz; ich sitze in froher Hoffnung und kann nur dabei gewinnen." Vielmehr sahen sie sich alle, wie gleichfalls „unser Gottesmann Luther," nachdem er das Augustiner Kloster in Wittenberg annectirt hatte, im Besitze gesegneter Pfründen und meist zahlreicher Familien, und daher auch mit dem nachherigen fröhlichen Klosterbesitzer Luther in der Lage, bei einem Umsturze Alles verlieren zu können; sahen sich daher auch mit „Vater Luther" darauf angewiesen, nicht bloß die angeblich

herbeigesehnte Zerbröckelung der „Landeskirche," sondern auch jeden ernstlichen Widerstand gegen Eingriffe weltlicher Gewalt in die Freiheit „der Kirche" als „fremdes Feuer," als „Revolution" zu verabscheuen.

Das Weissagen der nahen Zertrümmerung der „Landeskirche" und der dann in die Hand zu nehmenden „Sammlung" einer „Frei-", „Volks-", „Bekenntniß-" und wer weiß welcher „Kirche" sonst noch, war seit den Annexionen so zu sagen Modeartikel geworden. In dem ersten Jahre nach denselben mag wirklich die gewohnte antipreußische und antiunionistische Färbung bei einem Bruchtheil der hochehrwürdigen Herren, namentlich einiger noch nicht in die Alltäglichkeit des consistorialen Schablonismus eingerosteter „Landprediger," die Phantasiegebilde einer „frischen und fröhlichen Freikirche" genährt haben. Tendenzvolle Tractate und Erzählungen von dem Heroismus einiger Prediger der luthristischen Separation in Altpreußen ließen diese ihre Helden in der Gloriole von Märtyrern und die Entstehung der dortigen luthristischen „Freikirche" in dem Morgendufte einer frischen und fröhlichen Entwickelung erscheinen. Indeß die widerwärtigen Zänkereien, die bald in jener Secte entstanden, der egoistische Ehrgeiz der souveränen Pastoren, deren jeder wie ein irrthumsloser Papst sich geberdete und mit Bann und Interdict um sich warf, und die hieraus resultirende beständige Zersplitterung in neue Sectlein ernüchterten doch allmählich. Noch allgemeiner kühlte das Fiasco ab, welches der höchst ungeschickt angegriffene Versuch

einer Unterstützung einiger renitent gewordenen und abgesetzten niederhessischen Prediger machte in Folge der Maßregelung der Betreffenden seitens der hannoverschen Kirchenbüreaukratie. Diese stritt vielleicht in diesem Falle pro focis et aris, angesichts nämlich des unmißverständlichen Stirnrunzelns der cultusministeriellen Allmacht, hatte überhaupt aber den wenigen Orthodoxen gegenüber stets einen männlichen Muth bewährt. (Hiermit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselbe auch einigemal den Versuch gemacht hat, protestantenvereinliche Prediger abzuweisen.)

Wenige Jahre Gewöhnung an die Untergebenheit unter den preußischen Cultusminister hatten hingereicht, die geringe Sympathie, die für das sogenannte „Freikirchen"-Wesen vielleicht hie und da vorhanden gewesen sein mochte, auszumerzen. Es wollte mir, wie gesagt, zuweilen scheinen, als gebrauche man die stereotypen Weissagungen ungefähr so, wie die römischen Mütter seiner Zeit das Hannibal ante portas gebraucht haben sollen.

Sogar der preußischen Regierung gegenüber schien man von gewisser Seite her die Weissagung von der „Zertrümmerung der Landeskirche" als Druckmittel gebrauchen zu wollen, etwa ähnlich, wie einst die kursächsische Diplomatie, das Recept „Vater Luthers" befolgend, in ihren Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe das Gespenst des Volksaufruhrs an die Wand zu malen pflegte, um Concessionen zu Gunsten der luthrischen Revolution zu erpressen. —

Die „Pfingstconferenz" war durch den Vortrag

eines der Kirchenbüreaukratie zwar ergebenen aber doch eine gewisse Selbständigkeit sich wahrenden Superintendenten über die Frage unterrichtet worden: „Was haben die Pastoren der hannoverschen Landeskirche dem Gesetze vom 9. März gegenüber zu thun?" Das in Rede stehende Gesetz war das die obligatorische Civilehe einführende Gesetz. Der Vortrag, welcher sich „durch seine lichtvolle Darstellung den Dank der Versammlung erwarb," hatte zuletzt die heikle Frage berührt, ob dem Verächter der (protestantischen) kirchlichen Trauung nur die kirchlichen Ehren- und Wahlrechte zu entziehen seien, oder ob auch die „Excommunication" über ihn verhängt werden müsse.

Hierüber entstand eine Discussion, die trotz des Widerspruches der damals freilich erst in den Windeln liegenden „Mittelpartei" und der anwesenden Consistorialen schließlich mit der Annahme einer These seitens der Majorität endigte, welche die „Excommunication" für die zu verhängende Strafe erklärte. Die Orthodoxen hatten diesmal noch ein gewisses Uebergewicht gezeigt.

Bezeichnend war nun die Berichterstattung hierüber in dem Luthardtschen Blatte. Aus jedem Satze derselben blickte der „Mittelpartei"-Mann hervor. Diejenigen, welche gegen diese These Widerspruch erhoben hatten, waren fast durchweg Leute, die man einige Zeit später in dem Fahrwasser der von der Kirchenbüreaukratie auf die Beine geholfenen „Mittelpartei" schwimmen sah. Vielleicht lag den Bedenken, Einwürfen u. s. w., welche vorgebracht wurden, bereits

eine auf consistorialen Wink hin erfolgte Verabredung zu Grunde. Die Feder des Berichterstatters schreibt denn auch in offenbarer Uebereinstimmung mit diesem Vorgehen: „Daß diese Frage (Ausübung der Kirchenzucht) noch nicht spruchreif ist, zeigte die Debatte.“ Ob vollends die Excommunication „das geeignete Mittel“ sei, um die Heiligkeit der Ehe zu schützen, „dies schien um so zweifelhafter“ — nämlich den Männern der Kirchenbüreaukratie und der von dieser zur Geburt zu befördernden „Mittelpartei“ — „als das Wort Excommunication selbst noch einer Verdeutschung bedarf.“ Die „Mittelpartei“-Männer durften ja so wenig als die Kirchenbüreaukratie diese Art von Kirchenzucht billigen, da sie dem Ministerium Falk sich angenehm zu machen angewiesen waren, falls sie in der Regierung der hannoverschen Abtheilung der preußischen Staatskirche sich erhalten bezw. in dieselbe hineinbefördert sehen wollten. Selbstverständlich durfte man diese Tendenz auf der Conferenz nicht gar zu deutlich durchblicken lassen. Man warf sich daher auf das Wort Excommunication; und es gelang in der That, eine Verwirrung hinsichtlich der Bedeutung desselben herbeizuführen und so den Beweis zu liefern, daß die Conferenz über den Begriff desselben sich nicht klar sei. Irgend Jemand stellte die Behauptung auf, Excommunication sei das „Verdammungsurtheil über solche, welche von dem Leibe Christi ausgeschieden werden,“ und rief dadurch selbstverständlich die Opposition derer hervor, welche die Bestimmung der Schmalkaldischen Artikel im Gedächtniß

hatten, in welcher die excommunicatio major ausdrücklich beseitigt und nur die excommunicatio minor angenommen wird, „welche die offenbaren und hartnäckigen Sünder nicht zum Sacrament und Communion der Kirche zuläßt, bis sie sich bessern und die Verbrechen meiden.“

„Auch hier,“ so orakelte nachher der mittelparteiliche oder consistoriale Berichterstatter, „zeigte es sich daher deutlich, wie noth es thut, daß unsere Landessynode die Frage im Wege der Kirchengesetzgebung regelt.“ Auf der „Landessynode“ aber hatte die Kirchenbüreaukratie gegründete Aussicht mit Hülfe der im Werden begriffenen Mittelpartei die „Hyperorthodoxen“ an die Wand und ihre der preußischen Regierung sich gefällig machenden Amendements durchzudrücken. „Möge die Regierung,“ fährt daher der Berichterstatter, nach Berlin hin gewandt (— dort wurde das Luthardtsche Organ nicht bloß gelesen, sondern auch gut mit Nachrichten bedient —), „möge die Regierung sich der Verantwortung bewußt sein, welche sie dem bekümmerten Volksgewissen (— ! ? —) gegenüber hat. Es gilt heillosen Verwirrungen vorzubeugen und Erschütterungen zu vermeiden, durch welche das krachende Schiff der Landeskirche leicht in Trümmer auseinander fallen kann.“ Das „bekümmerte Volksgewissen“ existirte natürlich nur in der Phraseologie des Berichterstatters; nicht minder die Gefahr der „heillosen Verwirrungen“ und des „in Trümmer Gehens“ der „Landeskirche.“ In Berlin kannte man seine Pappenheimer im Hannoverschen denn auch gut

genung, um sich nicht durch Wortkanonaden beunruhigen zu lassen. Die Folge rechtfertigte diese heitere Ruhe. Mit Hülfe der „Mittelpartei“ setzte die Kirchenbüreaukratie in der „Landessynode“ das neue Trauungsgesetz ohne viel Lärm und Schwierigkeit durch, und die ganz unter den Einfluß derselben gerathene „Pfingstconferenz“ entsprach ihren Erwartungen und „trat still zur Seite.“

Das Organ der „Rechtspartei Hannovers“ — so nannte sich die von andern als „welfisch“ und „reichsfeindlich“ denuncirte Oppositionspartei in der Provinz —, die „deutsche Volkszeitung“ unterzog diese Haltung der „Pfingstconferenz“ einer Besprechung, in der ziemlich bittere Wahrheiten zu lesen waren.

„Auf den weltlichen Arm sich zu stützen, war so sehr die Regel, und ist so sehr in Fleisch und Blut lutherischer Kirchen übergegangen, daß die meisten unserer Theologen noch jetzt, trotz tüchtiger Denkzettel, das Heil der Kirche von Ministern hoffen. Denn vom Minister kam, so wähnen sie, das Unglück. Ein neuer Minister könne, so meinen sie, die süße Stille und den Frieden der Hierarchie mit Hülfe der Staatsgewalt wieder herbeiführen.

„Sollen wir uns wundern, wenn der deutsche Liberalismus vor einer Kirche keine Achtung hat, welche sich an die Schleppe der Macht hängt und überall nach Polizei ruft? Wir können es nicht, denn wir achten ein solches Gebahren selbst nicht. Wo in der Welt kann ein Minister die Kirche schädigen, wenn diese Männer hat? Und sollen wir uns wundern,

wenn dieser Liberalismus, wenn er gegen Ministerien und Camarillen anstürmte, zugleich auf die Kirche losfahren lernte, welche an deren Fersen hing, und welche den armen Leuten und Demokraten die Wahrheit zu sagen, vor den Mächtigen der Erde aber nur sich allerunterthänigst zu bücken verstand?

„Wer diese Blätter las, wird wissen, daß der augenblickliche Kampf, anscheinend ein Sturm im Glase Wasser, sich gegen das Trauungsgesetz vom 6. Juli 1876 richtet.

„Dieses selbst aber ist nur ein neuer Schritt auf dem Wege, den die Consistorien in Hannover, in der besten Absicht, der Kirche wirklich zu dienen, — mit sicherer Hand die Landeskirche dennoch hinab führen. Das liegt einfach in ihrer Stellung. Sie sind vorwiegend Staatsbehörden. Beachtet man dies, so wird man gerecht urtheilen lernen.

„Die Consistorien glaubten ohne Frage selbst, ein Unglück zu verhüten, als sie in die Synode drangen, dieses Trauungsgesetz, in welchem die Kirche die Eheschließung dem Staate überliefert, anzunehmen.

„Hier allerdings begegnet uns nun das Auffallende und so Verwirrende, daß die alte eigentlich conservative von Petri begründete Partei der hannoverschen Geistlichkeit ihre conservativen Principien verleugnet! Wie die preußischen „Conservativen“ sich dem Ansturm des Nationalliberalismus von Oben beugten, so diese Partei der Geistlichen, die Partei der Pfingstconferenz, dem Druck der Behörde. — Man hat keine Ursache, zu richten. Man wird sich scheuen, in diesem

Weichen — wo doch einfaches Feststehen den Sieg der alten Ordnungen verbürgte und den Anprall zurückwarf — einen Mangel der Treue zu finden. Es sind in dieser Partei Namen, welche man immer ehrt. Wir werden wohl thun, nur mangelnde Uebersicht zu beklagen.

„Mit einem Wort, diese alte und einst stramme conservative kirchliche Rechtspartei, welcher ein Petri Stifter und Halt war, zeigte sich plötzlich erweicht. Sie war ihrer Aufgabe ferner nicht gewachsen. Sie war der Aufgabe nicht gewachsen, weiter zu führen. An einem bestimmten Punkt angelangt, stockte sie. Es war dies in dem Moment, als ein neues Blatt der Geschichte vielleicht schon aufgeschlagen wurde, als auf die Gefahr hin, mit dem landesherrlichen Kirchenregiment brechen zu müssen, festgestanden werden mußte. — Die Partei trat still zur Seite."

Hinsichtlich der mehrerwähnten „Mittelpartei" kann ich mir nicht versagen, eine Berichterstattung hier folgen zu lassen, welche offenbar aus einer den Consistorialen und der Partei selbst nahestehenden Feder seiner Zeit über die Geburt derselben in dem Blatte des Leipziger Theologieprofessors Ludthardt zu lesen war.

Nachdem berichtet worden, wie für die Bildung dieser Partei „längst alle Kräfte vorhanden" gewesen seien, und „es nur des zusammenschließenden Actes bedurft" habe, heißt es weiter: „Wir sehen in der

That, daß zum mindesten in den leitenden Kreisen von Kirche und Schule die Partei über nicht unansehnliche Kräfte zu gebieten hat. Unter den veröffentlichten Namen bemerken wir: die Superintendenten Schulz, Schünhoff, Guden, Fienemann, Beer; die Gymn.-Directoren Haage und Ebeling; die Sem.-Directoren Müller, Köchy, Knocke u. a. Das sind Männer, bei denen die gediegene Wissenschaftlichkeit und das warme Herz für das Evangelium landkundig ist, nicht minder aber auch der Umstand, daß sie fast alle erst in den letzten Jahren in ihre jetzigen Aemter eingerückt sind. Es wird daher wohl kein fehlsamer Schluß sein, wenn wir die Meinung aussprechen, daß wie ihre Träger so auch die Partei selbst eine persona grata ist. Wir sagen dies nicht, um zu verdächtigen, sondern um weiter die andere Meinung, ja wenn es möglich wäre den Wunsch auszudrücken, daß die Regierung aus diesen, d. h. aus ihren eigenen Kreisen die zwölf „königlichen" Mitglieder der Landessynode ernenne. Wir sprechen dies aus, weil wir klare Verhältnisse, nicht weil wir an sich Pflege der uns unliebsamen Institution einer gedoppelten Regierungsvertretung wünschen. Wir möchten nicht die Täuschung aufkommen lassen, als ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Regierung jemals ein Regulator sein könnte, der über den Parteien stehend, das Gleichgewicht der Kräfte herstellt. Sie ist selbst Partei mit bestimmtem Programm und bekannten Traditionen; sie wird daher andere Parteien nur insoweit begünstigen, als dieselben ihren Zwecken dien-

sam werden können. Das ist bei der „kirchlichen Mittelpartei“ der Fall, und zwar schon dadurch, daß diese programmmäßig die „Verquickung des Politischen mit dem Kirchlichen, sowie die confessionellen Schroffheiten“ perhorrescirt, d. h. wenn wir diese Negationen richtig verstehen: eine preußenfreundliche und föderative Richtung verfolgt. Abendmahlsgemeinschaft will sie mit Lutheranern in der Union grundsätzlich pflegen; Reformirte will sie gastweise zum Sacrament zugelassen wissen. An den Bekenntnissen will sie festhalten, jedoch in dem milden Sinne der, irren wir nicht, sächsischen Verpflichtungsformel. Denn sie will auf dem Grunde des Evangeliums stehen, „wie es in der H. Schrift enthalten und in den Bekenntnissen unserer Kirche bezeugt ist.“ Es wird wohlgethan sein, wenn wir für heute mit unserem Urtheil über diese noch so junge Partei zurückhalten; nur die Bemerkung sei uns noch gestattet, daß bei ihr die „Urbanitas“ in Licht und Schatten überwiegt; die Landgeistlichen sind auf dieser Seite bis jetzt nicht vertreten.“

Der in dieser Berichterstattung ausgesprochene Wunsch, die preußische Regierung möge das Dutzend „königlicher“ Mitglieder der hannoverschen Provinzialsynode aus der „Mittelpartei“ nehmen, und der diesen Wunsch begründen sollende Zusatz, daß ja diese Partei zu den „eigenen Kreisen“ der Regierung zähle, lassen den Bericht unschwer erkennen als das Machwerk eines der Mittelparteimänner selbst.

Der zweite Tag der „Pfingstconferenz" wurde in den letzten Jahren meiner Theilnahme an derselben einer neu aufgebrachten Modesache gewidmet, der sogenannten „inneren Mission." Einige Worte zur Orientierung mögen gestattet sein.

Beinahe in demselben Maße, wie man seitens der Kirchenbüreaukratie geschäftig war, die Reste von alten Riten und Rechten der Kirche, welche die luthrische Revolution und die derselben folgende Auswirkung ihrer Prinzipien bis dahin noch übrig gelassen hatte, preiszugeben, bemühte man sich andererseits, der „inneren Mission" auf die Beine zu helfen.

Dieses neue Geschäft hatte man in der „Landeskirche" bis vor wenigen Jahren nicht einmal dem Namen nach gekannt, geschweige daß die hohe Kirchenbüreaukratie sich desselben angenommen. Während bislang nur eine „Mission" unter Nichtchristen bekannt gewesen und von der hohen Kirchenbüreaukratie keineswegs liebend behandelt worden war, sah man plötzlich in dem Kreise, welcher von den im hohen Consistorio zum leitenden Einflusse gelangten Herren abhängig war, oder doch beeinflußt wurde, eine unruhige Vielgeschäftigkeit in Gang kommen, die allem Anscheine nach dem Bedürfnisse entsprang, die geschehenen Preisgebungen in Vergessenheit gerathen zu lassen und den angerichteten Schaden wo möglich zu repariren. In verhältnißmäßig kurzer Zeit entstanden in der Stadt Hannover nach und neben einander verschiedene kostspielige Gebäude, die sämmtlich der neuen Modesache dienen sollten.

Es existirte daselbst seit längerer Zeit eine Stiftung, welche in wirklich christlicher Weise, ohne Reclame und ohne Lärmtrommel im Verborgenen segensreich wirkte, das Friderikenstift. Hier fanden Kranke und Alte Pflege, arme Kinder Unterricht; ein Geistlicher sorgte für die religiösen Bedürfnisse und hatte zugleich die Gefangenen zu pastoriren. Im Stillen waren dieser Stiftung die Liebesgaben zugeflossen, sie hatte gewirkt und war gefördert worden, ohne daß die Kirchenbüreaukratie sonderliche Sorge und Gunst ihr zugewendet gehabt hätte. Man sagte, daß sie des seligen Petri Liebling geblieben, eben wegen ihrer stillen und verborgenen Wirksamkeit, auch nachdem jene aus dem halb officiell, halb officiös geheizten neuen Treibhause emporgeschossenen Anstalten die hannoversche Welt mit ihrem Geschrei und ihrer zudringlichen Propaganda zu erfüllen begonnen hatten.

Je weniger man von dem Friderikenstift in der Oeffentlichkeit gehört hatte und hörte, desto lauter wurde die Lärmtrommel für die neue Modesache geschlagen. Mein seliger Vater äußerte, wenn in unsern Gesprächen die Rede auf dieselbe kam, das Bedenken, daß diese plötzliche Unruhe und Vielgeschäftigkeit etwas Krankhaftes und Ungesundes an sich habe.

Man würde nämlich außerordentlich fehlgehen, wenn man aus dieser Erscheinung den Schluß ziehen wollte, die „innere Mission" sei die organisch gewachsene reife Frucht eines im protestantischen Volke vorhandenen, dasselbe bewegenden und treibenden charitativen Lebens. Das gerade Gegentheil davon

ist Thatsache. Nicht einmal in der Predigerschaft hatte diese neue Modesache Wurzeln, wie sie auch aus derselben nicht hervorgegangen ist. Sie wurde durch die Kirchenbüreaukratie, welche früher jede Regung eines geistigen Lebens in Pastoralconferenzen und Missionsfesten (für Heidenmission) nach Kräften niedergehalten hatte, gleichsam von außen her importirt.

Den Anfang — es sind jetzt zweiundfünfzig Jahre her — bildete die Herrichtung sogenannter „Diakonissenhäuser." Die hannoversche „Landeskirche" und Kirchenbüreaukratie ist indeß gänzlich unschuldig daran; in Hannover gründete man erst vierundzwanzig Jahre später (1860) ein „Diakonissenhaus," nachdem sechszehn solcher Anstalten im übrigen Deutschland erstanden waren.

Wäre man in den Kreisen der „inneren Mission" ehrlich, so müßte man das Geständniß ablegen, daß die Diakonissensache überhaupt nur eine späte Copie dessen ist, was man seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche sich hatte bethätigen sehen. Jene Bewegung, welche im Protestantismus seit den dreißiger Jahren als „Wiedererweckung des Evangelii" und unter andern Bezeichnungen hie und da sichtbar wird, dürfte ihre Entstehung nicht zum geringsten Theile der Saat verdanken, welche durch den Kreis der Fürstin Gallitzin ausgesäet worden war.

Aehnlich verhält es sich mit der Entstehung der „inneren Mission." Der Anblick der vielseitigen Entfaltung der Charitas in Orden, Congregationen,

Bruderschaften, Anstalten u. s. w. innerhalb der katholischen Kirche hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, daß man auch außerhalb der Kirche, im Protestantismus, endlich daran ging, nachzumachen, als die Noth äußerer Bedrängnisse den Protestanten den Mangel jeden charitativen Lebens fühlbar machte. In England war es zuerst Elisabeth Fry, welche sich um die weiblichen Gefangenen bemühte. In Deutschland bildeten sich während der Freiheitskriege weibliche Vereine zur Krankenpflege. Zuletzt kam man auf den Gedanken, die weiblichen Congregationen innerhalb der Kirche zu copiren. Glücklicher Weise fand man bei den holländischen Mennoniten einen Namen, dessen man sich bedienen konnte. Dort bestand die Einrichtung einer weiblichen Armenpflege durch Frauen, die man „Diakonissen“ nannte.

Den Schein natürlich, als copire man Katholisches, wollte man vermeiden. Der Namen „Diakonisse“ führte ja auf die Schrift: man ging zur Quelle und fand eine „schriftgemäße Basis,“ über welche wir uns weiter unten aus einem, wie gewöhnlich, „lichtvollen“ Vortrage auf der hannoverschen „Pfingstconferenz“ unterrichten lassen wollen. Nachdem die Sache vielfach besprochen worden, wobei sich die edle Hamburgerin Amalia Sieveking und der bekannte Freiherr von Stein hervorthaten, gründete endlich 1836 in Kaiserswerth unweit Düsseldorf Prediger Fliedner das erste protestantische „Diakonissenhaus,“ zur „Wiederherstellung des Diakonissenamtes der apostolischen Kirche.“

Seitdem sind bis 1880 31 „Diakonissenhäuser" in Deutschland entstanden, welche ungefähr 3000 „eingesegnete" und 2000 „nicht eingesegnete" Schwestern beschäftigen.

In Hannover wurde 1860 ein großer und kostspieliger Bau aufgeführt, Henriettenstift genannt, und zu einem „Diakonissenhause" bestimmt. Das damalige Königshaus soll viel dazu beigetragen haben. Es hieß, die Königin habe es gestiftet und große Capitalien demselben zugewandt. Dem schien zu widersprechen, daß alsbald ein Regen von ausgeschriebenen Collecten für diese Anstalt aus der Kanzlei der Kirchenbüreaukratie sich über die erstaunten Gemeinden ergoß, die nie etwas von „Diakonissen" gehört hatten und den Nutzen jener kostspieligen Bauten selbstverständlich nicht einsehen wollten.

Da die „Diakonissensache" so wenig als die übrigen Pflänzlinge des neuen, „innere Mission" genannten Treibhauses eine Wurzel im Volke hatte, so sah man in den interessirten Kreisen bald ein, daß mittelst kirchenbüreaukratischen Hochdrucks auf die Predigerschaft gearbeitet werden müsse, wenn man die neue Modesache dem Volke bekannt machen und, was die Hauptsache war, Gelder von den Gemeinden herausbringen wollte, um die neuen Anstalten über Wasser zu halten. Dieses Bedürfniß bereicherte die immer mehr unter den dominirenden Einfluß der Consistorialräthe und ihres Anhangs gerathende „Pfingstconferenz" mit Vorträgen über „innere Mission."

Man konnte sich überdies nicht mit dem einen

kostspieligen Bau des „Henriettenstifts“ begnügen. Die erwachte Vielgeschäftigkeit bedurfte eines brillanten „Vereinshauses“ für den neu in's Leben gerufenen „evangelischen Verein.“ In dem Saale dieses Hauses wurden dann Vorträge gehalten, in denen vor Allem die leitenden Consistorialräthe ihr Licht leuchten ließen.

Eine Reihe anderer Anstalten „schossen wie Pilze aus der Erde,“ wie gelegentlich ein orthodoxer Amtsbruder vom älteren Kaliber im Unmuthe über „die ewigen und immer neuen“ Sammlungen für diese Anstalten sich mir gegenüber äußerte.

Es war in der That oft keine angenehme Aufgabe, immer neue Collecten für neue Bauten und Bedürfnisse der „inneren Mission“ einsammeln zu sollen. Die consistorialen Ausschreiben, die an- und zudringlichen Reden auf den Conferenzen, die Registerführung über Namen und eingelieferte Beiträge in dem neugeschaffenen Organ der neuen Geschäftigkeit, in dem „Hannoverschen Sonntagsblatte,“ überhaupt die ganze Hochdrucksschraube, welche in Bewegung gesetzt wurde, um die Predigerschaft dahin zu bringen, dem Volke für jene demselben ganz fremden und fernliegenden Dinge Interesse einzuimpfen — dieser ganze Apparat war keineswegs darnach angethan, „die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit“ wegzuschaffen, welche nach dem Geständniß eines Berichterstatters des Luthardtschen Blattes „den Bauer immer irgendwie befällt, sobald es sich um Geldsachen handelt.“ Meine Kirchenvorstände sowohl in Urbach als auch vorher

in Steigerthal und Buchholz haben mir wiederholt erklärt, daß die Gemeinden unwillig über die beständigen Collecten seien, die für Anstalten und Dinge eingesammelt würden, die vielleicht den Herren in Hannover, nicht aber ihnen irgend welchen kirchlichen Nutzen brächten.

Was speciell die „Diakonissen“-Anstalt betrifft, so war es mit großen Kosten für eine Gemeinde verbunden, einen Kranken in deren Hospital unterzubringen, oder eine Diakonisse zur Pflege zu bekommen. Für die Armen selbst waren die Kosten unerschwinglich. Im Grunde kam die Anstalt nur den Reichen und Vermögenden zu Statten, während die wirkliche Armuth bei dieser mit solcher überstürzenden Hast die Geldbeutel des Volkes bedrängenden „innern Mission“ wenig Hülfe fand. Wegen der Kosten, die es eingezogenen Erkundigungen zu Folge machen würde, mittellosen Kranken die Pflege von „Diakonissen“ oder im „Diakonissenhause“ zu verschaffen, habe ich während meiner Amtsführung den mehrfach durch die Noth nahegelegten Gedanken, bei der „inneren Mission“ für Kranke Hülfe zu suchen, jedesmal wieder aufgeben müssen. Während meiner achtzehnjährigen Dienstzeit konnten die verschiedenen Gemeinden, in welchen ich gearbeitet habe, nie eine Diakonisse zu sehen bekommen, geschweige von deren Dienste sich überzeugen. Es ist mithin sehr erklärlich, daß die Leute den ausgeschriebenen Collecten gegenüber immer schwieriger wurden.

Diese an und für sich gewiß lobenswerthen Be-

strebungen für „innere Mission“ kranken eben an dem Schaden, daß sie im eigentlichen Volke Wurzeln weder hatten noch treiben konnten. Sie waren gutgemeinte Treibhausgewächse. Daher auch die beständige Klage, daß es an solchen fehlt, die sich dem neuen „Amte“ unterziehen. Mit Hast sollte das Interesse dafür eingeimpft werden, und wenn das nicht gelang, so waren gewisse Eiferer gleich bereit, die Schuld davon dem „mangelnden Interesse“ der betreffenden Prediger zuzuschreiben. —

Es lag mithin für die Leiter der „inneren Missionssache“ sehr nahe, der „Pfingstconferenz“ durch kundigen Mund einen Vortrag über die „Diakonissensache“ serviren zu lassen. Der Prediger am „Diakonissenhause“ war hierzu gewiß eine sehr geeignete Person.

Ueberraschend war in dem „lichtvollen und anregenden“ Vortrage die Entdeckung, welche der Redner gemacht hatte und plausibel zu machen sich bemühte, daß das „Diakonissenamt“ dem Pfarramte unentbehrlich sei, und zwar namentlich deshalb, weil es zur „Sammlung“ diene, „zur engen Zusammenschließung der Gemeinden.“ Die Gemeinden seien zersplittert, die Prediger seufzten unter ihrem Amte, sie könnten nicht, was sie wollten, sie könnten vor Allem nicht „sammeln.“ Das klang fast darnach, als wollte der Redner innerhalb der „landeskirchlichen“ Gemeinden noch wieder besondere Gemeindlein, vielleicht sogenannter „Erweckter“ — „sammeln.“ Vielleicht aber kam der Hintergedanke, der dieser empfoh-

lenen Sammlung zu Grunde lag, in dem Satze zum Vorschein, daß „die Zukunft vielleicht der Freikirche angehöre." Er fuhr fort: „da gelte es, die sammelnden Kräfte zu pflegen," zu denen auch „die dienenden Schwestern" gehörten. In diesen „streckt der treue Hirte die Arme aus nach der zerstreueten Heerde; im Anschlusse an das Amt halten und stärken sie die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens." Da wurde also den „Diakonissen" zugewiesen, was sonst als Sache des „Amts," des „Predigtamts" bezeichnet wurde. Der Redner ging noch einen Schritt weiter. Er bezeichnete die „Diakonissen" als eine „aufhaltende" Macht. Offenbar schwebte ihm das κατέχον des Thessalonicherbriefs vor, das die Erscheinung des Antichrists Aufhaltende! Das „Diakonissenamt," behauptete er, sei einer der wichtigsten Punkte, wo der sich immer enger um die „Kirche" zusammenziehende „Cordon" der sie belagernden feindlichen Mächte „fort und fort durchbrochen, der Weg zum Volke und in die Familie durchbrochen wird." Eine eigenthümliche Vorstellung, welche „die Kirche" offenbar außerhalb des Volks und der Familien postirte, zu denen sie sich durch die Belagerungsarmee der „Presse und Parlamente" hindurch mittelst der „Diakonissen" den Weg bahnen muß. „Die Diakonissen sind in großen Gemeinden unentbehrlich, auch für das Pfarramt," lautete eine weitere Erklärung des Redners. Wie so? Sie geben nicht bloß Kunde, wo Kranke sind, sondern „geben auch gute Winke, wie das Kreuz getragen wird, wie die Familien-

glieder stehen." Eine gewiß bedenkliche Aufgabe, meinte mein Nachbar bei dieser Erörterung.

Interessant war auch die „exegetische Begründung des Diakonissenamts." Das Christenthum und das Weib haben beide ihre Macht im Dienen, erklärte der Redner. Das Weib soll eine Gehülfin sein und nicht herrschen; so fordert es das Evangelium und gibt damit dem „Diakonissenamt" Grund und Boden, Fug und Recht; und wenn in diesem Fundament ein Irrthum wäre, so müßten wir an diesem Amte irre werden. Allein Krankenpflege u. s. w. ist nichts Unchristliches und Unweibliches, sondern fördert christliches und weibliches Wesen. Das „Diakonissenamt" ist „daher" so alt als das Christenthum selbst. „Denn das Neue Testament weiß nicht bloß von frommen Frauen überhaupt, sondern zeichnet uns vielmehr in der Phöbe genau den Typus einer Diakonisse mit festen Strichen."

Dann folgte ein überaus dürftiger geschichtlicher Excurs, in welchem mir zweierlei auffiel. Erstlich, daß der gelehrte Herr „Diakonissen" in der griechischen Kirche bis zum 12. Jahrhundert fand, während er „in der römischen Kirche alle Bestrebungen gemeinchristlicher Diakonie durch das Klosterwesen absorbirt" werden ließ und z. B. die Beguinen in einen Topf mit den „herrnhutischen Schwestern" warf; und sodann, daß er sogar in der „Reformation" „Anfänge des Diakonatsamts" entdeckt hatte, nämlich: „Luther selbst hat Pestkranke gepflegt." Diese letztere Entdeckung ist gewiß geeignet, den Wissenden ebenso sehr

mit Heiterkeit zu erfüllen, als wie die Behauptung, welche mit ihrer Hülfe begründet werden sollte. Fast noch erheiternder wirkt die in einem Athemzuge folgende Selbstcorrectur, daß „nur das Fehlen der Personen" Luthern gehindert habe, die Hand an's Werk zu legen. „So bewährt sich denn das Diakonissenamt," decretirte zuletzt der Redner, „nicht nur nach der Schrift, sondern auch nach Geschichte und Anschauung unserer Kirche als eine von Gott gewollte Ordnung."

Die Tonart, in welcher dieses Alles vorgetragen wurde, verrieth, daß der Redner von der Gewichtigkeit seiner Leistung und der Irrthumslosigkeit seiner Behauptungen durchdrungen war.

Ich kann den langen gutgemeinten Vortrag hier nicht weiter verfolgen. Nur den wunden Punkt des Ganzen will ich berühren, daß es nämlich nach dem Geständniß des Redners an der Hauptsache fehlt, an den Personen, welche Diakonissen zu werden wünschen. Insbesondere verdient das Geständniß hervorgehoben zu werden, daß die Mädchen, von denen man es am ersten erwarten sollte, daß sie „Diakonissen" würden, die Pfarrerstöchter, am wenigsten kämen.

Schließlich bürdete Herr U. den Predigern die Zumuthung auf, Mädchen in die Pfarrhäuser einzuladen und aufzunehmen und gemeinsam mit ihren Frauen denselben Anleitung in der „weiblichen berufsmäßigen Diakonie" zu geben. Von der Regierung könne man nicht erwarten, daß sie die zahlreichen Damenklöster des Landes, welche stiftungs- und sach-

gemäß sich der Diakonie widmen könnten, in eine „fremdartige Verbindung" bringen werde. Die Hospitäler aber als Ausbildungsstätten zu benutzen, das werde der Säckel „der in diesem Punkte meist engherzigen Gemeinden" nicht gestatten.

Am Schlusse der Debatte trat ein gewisser Prediger v. Bodelschwingh aus Bielefeld auf, um die Geldbeutel der Anwesenden für seine Anstalt für Epileptische zu öffnen. So gut und empfehlenswerth derartige Anstalten an sich sind, so ungünstig war der Eindruck, den die Art und Weise des Redners auf mich machte. Jene arrogante Zudringlichkeit und jenes anmaßende Belehrenwollen, welches ich schon wiederholt an Predigern, Colporteuren, Sammlern beobachtet hatte, die aus dem Altpreußischen herüberkamen, schwächte auch bei diesem Manne die Wirkung seiner Leistung nicht wenig ab.

Dieser Mann machte auch den Versuch, die Wirksamkeit der katholischen Barmherzigen Schwestern in ein schlechtes Licht zu stellen. Die römisch-katholische Kirche pflege nur Elitetruppen in's Vordertreffen zu schicken, nach dem protestantischen Berlin beispielsweise nur die geschultesten Schwestern, denen andere in dem katholischen Coblenz nicht das Wasser reichten. „Eine Taktik," fügt der hannoversche Correspondent des Luthardtschen Blattes hinzu, „auf welche der Redner grelle Schlaglichter fallen ließ." Diese Schmähung genügte indeß dem Prediger aus Bielefeld noch nicht. Ich bin überzeugt, derselbe würde Zeter und Mordio schreien über katholische

Proselytenmacherei, wenn eine Kreuz- oder Vincenzschwester einem protestantischen Kranken ein religiöses Wort sagen oder nur eine religiöse Andeutung geben würde. Da er dies nicht behaupten konnte, so entblödete er sich nicht, die in diesem Punkte geübte Zurückhaltung der katholischen Schwestern als „eine Barmherzigkeit" zu schmähen, „die von dem barmherzigen Samariter im Himmel fern hält, und die allerdings eine unbarmherzige Barmherzigkeit ist." Es gebe nicht wenige vornehme Kranke, die „eine Angst vor dem Worte Gottes" hätten „und daher um so lieber eine Barmherzige Schwester nähmen, von deren stets lächelndem Munde sie nie eine Andeutung, nie eine Frage zu erwarten hätten." — Interessant wäre es zu erfahren, ob die paar Diakonissen, die man auf das Drängen des großen Propagandamachers Rönneke, Gesandtschaftspredigers in Rom, endlich nach vielem Sträuben in die ewige Stadt aus Kaiserswerth geschickt hat, keine „Elitetruppen" und „geschulteste Schwestern" gewesen sind.

Das Geschwätz des Bielefelders richtet sich selbst bei allen, welche die Wirksamkeit der katholischen Schwestern und daneben auch die Wahrheit kennen, daß das Beispiel der um Christus willen dienenden Liebe viel mehr wirkt ohne Worte, als lange salbungsvolle Redereien und Bekehrungsversuche. — In einem luthrischen Convicte lag ein etwa dreizehnjähriger Knabe, Sohn eines Geistlichen, schwer krank. In Folge verkehrter ärztlicher Anordnung hatte man das arme Kind derartig hungern lassen, daß seine

Kräfte erschöpft waren, und auch das Eingreifen besserer ärztlicher Hülfe nicht mehr half. Am Sterbelager seines vorher so blühenden Knaben, der in lichten Augenblicken abwechselnd das Agnus Dei betete und seine Eltern zu beruhigen sich bemühte, trauerte der Vater. Die Dienst habende Diakonisse hielt es da für angemessen, mit allerlei frommen Reden von Ergebung in Gottes Hand auf diesen einzusprechen. „Endlich wurde es mir zu viel," erzählte mir der Geistliche, ein gläubiger, geistbegabter Mann; „ich weiß das Alles selbst, meine Dame; kräftige Nahrung für mein Kind wäre mir lieber gewesen." — Haben die „Diakonissen" vielleicht auch Anlage dazu, zu werden, was ein Mitbegründer der sogenannten Chrischona an den „Chrischonabrüdern" (Handwerkern) tadelt? daß sie aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machten und Pastoren geworden seien; „das heillose Predigen" müsse ihnen ganz untersagt werden.

Die „dienenden Schwestern" des hannoverschen „Diakonissenhauses" machten auf mich einen recht guten Eindruck, als ich sie einmal in ihrer Kapelle bei einander sah. Die Prediger der „Pfingstconferenz" waren nämlich an einem der Conferenztage eingeladen worden, Abends im „Diakonissenhause" sich einen Begriff davon geben zu lassen, wie man eine Vesper nach liturgischen Grundsätzen zu halten habe.

Man versammelte sich also zur festgesetzten Stunde

in besagter Kapelle. Die „Diakonissen“ hielten in dichter Schaar die vordersten Bänke des Schiffs besetzt und sangen kräftig und in dem bei vielen beliebten hüpfenden Rhythmus einen Gesang. Sonderbarer Weise stieg dann jemand auf die Kanzel und leistete eine Predigt. „Ohne das ewige Predigen,“ flüsterte einer meiner Hintermänner seinem Nachbar zu, „scheint's auch hier nicht zu gehen.“ Nach dem Amen derselben tauchte aus der an einer der Seiten des mehrere Stufen über das Schiff sich erhebenden Chors befindlichen Sacristeithüre die lange Figur des „bittern Johannes“ im weitärmeligen schwarzen Talar und einer ungeheuern weißen Halskrause hervor, auf welch letzterer das rasirte und mit einem sorgfältig in der Mitte gescheitelten und von Pomadenfülle weithin glänzenden Haarwuchse gekrönte Gesicht wie auf einem herodianischen Präsentirteller sich präsentirte.

„Der bittere Johannes“ war, wie mich sachverständige Damen in Hannover versichert haben, der stereotype Beiname, mit welchem das schöne Geschlecht des im „evangelischen Vereine“ sich zusammenfindenden Kreises der Hauptstadt den Prediger am „Henriettenstift“ bezeichnete. Der Name sollte den Charakter der Predigten desselben bezeichnen, welche, wie meine Gewährsmännin mich ebenfalls versicherte, „ganz die Bußpredigten Johannis des Täufers in der Wüste sind, den Kindern der Welt bitter, wie die bittern Kräuter beim Passahmahl der Kinder Israels, und wie die Heuschrecken, von denen der Bußprediger in

der Wüste lebte.“ Zufällig war Kaufmann N., ein guter Christ und nüchterner Geschäftsmann, Ohrenzeuge dieser geistvollen Charakterisirung. „Sind Sie überzeugt,“ redete er die fromme Dame an, „daß Ihr Doppelgänger des Täufers, Ihr „bitterer Johannes,“ auch von Heuschrecken und wildem Honig sein Leben fristet? Ich höre, daß er nebenbei durch Häuserspeculation ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht hat.“ — „Nun ja, die Selbsterhaltungspflicht gehört auch zu unsern Berufspflichten,“ — „Und in den siebenten Abschnitt des alten Landeskatechismus, von dem vermuthlich der glückliche Speculant und Bußprediger ein ganz besonderer Freund ist.“

Nachdem dieser Herr würdevoll dem „Altar“ zugeschritten und diesen, selbstverständlich ohne Verbeugung oder Kreuzeszeichen, bestiegen hat, beginnt die Orgel einen Cantus zu intoniren. „Wirklich,“ sage ich leise zu meinem Nebenmann, „es scheint, man wird hier psalmodiren.“ In der That stimmte der die Mustervesper haltende „Liturg“ anscheinend eine Antiphon an; irre ich nicht, so begann er mit dem Adjutorium nostrum (Unsere Hülfe ist im Namen des Herrn), selbstverständlich deutsch. Doch ich sollte mich sehr irren. Diese Mustervesper hatte weder Antiphon noch die Vesperpsalmen. Ein zweiter deutscher Versikel folgte dem ersten; die Schwestern respondirten frisch und gesangfest. Ein dritter folgte. „Nein, Psalmen gibt's nicht,“ raunte mein Nebenmann mir zu. „Vermuthlich wird nach einer Reihe von Versikeln gleich das Magnificat kommen.“ Aber

auch auf dieses warteten wir in dieser „liturgischen" Muster-„Vesper" vergebens. Zum größten Erstaunen von uns beiden stimmte der „Liturg" schließlich das Nunc dimittis in der lutherschen Uebersetzung an. Die Schwestern respondirten gut; der Wechselgesang klang schön. Aber das Alles ersetzte uns nicht den Mangel der Psalmen und des Magnificats.

„Das war also eine liturgische Mustervesper," redete mein Nebenmann draußen vor der Kapelle den „süßen Johannes," einen Namensvetter des „bittern Johannes" an, mit dem er gut bekannt zu sein schien. „Ja gewiß," war die Antwort; „haben Sie etwas daran auszusetzen? Es war doch Alles sehr schön." — „Sehr schön; sehr schön"; erwiederte mein Nebenmann noch ironischer. „Eine sehr schöne liturgische Mustervesper, in der zufällig alles das fehlte, was eine Vesper ausmacht." — „Was?" schnauzte der „süße Johannes" den Sprecher an, „Sie wollen kritisiren? Was verstehen Sie auf Ihrem Dorfe denn davon? Wir hier müssen doch wohl besser wissen, wie man eine liturgische Vesper hält. Es ist Alles unter Leitung auch der Herren Ober-Consistorialräthe so angeordnet und eingerichtet worden." — „Ah! meinen tiefsten Respect! Man hätte dann nur, um Mißverständnisse zu vermeiden, nicht ankündigen sollen: liturgische Vesper; denn bei dieser Bezeichnung denkt jeder, der einige liturgische Kenntnisse hat, an die alte kirchliche Vesper." — „Pah! was geht uns die an!" rief höhnisch der „süße Johannes." „Das Evangelium hat uns von dem päpstischen lästigen

Ceremoniendienst frei gemacht; wir construiren selbst unsere Liturgie." — „Aber nach welchen Prinzipien?" „Prinzipien? nun nach den Prinzipien unserer evangelischen Freiheit." — „Ausgezeichnet, Herr Amtsbruder," rief mein Begleiter, „ausgezeichnet; leben Sie wohl!"

Wir können von der „Pfingstconferenz" nicht scheiden, ohne auch „den süßen Johannes" noch etwas näher zu betrachten. Er war nicht bloß eine stehende Figur derselben, sondern auch eine „hervorragende," insbesondere am zweiten Tage in den Verhandlungen über „innere Mission," und nicht zu vergessen beim „Missionsfeste" draußen hinter Herrenhausen.

„Der süße Johannes" war nämlich der „evangelische Vereins-Geistliche," zugleich Schreiber des „Hannoverschen Sonntagsblatts" und eines luthersch gefärbten Kalenders, welcher vor Allem die Bestimmung hatte, einen andern Kalender gleicher Färbung auszustechen. Dieser andere Kalender stand nämlich wegen zweier Verbrechen bei den Consistorialen und Mittelparteimännern am schwarzen Brett. Sein erstes Verbrechen war dieses, daß er einen früheren aber vom hohen königlichen Consistorio gemaßregelten, irre ich nicht, auch schließlich abgesetzten Pastor zum Verfasser hatte, dessen Begabung, Wissen und Leistungen jene des „süßen Johannes" vollständig in den Schatten stellten — bei allen unparteiischen Leuten nämlich. Das zweite Verbrechen des auf den consistorialen

Index gesetzten lutherschen Kalenders war dieses, daß derselbe reichlich stark „welfisch“ und antipreußisch sich färbte. Das Volk, wenigstens in den Gemeinden, welche ich näher kennen gelernt habe, zog den vom „süßen Johannes“ anathematisirten „Grote'schen“ Kalender bei weitem vor.

„Der süße Johannes“ war auch der unvermeidliche Vortrager auf allen „Missionsfesten.“ Und eben die Art seines Vortragens hat ihm seinen süßen Beinamen eingetragen, indem, wie mir glaubwürdig versichert worden ist, das schöne Geschlecht unter seiner Zuhörerschaft vom Anblicken und Anhören des „süßen Johannes“ beinahe eben so bezaubert gewesen sein soll, wie dieser von dem Anblicke und den an ihm hängenden Augen seiner Zuhörerinnen.

Schreiber dieses muß leider bekennen, daß er den „süßen Johannes“ in einem längeren Vortrage nie gehört hat. Ich habe ihn wohl beginnen hören, fand aber immer frühzeitig das Bedürfniß, die freie frische Luft und den Gesang der Vögel mit der Rede des „Süßen“ zu vertauschen. Doch gerieth ich auch zuweilen noch in den Schluß eines seiner Vorträge hinein. —

„Die drei Vereine“ in Göttingen feierten ihr „Jahresfest.“ Die „drei Vereine“ waren „Gustav-Adolfs“-, „Bibel“-, „Missions“-Verein. Vormittags hatte in der St. Johanniskirche der damalige Superintendent H. in Göttingen die Predigt oder den Bericht gethan, Nachmittags war Versammlung auf dem Rohns, einem etwa drei Viertelstunde über

Göttingen am Hainberge gelegenen Wirthshause mit schöner Aussicht in das Leinethal und auf die gegenüberliegenden Kuppen des Drambergs, Sesebühels, Hohenhagen, Brackenburgs u. s. w. Selbstverständlich war der „süße Johannes“ von Hannover auf Kosten der Göttinger herbeigekommen, um hier über „innere Mission“ zu sprechen. Schreiber dieses war als Abgeordneter des „hohnsteinschen Zweigvereins“ anwesend. Auch diesmal wollte es das feindselige Geschick, daß ich wieder des Genusses entbehren sollte, welchen die Rede des „süßen Johannes“ versprach. Vor Beginn derselben — sie sollte im Saale des Hauses gehalten werden, und derselbige war zum Ersticken von Zuhörerinnen und einigen „Seelenführern“ derselben angefüllt — gerieth ich arglos auf die Veranda und fand dort einige alte Pastoren von benachbarten Dörfern, alte Freunde meines Vaters, bei gutem bairischen Biere sitzen.

„Ah! sieh da!“ rief mir Pastor v. H. aus Grone entgegen, „bist Du auch hier, alter Junge? Komm’, setz’ Dich her zu uns; was macht Dein Vater? wie geht’s Dir? Weißt Du, wir sahen uns zuletzt mit Sch. in Leipzig bei der lutherschen Conferenz; war auch verknalltes Pulver.“ Wer hätte da widerstehen können. Da saß neben dem freundlichen Sprecher auch Pastor K. aus Waake, der sich meiner so freundlich angenommen, als ich in Göttingen studirt hatte. Die frische Luft, die schöne Sicht, das gute Bier kamen dazu. Kurz, der „süße Johannes“ und die Rede, mit welcher er die Göttinger Damen drinnen

„weidete," waren und blieben vergessen. „Was sollen wir das Zeug anhören," scherzte der alte Pastor von H. „Es ist immer derselbe Brei. Aber sag' mal, ist's nicht eigentlich eine Ironie, daß wir Orthodoxe hier draußen sitzen und Bier trinken, während unsere Frauen und Töchter und andere fromme Seelen da drinnen sich erbauen an Gottes Wort?" — „Meinst Du," fragte Pastor K. plötzlich besorgt, „daß jemand Aergerniß daran nimmt?"

„Wir sind hier allein," erwiederte Pastor von H. „Ein Schwacher, der sich durch unser Sitzen hier bewogen fühlte, gegen sein Gewissen dort fortzubleiben und hier Bier zu trinken, ist hier nicht vorhanden. Es ist also niemand hier, der Aergerniß nehmen könnte. Doch, mein Lieber, kann hier von Aergerniß gar keine Rede sein. Die Rede, die jetzt da drinnen gehalten wird, zu hören oder nicht zu hören, steht unbedingt in unserer Freiheit." — „Ganz Recht! aber es könnte ein böses Maul herkommen und sagen: so machen es die Orthodoxen; da kommen sie zu Missionsfesten zusammen, und statt der Versammlung andächtig beizuwohnen, sitzen sie draußen und trinken Bier. Man soll aber auch den bösen Schein meiden." — „Da mußt Du mir erst beweisen, daß der Schein böse ist; doch sage ich auch, wenn Du Dir Scrupel machst über Dein Sitzen hier, dann darfst Du nicht sitzen bleiben. Wenn jetzt jemand hereinträte und sagte mir: ich nehme Aergerniß an Euch, so würde ich nach dem Worte des Apostels meine Freiheit der Schwachheit jenes unterordnen und augen-

blicklich mich in die Versammlung verfügen Uebrigens ist nicht das Maul jeder pietistischen Betschwester für mich ein solcher Schwacher im Glauben."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Ein älterer Pastor trat herein; als er der beiden Herren, mit denen ich zusammensaß, ansichtig wurde, rief er: „Ihr seid in der That gescheidt gewesen, daß Ihr hier Euch niedergelassen habt; in dem Saale ist's nicht zum Aushalten." Damit wischte er sich den perlenden Schweiß von der Stirn, rückte einen Stuhl heran und setzte sich zu uns. Ich wurde ihm vorgestellt. Dann fuhr er fort: „Von der Hitze und dem Dunste will ich gar nichts sagen. Das erträgt man, wenn der Vortrag entschädigt. Ich weiß nicht, wie ich es bezeichnen soll, Unverschämtheit oder Dreistigkeit, daß dieser junge Mensch aus Hannover da herkommt und einer solchen Versammlung zumuthet, das unpräparirte Zeug anzuhören, welches er da in ewigen Wiederholungen endlos aus dem Aermel schüttelt; der Mensch ist ein Schwätzer, heutemal jedenfalls."

Wir sahen uns an. Pastor von H. meinte lächelnd: „Als ich hörte, der vom evangelischen Verein sei hier, da hatte ich gleich genug. Der Mann soll das häufig so machen. Nun, sind Deine Scrupel gehoben?" wandte er sich an Pastor K. Dieser hatte noch nicht geantwortet, da traten wieder zwei Pastoren ein, bald noch einer; in kurzer Zeit war die Veranda angefüllt mit Leuten, Pastoren und Nichtpastoren, die alle dem Saale und dem Vortrage entflohen waren. Nahezu dieselbe Melodie tönte aus

aller Munde. „Der Redner kann kein Ende finden," schalt ein Schnurrbartsbesitzer. „Bandwurmartig windet sich ein endloses Geschwätz aus dem Munde des Redners, dem man anmerkt, daß er sich auf seinen Vortrag gar nicht oder nur äußerst mangelhaft präparirt hat."

„Warum mag ihn die hannoversche Damenwelt wohl den süßen Johannes nennen?" frug jemand. Ein anderer antwortete sogleich: „Vermuthlich wegen des Kokettirens, welches seine Augen beständig verüben, oder wegen des süßlichen Geschmacks, den seine Sprechweise hat." „Na," sagte der erste, „das ist eine Süße, von der Unsereins Zahnweh oder Nervosität bekommt." —

„Ich bewundere Ihre Ausdauer," begrüßte ich eine Dame meiner früheren Bekanntschaft in Göttingen, die ich auf dem Rückwege von Rohns traf. „Es war recht wenig interessant und wollte gar kein Ende nehmen, das ist wahr. Aber wir Frauen sind genügsamer und geduldiger als die Männer."

Vielleicht hatte „der süße Johannes" heute einen schlechten Tag gehabt. Zu andern Zeiten und an andern Orten wird's ihm gewiß besser geglückt sein. In seinem „Sonntagsblatt" redete er wenigstens wiederholt von einer gegenseitigen Anziehungskraft, die er als Redner empfunden, und die er bei seinen Zuhörern bemerkt habe; von einem gewissen Zauber, der ihn an seine Zuhörer und diese an ihn gefesselt habe, so daß weder ihm das Reden, noch diesen das Hören zu viel geworden sei.

II. Eine Bezirksconferenz; apokalyptische Debatte über den Chiliasmus.

Zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört das Zusammensein mit „Amtsbrüdern“ in kleinen Conferenzen, wie sie in vielen „Ephorien“ gehalten zu werden pflegten.

Im Unterschiede von den officiellen „Conventen,“ zu denen in Folge einer neueren Anordnung des Consistoriums die Prediger einer „Ephorie“ ein Jahr um das andere abwechselnd mit den „Bezirkssynoden“ in der Superintendentur zusammenkommen mußten, waren diese Conferenzen freiwillige Zusammenkünfte. Für die officiellen „Convente“ wurde demjenigen Prediger, welcher an der Reihe war, von dem „Ephorus“ zeitig ein Thema zugefertigt, über welches er ein Referat schriftlich auszuarbeiten hatte. Diese Schrift cursirte dann bei den einzelnen Predigern und wurde im „Convente“ der Besprechung zu Grunde gelegt, welcher der „Ephorus“ präsidirte, und über die einer der jüngern Theilnehmer das Protocoll zu führen hatte. Letzteres schickte der „Ephorus“ nebst der „Conventsarbeit“ sodann dem Consistorium ein, welches seinerseits ein Rescript über die Besprechung, deren Gegenstände und Resultate zurückzusenden pflegte. Nach der Sitzung vereinigte die Herren in der Superintendentur eine Mahlzeit, deren Kosten die betreffenden Kirchencassen zu bestreiten hatten. Bei derselben präsidirte dann nicht der Herr Superintendent, sondern die Frau Superintendentin.

Die „Bezirkssynoden“ waren zusammengesetzt aus den Predigern und ebenso vielen Abgeordneten der einzelnen Kirchenvorstände, tagten ebenfalls am Sitze der „Ephorie,“ aber entweder in der Kirche oder in dem Saale des Gasthauses. Auch hier hatte derjenige Prediger, welcher an der Reihe oder von dem „Ephorus“ beauftragt worden war, ein Referat zu übernehmen, welches mündlich vorgetragen wurde und in der Regel in Thesen oder auch in Anträgen an das Kirchenregiment auslief. Eine Besprechung schloß sich daran, die zuweilen nicht gerade glatt ablief, wenn von den Abgeordneten Anträge gestellt wurden, die dem Ephorus oder dem anwesenden Deputatus der Kirchenregierung unannehmbar erschienen, oder wenn umgekehrt Beschlüsse durchgesetzt werden sollten, welche Widerstand fanden. Auch die „Bezirkssynodalen“ vereinigten sich schließlich zu einem solennen Mahle, bei welchem es Toaste regnete, in denen die Herren mit gegenseitigem Lobe nicht zu kargen pflegten. Die Kosten sowohl der Mahlzeiten als auch der Reisen hatten ebenfalls die Kirchencassen zu tragen.

Die „Bezirkssynode“ wählte, um auch dies noch hinzuzufügen, einen „Ausschuß,“ bestehend aus mehreren Predigern und eben so vielen Abgeordneten der Kirchenvorstände, welcher bei gegebenen Gelegenheiten von dem „Ephorus“ zur Sitzung berufen wurde. Da der Ephorus ständiger Vorsitzender war, so lag bei einigermaßen kluger Leitung das Ergebniß der Abstimmungen in seiner Hand.

Die freiwilligen Bezirksconferenzen hatten vor

jenen officiellen Zusammenkünften das voraus, daß es zu einem ungezwungenen Austausch der Meinungen kommen konnte. In der Regel trieb man Exegese in denselben. Einer übernahm die Uebersetzung und Commentirung des betreffenden griechischen oder hebräischen Textabschnittes, mit welcher sich der Meinungsaustausch ungezwungen verband. Die Betheiligung der Einzelnen war selbstverständlich sehr verschieden. Es gab immerhin den einen oder andern Herrn, der weniger um des wissenschaftlichen Austausches willen als wegen des Herrn „Ephorus" erschien, wenn dieser die freiwillige Conferenz in die Hand genommen hatte. Da konnte es vorkommen, daß ein solcher Theilnehmer während der exegetischen Arbeit den Mund nicht anders als zum Gähnen öffnete. Da aber eine Betheiligung derjenigen, welche keine theologischen und wissenschaftlichen Bedürfnisse empfanden, doch immer Ausnahmefall blieb, so zeigte sich in den Conferenzen gewöhnlich eine rege Betheiligung an der exegetischen Arbeit.

Sehr verschieden waren Ort und Zeit der Zusammenkünfte. Die Ephorie Ronnenberg z. B., welcher mein Vater vorstand, hatte wegen ihrer Größe zwei Conferenzen, eine östliche, welche im Hause meines Vaters zusammenkam, und eine westliche, welche die Reihe herum von Pfarre zu Pfarre wanderte. In der benachbarten Ephorie Wunstorf kamen wir in der Schenke des Dorfes Ricklingen zusammen. Als ich in der Ephorie Vienenburg als „ständiger Pfarrcollaborator" angestellt war, existirte dort eine Con-

ferenz, zu welcher einige Prediger dieser und einer benachbarten Ephorie sich vereinigt hatten. In der Grafschaft Hohnstein, einer langgestreckten Ephorie, die von Rothesütte oben im Harzgebirge und von Sülzhayn in einem Harzthale unweit Ellrich bis Bösenrode nahe am Kyffhäusergebirge sich erstreckte, ging die Conferenz im Sommer anfangs auch von Pfarre zu Pfarre. Bei den zum Theil großen Entfernungen sahen Einzelne sich genöthigt, früh Morgens um vier Uhr und früher, oder schon am Nachmittage vorher aufzubrechen und dann unterwegs bei einem „Amtsbruder“ zu übernachten, ja auch wohl noch eine zweite Nacht unterwegs zuzubringen. Später wurde daher als ständiger Zusammenkunftsort ein Wirthshaus in der außerhalb des Bezirks gelegenen Stadt Nordhausen bestimmt, weil die Entfernteren dorthin leichter per Bahn oder per Post gelangen konnten. Um 9 oder 10 Uhr Vormittags begann die Conferenz und dauerte bis 2 oder 3 Uhr. Nach einem gemeinschaftlichen Mittagsessen trennte man sich.

Mit vielem Vergnügen erinnere ich mich an diese Conferenzwanderungen. Die schöne Gegend, sowohl im Hohnsteinschen, als auch in der Ephorie Bienenburg machte diese Wanderungen zu einem Genuß, obgleich sie durch Wald und Wiese, über Berge und durch Schluchten, oft tief in der Nacht und meist einsam gemacht werden mußten. Zuweilen konnte man einen Amtsbruder abholen, oder wurde abgeholt, und dann ging's gemeinsam über die Höhen und durch

die Wälder des Giebichenhagen, des Windehäuser Holzes, des herrlichen Ilfelder Thals u. s. w.

Eine Zeitlang tagte eine kleinere Conferenz in einem vor Nordhausen an der Haller Chaussee gelegenen einsamen Wirthshause immer erst Nachmittags. Da ging's dann zur Winterszeit im Mondenlicht über Schneefelder zurück, zuerst durch die Goldene Aue am früheren Kloster Himmelpforten vorbei zu der einsamen, in einer Bergschlucht fast versteckten Kukuksmühle, und dann den langen Bergrücken hinüber in das enge Thal, in welchem mein damaliges Pfarrdorf Steigerthal abgeschieden von der Welt zwischen Gypsbergen versteckt liegt.

Sie hat ihre Reize, solch eine einsame nächtliche Wanderung durch's Gebirge im Mondenlicht. Aus den Thälern klingen die Hörner der Dorf=Nachtwächter fernherauf, in den Wäldern des schluchtenreichen Gypsgebirges schlägt das helle Gebell der Füchse uns an's Ohr; kommst du an feuchter Wiese den Thalgrund herauf, da huschen Irrlichter oder Elmfeuer gespenstisch umher, und von den hohen Bäumen am Ufer des murmelnden Baches dort läßt die Eule ihren melancholischen Ruf hören.

Unangenehm wird die Situation nur, wenn im Sommer und Herbste Schafhürden auf den Feldern stehen, in deren Nähe der einsame Fußsteig vorbeiführt. Der Hirt schläft in seinem zweiräderigen Karren in der Regel den Schlaf des Gerechten. Desto wachsamer und bissiger sind seine Hunde. Schon von ferne her kommen sie dir grimmig bellend entgegen,

oder verfolgen dich eine Viertelstunde und länger, rechts und links, hinten und vorn gleich nächtlichen Teufeln dich umspringend und nach den Beinen dir fahrend. Das Halbdunkel der Nacht macht die Sache noch fataler. Indeß kannst du ziemlich unbesorgt hindurchgehen, wenn du beim Herwege die Lage der Hürde dir gemerkt hast und Stahl und Stein und Zunder und einige Cigarren bei dir führst. Rechtzeitig schlägt man Feuer und brennt das Tabakskraut an. Wenn man den heranstürmenden Hunden entgegen die brennende Cigarre am Stocke abstreicht, daß die Funken umhersprühen, dann weicht auch der tapferste Schäferhund respectvoll zurück. In kurzen Zwischenrämen dies wiederholen und den Glimmstengel recht in Brand erhalten, befreit in verhältnißmäßig kurzer Zeit von der bissigen Begleitung.

Müde tritt man, oft erst nach Mitternacht, in seinen Pfarrhof wieder ein und dankt Gott, daß diese nächtliche Wanderung wieder einmal ohne Unfall vorübergegangen ist.

Der Leser erlaube mir nun, ihn in eine solche Conferenz einzuführen. Gäste wurden gern gesehen, fanden sich auch öfter ein. Heute, nehmen wir an, sind außer dem Leser noch einige andere Gäste von hervorragender Bedeutung da. In der hohnsteinschen Conferenz wurde während mehrerer Jahre die Apokalypse (geheime Offenbarung St. Johannis) gelesen und commentirt. Dies Buch wurde damals und wird

vielleicht noch in den Kreisen der sogenannten „Erweckten" und „Gläubigen" mit besonderem Interesse gelesen. Auch die protestantische Erbauungsliteratur warf sich mit Vorliebe auf dasselbe. Ein in den sechsziger und siebenziger Jahren erschienenes Bibelwerk, eine mit in den Text eingeschobenen Glossen, mit Anmerkungen und oft langen Erörterungen ausstaffirte Ausgabe der lutherschen Uebersetzung, hatte die „Offenbarung," obwohl sie das letzte Buch des neuen Testaments ist, weit früher als viele andere biblische Bücher der Oeffentlichkeit übergeben und durch seine theils phantastischen, theils geradezu albernen Erklärungen nicht blos Aufsehen erregt, sondern auch Beifall gefunden, selbstverständlich nur in pietistischen Kreisen. So durften denn auch die Predigerconferenzen nicht zurückbleiben. In unserer, der hohnsteinschen, Ephorie kam hinzu, daß der Ephorus, der Vorsitzende des neugebildeten königlich preußischen und gräflich-stolbergischen Consistoriums zu Neustadt unterm Hohnstein, Anhänger eines zahmen Chiliasmus war. Um nun ein kleines Bild von dem zu geben, was in den Conferenzen getrieben wurde und was damals gerade besonders die Gemüther in „gläubigen" Kreisen bewegte, führe ich den Leser in eine solche apokalyptische Debatte ein. Als besonders illustre Gäste mögen des Gegensatzes wegen der Verfasser eines antichiliastischen Commentars zur Apokalypse, der Conventualstudiendirector D. aus Loccum, und einige seiner Schüler auftreten, der von Wunstorf und Loccum her uns bekannte Pfarrcolla-

borator Lumen und der Loccumer Garten=Conventual Lux, die auf einer Fußreise durch den Harz in Ilfeld angelangt und von dem Consistorialrath G. in Nieder=Sachswerfen, dem hohnsteinschen Ephorus, dort angetroffen und zur Conferenz in das alte Pfarrhaus von Sachswerfen eingeladen sein mögen.

Die Uebersetzung und Commentirung eines beliebigen Abschnitts der Apokalypse ist vollendet. Im Anschluß an dieselbe hat eben eine Debatte mehr allgemeineren Charakters begonnen, wie das bei Anwesenheit eines bekannten Commentators und Mannes der Wissenschaft eigentlich selbstverständlich erscheint. Außer den obengenannten Loccumer Gästen erblicken wir den hohnsteinschen Ephorus, Consistorialrath G., und ungefähr sechs Prediger aus der Grafschaft. Man sitzt um einen länglichen Tisch herum, auf welchem eine Anzahl mehr oder weniger angebrochener Bierflaschen stehen. Der Hausherr hatte sich ein Faß bairischen Biers aus Nürnberg verschrieben, das braune Naß auf Flaschen ziehen lassen und bewirthete jetzt damit seine Gäste. Das Zimmer ist mit dem bläulichen Dampfe der Cigarren erfüllt, welche einige der Anwesenden mit Behagen zu rauchen scheinen.

Prediger Flachsbart — wir nennen einen jüngeren Prediger so wegen der langen Flachshaare, die ihm straff um den Kopf hängen, und wegen des langen Flachsbartes, der ihm in gleicher Straffheit vom Gesichte herunterhängt und nur die rasirte Oberlippe frei läßt — Prediger Flachsbart also klopft

gerade, wie es seine Manier ist, mit zwei Fingern auf die Tischkante, um sich Gehör zu verschaffen und deklamirt fast mehr schreiend als sprechend in unverkennbarem Dialecte (er ist ein „Importirter" aus der Provinz Sachsen), wie folgt:

„Nein, ich lasse mir das nicht nehmen: Gottes Wort und Luther's Lehr vergehen nun und nimmermehr. Unser Vater Luther hat durch besondere Erleuchtung des heiligen Geistes die Schriftlehre vom Antichrist vom Papste ausgelegt. Auch das kommt noch hinzu: Die ihm vom heiligen Geiste eingegebenen Schmalkaldischen Artikel haben es als Glaubenssatz aufgestellt, daß der Papst der Antichrist ist, das große Thier der Apokalypse. Dabei bleibe ich, und —"

„Nun, verehrter Herr Amtsbruder," beginnt Prediger Lumen, unser Loccumer Bekannter. Prediger Flachsbart läßt ihn aber nicht zu Worte kommen. „Bitte, ich habe das Wort. Und, wollte ich sagen, in der Wittenberger Bibel von 1661 steht die ausdrückliche Erklärung des Thiernamens: das sind 666 Jahre; so lang stehet das weltliche Papstthum. Durch seinen Knecht Luther hat Gott das Papstthum gestürzt; durch ihn nämlich hat er die neue Weltanschauung geoffenbart, welche dem Papstthum den letzten Todesstoß gegeben hat, als das von ihm aufgerichtete sogenannte heilige römische Reich zusammenbrach. Damit sind auch die tausend Jahre um, während welcher die Kirche" — hier stockte der Redner. Allgemeines Schweigen.

Redner stottert einige unverständliche Worte hervor, scheint aber außer Stande zu sein, den angefangenen Satz zu Ende zu führen.

„Nun, Sie wollen sagen, Herr Amtsbruder," kommt ihm mit dem Tone der Wichtigkeit der Pastor aus Sülzhayn zu Hülfe, „während welcher die Kirche Landeskirche des sogenannten heiligen römischen Reichs war. Ich bin auch von Kopf bis zu Fuß ein ächter Lutheraner und muß dem Herrn Amtsbruder ganz beistimmen."

„Wenn Sie mich nun einmal anhören wollen, Verehrtester," nimmt Herr Lumen wieder das Wort, „so war die Frage, um die es sich jetzt handelt, die nach dem Verfasser der Apokalypse. Sie wollten die apostolische Abkunft des Buchs retten. Ich glaube nicht, daß Sie auf diesem Wege dazu gelangen. Die Beschreibung, welche der Apokalyptiker von dem angeblichen tausendjährigen Reiche gibt, stimmt denn doch gar nicht zu der kirchengeschichtlichen Zeitepoche von 800 bis 1800, in welcher Hengstenberg das tausendjährige Reich entdeckt hat. Das Milennium aber des Apokalyptikers ist eben einer der Beweise gegen die Identität seiner Person mit der des Evangelisten Johannes."

Um den Zusammenhang der Debatte, in welche wir hineingerathen sind, uns zu klären, erlaube ich mir eine Frage zwischenein zu werfen:

„Ich verstehe nicht recht, welchen Zusammenhang die von dem Herrn Pastor mit solcher Wärme wieder aufgewärmte exegetische Unmöglichkeit, daß das Papst-

thum der Antichrist sei, mit der Frage nach dem apostolischen Ursprung der Apokalypse haben kann, den Sie eben als den Brennpunkt der Debatte bezeichnen."

„Das glaube ich gern," spricht Herr Lumen; „gegen die Abfassung der Apokalypse durch den Apostel Johannes, welche der Herr Amtsbruder, wie mir scheint, mit mehr Echauffement als Glück vertheidigt, hatte ich unter anderen Momenten die Verschiedenheit geltend gemacht, welche in der Vorstellung vom Antichrist zwischen dem Evangelisten und dem Apokalyptiker meines Ermessens klar auf der Hand liegt. Diese Verschiedenheit scheint der Herr Amtsbruder durch Aufwärmung der wissenschaftlich Gott Lob! überwundenen lutherschen Ungeheuerlichkeit beseitigen zu wollen, daß der Antichrist der Papst sei. Das heißt denn doch Exegese mit dogmatischen Vorurtheilen oder besser Unmöglichkeiten treiben wollen. Dabei vergißt der luthrische Uebereifer des geehrten Herrn ganz, daß der Apokalyptiker und Luther ebenfalls im Widerspruche mit einander stehen."

„Na, unser Gottesmann Luther," ruft Herr Flachsbart erregt dazwischen, „hat von der Apokalypse ebenso wenig gehalten als vom Briefe Jakobi. Beide anerkennt er nicht als apostolisch, weil in beiden Christus weder gelehrt noch erkannt wird. So sagt er selbst, der theuere Gottesmann."

„Aber Herr Amtsbruder, Sie hauen sich ja selbst verzweifelt in die Wange. Erst wollen Sie die apostolische Herkunft der Apokalypse mit Luther's nicht

gerade rühmlicher Verirrung hinsichtlich des Antichrists vertheidigen, und jetzt lassen Sie, um diese zu halten, den Apostel als Verfasser auf luthersche Autorität hin fallen; das nennt man wahrlich nicht wissenschaftliches Verfahren."

„Ich denke," nimmt der „Garten-Conventual" Lux das Wort, „daß wir mit dem überwundenen Standpunkt, welchen der Herr Pastor aufrecht zu erhalten sich vergebens bemüht, weiter keine Zeit verlieren. Doch vermag ich meinerseits nicht einzusehen, wie die Verschiedenheit in der Vorstellung des Antichrists, welche Sie, Lumen, urgiren, von solchem Gewicht gegen die johanneische Abfassung der Apokalypse sein kann. Sie haben selbst vorhin — bevor Sie eintraten (zu uns gewandt), zugegeben, daß der erste Johannesbrief, den wir ja wohl Alle als unzweifelhaft ächt annehmen, zwar den Antichrist κατ' ἐξοχήν abweichend von der Apokalypse als den letzten vieler vorhergegangenen, die sämmtlich als aus der Christenheit hervorgegangene bezeichnet werden, hinstellt; daß er den Kampf desselben als einen Angriff auf den christlichen Glaubensgrund darstellt, doch aber ein vollständiges und genaues Bild von dem Antichrist damit nicht darbietet. Warum kann denn nun der Apokalyptiker nicht durch seine Darstellung dies Bild ergänzen, oder wenn man lieber will umgekehrt: weshalb soll man nicht annehmen können, daß der Apostel Johannes das Bild des Antichrists, welches er in der prophetischen Phantasie seines jüngeren Al-

ters in der Apokalypse gezeichnet hat, später im Greisenalter ergänzte und vergeistigte?"

„An und für sich wäre ja das denkbar," entgegnet Lumen, „aber bedenken Sie doch, mein Lieber, daß der Apokalyptiker — abgesehen davon, daß er das Wort Antichrist nicht kennt" — „Woher wissen Sie das?" — „Nun, weil er's nicht hat" — „daß also abgesehen hiervon der Apokalyptiker die antichristliche Macht in zwei Thierbildern darstellt, welche die römische Weltmacht bedeuten, deren erstes, das Thier aus dem Meere, sich dann im siebenzehnten Capitel gleichsam verdichtet oder verdeutlicht in der Person des römischen Kaisers. Da ist also der Antichrist eine Person außerhalb der Kirche, welche diese von außen angreift. Dasselbe thut ja auch das zweite Thier, das zweigehörnte, in welchem das Pseudoprophetenthum nicht innerhalb, sondern außerhalb der Kirche dargestellt erscheint."

Der „Garten-Conventual" gibt sich trotzdem nicht überwunden. Nach einigem Besinnen entgegnet er:

„In solchen Fällen scheinbaren Widerspruchs muß man den Kanon Luthers anwenden und die Einzelheiten aus dem Schriftg a n z e n erklären. Ueber dieser Dissonanz zwischen Johannisbrief und Apokalypse steht gleichsam als ausgleichende Harmonie die Stelle 2 Thessal. 2, 4. Hier beschreibt St. Paulus den Antichrist als Einzelpersönlichkeit, als den Widersacher Gottes, der in den Tempel Gottes eindringt, sich mit Gewalt auf den Thron setzt und als Gott anbeten läßt. Auch St. Paulus glaubt, wie der

Apokalyptiker, daß die Wiederkunft Christi und die ihr unmittelbar vorhergehende Erscheinung des Antichrists so nahe bevorstehe, daß er selbst sie noch erleben werde. Und fragen wir, wer ist in St. Paulus' Vorstellung der Antichrist? so ist die richtige Antwort unzweifelhaft die: eine gewaltige, machterfüllte Persönlichkeit, welche dem dem Apostel als Vorbild des Antichrists vorschwebenden Antiochus Epiphanes entspricht, mithin ein weltlicher Herrscher, der sich der höchsten Gewalt in der Kirche bemächtigt und sich göttlich verehren läßt. Cäsaropapismus ist das Wesen des Antichristenthums, ein Kaiserpapst oder Papstkaiser κατ' ἐξοχήν der Antichrist. Da haben wir die scheinbaren Gegensätze der Apokalypse und des Johannisbriefs vereint."

Consistorialrath G. fällt dem Conventual mit einiger Erregtheit in die Rede: „Ich begreife nicht, wie Sie kalten Blutes dem Apostel Paulus einen solchen colossalen Irrthum unterschieben konnten, wie Sie eben gethan. Wo bleibt denn da die Inspiration der heiligen Schrift?"

„Erlauben Sie mir eine Gegenfrage, Herr Rath," nehme ich das Wort. „Wo bleibt die Inspiration der heiligen Schrift, wenn Sie mit Luther den Brief Jakobi und die Apokalypse hinausweisen? oder um ein Analogon anzuführen, wenn Sie den Apostel Jakobus eines dogmatischen Irrthums beschuldigen? Doch das nur beiläufig, um Ihre Frage als nicht hergehörig abzuweisen. Die abgethane luthersche Inspirationslehre, der sich — es wäre zum Erstaunen!

— katholische Dogmatiker zu nähern scheinen, können wir in der Exegese, in kritischen Fragen nicht gebrauchen. — Um wieder zur Sache zu kommen, Ihre Erörterung gefällt mir sehr, Herr Conventual. Ich habe nur einen fatalen Haken, der mich festhält und hindert, Ihnen zuzufallen.“ — „Und das wäre?“ — „Daß der „κατέχων“ der Thessalonicherstelle, also der, welcher damals als Paulus dies schrieb, die Erscheinung des Antichrists noch aufhielt, nach nüchterner Exegese kein anderer ist als eben wieder — der römische Kaiser, oder — da der Apostel auch sagt: „τὸ κατέχον“ das was aufhält — die Verfassung und das öffentliche Recht des römischen Kaiserthums. Der Antichrist des Thessalonicherbriefs hat offenbar vielmehr den Charakter einer auf religiösem Gebiet auftretenden Person, als den einer politischen; wenn ich auch zugebe, daß letzterer Charakterzug wegen des Vorbildes des Antiochus nicht gänzlich abgewiesen werden darf.“

„Das ist mir eben ein Beweis dafür, daß Luther kein apostolischer Mann ist,“ erwiedert der Consistorialrath mit Nachdruck, „das nämlich, daß er mit dem überlieferten Kanon so umgesprungen ist.“

Erstaunt sehen die Loccumer sich an. Herr Lumen wendet sich nun an den Studiendirector: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Rath, und entscheidend in die Debatte eingreifen. Es würde das gewiß für uns Alle nicht nur von höchstem Interesse, sondern auch von durchschlagender Wirkung sein.“

„Die Herren,“ erwiedert der Angeredete, „haben

sich ganz in den Antichrist festgebissen. Ehe ich mich ausspreche, möchte ich bitten, das so zu sagen benachbarte Moment ins Auge zu fassen, den Unterschied in den Vorstellungen des Evangelisten und des Apokalyptikers von der Auferstehung und dem Endgerichte. Es wäre mir nämlich interessant zu hören, wie die Herren, welche geneigt sind, die Identität beider festzuhalten, mit dieser Differenz sich auseinander setzen."

Prediger Flachsbart glaubt den Reigen eröffnen zu sollen. „Die Sache scheint mir sehr einfach zu sein. Im Evangelium unterscheidet Johannes eine zweifache Auferstehung, eine geistliche und eine leibliche. Die geistliche, wenn er z. B. Joh. 5, 25 sagt: Die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die, welche sie gehört haben (οἱ ἀκούσαντες), werden leben. Es ist klar, daß hier die geistlich Todten gemeint sind, mithin auch von der geistlichen Auferstehung die Rede ist, die ja Paulus in Römer am sechsten erörtert. Die leibliche Auferstehung hat Jesus im Auge wenige Verse später: es werden Alle, die in den Gräbern liegen, die Stimme des Sohnes Gottes hören u. s. w. In der Apokalypse nennt Johannes die geistliche Auferstehung mit Recht die erste und die leibliche die zweite."

Mit der Erklärung von Joh. 5, 25 sind sämmtliche Anwesende einverstanden. Um so mehr Widerspruch erfährt die Behauptung, daß die erste Auferstehung des Apokalyptikers mit der geistlichen Auferstehung identisch sei. Mit Recht hält Herr Lumen

derselben entgegen, daß die erste Auferstehung in der Apokalypse ganz unzweideutig als eine leibliche dargestellt wird.

„Den beiden Classen der Auferstandenen," führt er aus, „stehen gegenüber „„die Uebrigen der Todten,"" von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie nicht wieder aufgelebt seien. Sodann nehmen die Auferstandenen, die Märtyrer und die anderen Gläubigen, welche das Thier nicht angebetet haben, aber ohne Martyrium gestorben sind, diese Alle nehmen Theil an dem nun auf der gegenwärtigen Erde beginnenden tausendjährigen Reiche, während welches der Satan als gebunden erscheint. Der Apokalyptiker beschreibt also ganz unzweideutig eine leibliche Auferstehung. Nach Schluß des tausendjährigen Reichs läßt er zuerst den Teufel loskommen, und von diesem die Gog und Magog bezeichneten heidnischen Mächte gegen das bei dem irdischen Jerusalem befindliche Heerlager der Auferstandenen aufgewiegelt, dann aber jene Heidenvölker durch vom Himmel fallendes Feuer vertilgt und den Teufel in die Hölle geworfen werden. Darauf folgt die Auferweckung auch aller übrigen Todten und auf diese das Weltgericht. Das ist die zweite leibliche Auferstehung. Der Evangelist Johannes dagegen weiß nur von einer einzigen leiblichen Auferstehung."

„Diesen letzten Ausdruck muß ich in Anspruch nehmen," glaubt der Schreiber dieses entgegnen zu müssen. „Der Evangelist faßt allerdings die Auferstehung der Todten in einen kurzen Ausspruch zu-

sammen, so daß sie als ein Act erscheint, wie das auch St. Paulus gelegentlich thut. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß er nichts von einem Hergange der Auferstehung in mehreren Acten weiß. St. Paulus ist dafür ein Beispiel. Wiederholt spricht er von der Auferstehung (ähnlich wie der Evangelist St. Johannes) so, als ob er sie in einem Acte verlaufend dächte. Wo er aber sich zu einem expressen Unterricht über dieselbe veranlaßt sieht, 1 Korinth. 15, da unterscheidet er mehrere Acte oder genauer Ordnungen, in welchen die Auferstehung sich vollziehe."

„Mit Verlaub," unterbricht uns der Prediger aus Sülzhayn; „ein jeglicher in seiner Ordnung, steht dort geschrieben; der Erstling Christus; darnach die Christo angehören, wenn er kommen wird; darnach das Ende, wenn er das Reich dem Vater überantworten wird. Da ist doch in der That von mehreren Ordnungen oder gar Acten, in dem Sinne, wie Sie wollen, in zeitlich getrennter Aufeinanderfolge, keine Rede. Unsere theuere evangelisch-luthrische Kirche lehrt ganz ausdrücklich, daß alle Todten an einem Tage auferstehen und daß es nur eine allgemeine Todtenauferstehung bei der Wiederkunft Christi geben wird. Man muß aber die Bibel nach der Analogie des Glaubens auslegen, sagen unsere gesegneten Symbole. Ich wittere es schon, Sie wollen sich nur eine exegetische Thür zur Einschmuggelung des Chiliasmus erschleichen."

„Verehrtester Herr Amtsbruder, Ihr Angriff nöthigt mich, meine begonnene exegetische Beweisführung

zu unterbrechen und denselben mit Ihrer Erlaubniß ganz energisch abzuweisen. Erschleichen zunächst will ich nichts. Aber ich will mir die Exegese auch nicht durch Ihre sogenannte Analogia fidei und durch dogmatische Sätze verderben lassen. Wenn Sie sodann als Kirchenlehre hinstellen, was alte luthrische Scholastiker, in specie Johann Gerhard geschrieben haben, so muß ich auch das ablehnen. Die luthrische Kirche anerkenne ich als lehrend nur in den allgemein anerkannten Symbolen, wobei ich ausdrücklich noch bemerke, daß der Concordienformel in unsrer Calenberger Kirchenordnung die Anerkennung versagt ist. Von den Symbolen spricht nur die Confessio Augustana im 17. Artikel von der Todtenauferstehung, sagt aber weder, daß dieselbe an einem Tage, noch daß sie nur in einem Acte erfolgen werde, und verdammt schließlich die Anabaptisten und „„diejenigen, welche jetzt jüdische Meinungen ausstreuen, daß in der Todtenauferstehung die Frommen des Weltreichs sich bemächtigen und allenthalben die Gottlosen unterdrücken würden."" — Erlauben Sie mir nun wieder zu 1 Kor. 15 zurückzukehren. Der Apostel sagt dort Vers 23, jeder werde wieder lebendig gemacht werden in seiner eigenen Heeresabtheilung. Dies nämlich bedeutet der Ausdruck τάγμα. Als Anfang (ἀπαρχή) oder Erstling, fährt er fort, Christus. Christus ist also der Heerführer; Er ist zuerst lebendig gemacht worden, wobei wir die synoptische Erzählung von etlichen bei seinem Kreuzestode auferstandenen Heiligen auf sich beruhen lassen als für uns hier ir-

relevant. Oder wenn Sie das nicht wollen, so muß ich mich darauf zurückziehen, daß diese Auferweckung vor Christi Auferstehung geschehen ist, also mit derjenigen des Lazarus, des Jünglings von Naim u. s. w. vielleicht in eine Kategorie gehört. Meyer erklärt jene Auferweckung bei dem Tode des Herrn bekanntlich für eine aus der Lehre von der Höllenfahrt Christi entstandene Sagenbildung. St. Paulus schaut an unserer Stelle die Auferstehung Christi als des Erstlings und Anführers mit derjenigen der Menschen als einen großen Hergang wegen des inneren Zusammenhangs der letzteren mit der Auferstehung des Herrn. Diese ist die sichere Bürgschaft der Auferstehung auch sämmtlicher Todten, daher wird sie zuerst genannt. Die Zeiträume zwischen beiden heben diesen Zusammenhang nicht auf. Es heißt dann weiter: „„darnach werden die Angehörigen Christi (οἱ τοῦ χριστοῦ) in seiner Wiederkunft lebendig gemacht werden.““ Ob der Apostel unter diesen sämmtliche Getauften oder nur diejenigen Christen, welche Ihm wirklich angehören, versteht, lassen wir einstweilen auf sich beruhen. Jedenfalls bilden diese „Angehörigen Christi“ eine besondere „Heeresabtheilung“ für sich; sie werden zuerst und vor den anderen auferweckt, das muß eine unbefangenere Exegese als die Aussage und Meinung des Apostels ohne alle Frage anerkennen. „„Dann wird das Ende sein,““ fährt St. Paulus fort. Wessen Ende? Der Ausdruck: Ende ist offenbar, wie Bengel anmerkt, correlat mit dem Ausdruck: Anfang. Mithin kann nur das Ende

der Auferstehung gemeint sein, ihr Schluß. Dieser Schlußact ist, wie sich ja den Korinthern ganz von selbst verstand, die Auferweckung aller übrigen Todten, aller der Todten, welche nicht zu den vorher als zweite Heeresabtheilung angeführten „„Angehörigen Christi““ gehören. Denn auch diese sollen und werden von Christus gerichtet werden. Wie bald aber oder wie spät nach der Auferweckung des zweiten „„Heerhaufens““ dieser dritte auferweckt werden wird, das sagt St. Paulus hier nicht. — Er fügt nur die Bestimmung hinzu, daß dieser dritte und letzte Schlußact der Auferstehung zugleich geschehen wird, „„wenn Er (Christus) übergibt das messianische Königreich Gott und dem Vater, wenn Er abgethan haben wird jede Herrschaft und jede Gewalt und Macht. Denn es ist nothwendig, daß Er der messianische König ist, bis Er alle seine Feinde unter seine Füße gelegt haben wird.““ Ist dies geschehen, dann wird Er seine messianische Regentschaft dem wieder übergeben, der sie Ihm bei Seiner Auferstehung gegeben hat, Gott dem Vater. Das ist die Schlußausführung des Apostels.“

„Ich stimme Ihrer Ausführung im Wesentlichen bei,“ nimmt der Herr „Conventual-Studiendirector“ das Wort, „bemerke aber, daß ich unter den „Angehörigen Christi,“ welche die zweite Gruppe der Auferstehung bilden, nicht mit Meyer alle Christen, sondern nur die Christo innerlich Angehörigen, die wahrhaft Gläubigen verstehen kann. Auch mit der Tendenz Ihrer Ausführung kann ich mich insofern be-

freunden, als ich zugebe, daß das Beispiel des Paulus zeigt, daß man das Schweigen des Johannes über diese Reihenfolge von Acten und über diese Eintheilung von Abtheilungen, wie sie Paulus hinstellt, nicht pressen und zu einem Nichtwissen stempeln soll. Ich gebe auch zu, daß die Johanneische Unterscheidung einer zwiefachen Auferstehung sehr wohl mit jener Paulinischen bestehen kann, wie das Beispiel des Paulus beweist. Doch verfolgen Sie, wie ich aus dem Nachdruck schließe, den Sie auf die Thatsache gelegt haben, daß Paulus über die Dauer des Zwischenraumes zwischen der Auferstehung der Christus-Angehörigen und derjenigen der übrigen Todten nichts sagt, mit Ihrer Ausführung noch eine weitere Tendenz. Ich glaubte beim Anhören derselben so zu sagen zwischen den Zeilen lesen zu können etwa folgende Argumentation: Paulus sagt nichts darüber, er verneint also auch nicht eine längere Zwischendauer; vielmehr führt die Analogie des ersten: „„darnach““ und des großen zeitlichen Zwischenraums, den es einschließt (— desjenigen nämlich zwischen der Auferstehung Christi selbst und derjenigen seiner Angehörigen bei der Parusie[1]) —) von selbst zu einer Fassung des zweiten: „„darnach““ (— desjenigen zwischen der Auferstehung der Christus-Angehörigen und der Uebrigen —) zu einer Fassung also dieses zweiten „„darnach,““ die auch einen längeren Zeitraum einschließt, nämlich — um es direct zu sagen — das tausendjährige Reich des Apokalyptikers. Bitte, sprechen Sie

1) Wiederkunft.

sich hierüber aus; habe ich richtig zwischen den Zeilen gelesen?"

Mit einem triumphirenden Blicke und Tone meint Prediger Flachsbart: „Aha! sagte ich's nicht; der Chiliasmus liegt in der Luft wie die Cholera; ich habe das gleich gerochen, daß unser verehrtester Amtsbruder davon angesteckt ist. Ja, ja, ja, ich verstehe mich auf die Geister. Kommen Sie nur mit der Sprache heraus, mein Lieber. Hier in dieser streng wissenschaftlichen Atmosphäre ist gerade der rechte Ort, wo man von allen Phantasmen curirt wird."

„Danke für das Compliment, Herr Amtsbruder. Ihrer gütigen Aufforderung, herauszukommen, hätte es nicht bedurft. Sie erlauben, daß ich dieselbe damit erwiedere, daß ich mich zunächst an Sie wende mit der Bitte, ein paar Fragen mir gütigst beantworten zu wollen." — „Na, warum nehmen Sie gerade mich auf's Korn? Hier, Herr Collega Lumen würde sicher" — „Ganz und gar nicht, Herr Amtsbruder, ich überlasse mit dem größten Vergnügen Ihrer Erfahrung und Schlagfertigkeit die Rolle, den Chiliasmus wissenschaftlich zu vernichten, vorausgesetzt, daß der Herr Amtsbruder wirklich für denselben eine Lanze einlegen will."

„Meine Fragen sind ganz harmloser Natur. Ich möchte zunächst versichert sein, ob Sie die Apokalypse als ein kanonisches Buch gelten lassen."

„Ja, versteht sich, aber was wollen Sie damit?"

„Einen festen Punkt gewinnen, wo wir uns auf demselben Boden befinden."

„Nun nur noch die eine Frage, ob Sie dem zustimmen, daß der Apokalyptiker eine zweifache leibliche Auferstehung am Ende dieser Weltperiode statuirt und zwischen die erste und zweite Auferstehung eine Zeitperiode von tausend Jahren legt, in welcher die in der ersten Auferstehung Auferstandenen, wie der Text sagt: königlich herrschen mit Christus?“

„Ich muß erst den Text mir noch mal genau ansehen,“ weicht Prediger Flachsbart aus.

„Ich lese Ihnen vor,“ nimmt Consistorialrath G. das Wort und beginnt sogleich den griechischen Text vorzulesen: „Und sie lebten, nämlich jene beiden Classen von Gläubigen, die Märtyrer und die, welche das Thier und das Bild desselben nicht angebetet hatten und deshalb den auf den Thronen sitzenden Aeltesten behufs der Auferweckung gegeben worden waren; und sie lebten und herrschten königlich mit Christus tausend Jahre. Die Uebrigen der Todten lebten nicht, bis vollendet waren die tausend Jahre. Dies ist die erste Auferstehung. Selig und heilig, wer Antheil hat an der ersten Auferstehung. Ueber diese hat der zweite Tod keine Gewalt, sondern sie werden sein Priester Gottes und Christi und mit Ihm königlich herrschen tausend Jahre. Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängniß“ u. s. w. (Offb. 20, V. 4—7).

„Schwerlich werden Sie umhin können, Herr Amtsbruder,“ bedrängt der Consistorialrath den mißtrauisch gewordenen Flachsbart, „angesichts des klaren Textes Ihrem Gegner zu concediren?“ — „Es wird

doch kein Fallstrick darin stecken?" — „Fallstrick hin, Fallstrick her;" lacht der Rath. „Exegese treiben wir. Ihr scharfes Auge würde Fallstricke gewiß entdecken. Wir entschlagen uns ja aller dogmatischen Voreingenommenheiten. Der Text, der Text; wollen Sie etwa denselben noch einmal hören; oder da lesen Sie doch selbst."

Während der Flachsbart den griechischen Text Wort für Wort und Satz für Satz betrachtet, mit einer Miene, als wollte er die gefürchteten Fallstricke in den griechischen Sätzen entlarven, versichern sowohl Herr Lux, als auch Herr Lumen, daß jeder Chiliasmus ein wissenschaftlich unmöglicher Nonsens sei. Endlich hat Flachsbart seine Lection beendigt. Mißvergnügt concedirt er das Verlangte.

„Den Chiliasmus der Apokalypse haben Sie damit zugestanden, lieber Bruder," sagt lächelnd der Rath; „und zugleich dadurch die Thatsache anerkannt, daß dieser apokalyptische Chiliasmus eine biblische Aussage ist." —

„Ja, nein — Gott bewahre! Jeder Chiliasmus ist unlutherisch; die Kirche verdammt ihn; niemals werde ich den Chiliasmus anerkennen."

„Das ist Ihre Sache," concedirt nun Schreiber dieses dem Flachsbart. „Jedenfalls sind wir darüber alle einig, daß die Apokalypse hier einen unzweideutigen Chiliasmus enthält, und zweitens, daß sie ein kanonisches Buch ist. Nun kann ich mich kurz fassen. Meinerseits habe ich gegen eine Annahme nichts einzuwenden, daß die beiden Phasen oder Acte der

Auferstehung tausend Jahre auseinander liegen. Daß sie anderwärts zusammengefaßt werden, verschlägt nichts; der Herr schaut in seinen apokalyptischen Weissagungen die Zerstörung Jerusalems und seine Wiederkunft zum Gerichte auch in einem einzigen Acte zusammen, stellt sie als ein zusammenhängendes Ganze dar, und doch liegen bereits anderthalb Jahrtausende dazwischen."

„Aber mit dem ersten Acte der Auferstehung," wendet Garten-Conventual Lux ein, „beginnt bei Paulus bereits der zukünftige Aeon (Weltalter); wie kann man einen nach irdischer Zeit berechneten Zeitraum in die zukünftige Welt hineinlegen?"

„Nicht ich, sondern die Apokalypse thut das."

„Und wie ist ein Aufenthalt und Regiment verklärter Auferstandener auf der unverklärten Erde, über eine noch in dieser Leiblichkeit befindliche Menschenmenge auch nur denkbar?" ergänzt Herr Lumen.

Jetzt nimmt Consistorialrath G. sich des Angegriffenen an: „Darauf könnte man auch wieder sagen: die Apokalypse thut das. Doch wenn ich den auferstandenen Herrn, in seiner neuen Leiblichkeit auf Erden weilend, mit seinen noch unverklärten und noch nicht mit dem Pfingstgeist begabten Jüngern verkehrend, sprechend, vor ihnen essend, sich von ihnen berühren lassend, mir denken und vorstellen kann, so ist jene Ihre Schwierigkeit für mich nicht vorhanden. Warum sollen die auferstandenen Christen nicht in ähnlicher Weise hier eine Zeitlang verkehren können. Uebrigens vermag ich nicht einzusehen, warum ein

allmählicher Uebergang aus der gegenwärtigen in die zukünftige Welt etwas Undenkbares sein soll. Der Uebergang des Herrn selbst in den Stand der Verklärung ist ein allmählicher gewesen. Ich glaube daher, mit der Lehre des übrigen neuen Testaments, daß mit der Parusie des Herrn der zukünftige Aeon beginnt, die „tausend Jahre" der Apokalypse in Einklang bringen zu können."

„Selbst wenn ich den allmählichen Uebergang aus dem diesseitigen in den zukünftigen Aeon in der Weise des apokalyptischen Chiliasmus zugestehen will," wirft der „Garten-Conventual" ein, „so hindern mich doch zwei Gründe an dem Zugeständniß, das tausendjährige Reich der Apokalypse als einen Bestandtheil der biblischen Offenbarung und Lehre anzuerkennen. Erstlich steht die Aussage, daß alle Anbeter des Thieres vernichtet seien, Könige sowohl wie Völker, welche in Capitel 19, Vers 21 enthalten ist, mit dem Erscheinen der Gog und Magog genannten Völker in einem sehr bedenklichen Widerspruche. Zweitens aber hat der Apokalyptiker die ganze Katastrophe als nahe bevorstehend dargestellt, also einen Irrthum begangen, so daß, wenn er für seine Darstellung dogmatische Bedeutung beanspruchen wollte, ich unmöglich den Apostel Johannes für den Verfasser ferner halten könnte."

„Lassen Sie mich," replicirt Rath G., „den zweiten Punkt zuerst erwiedern. Genau denselben Irrthum hat St. Paulus in den beiden Briefen an die Thessalonicher begangen, indem er sich und seine Leser

zuversichlich als solche ansieht und darstellt, welche bei der Parusie des Herrn noch in diesem Leibesleben befindlich sein und daher auch nicht sterben, sondern verwandelt werden würden. Ich bitte 1. Thessalon. 4, Vers 15 die feierliche Versicherung zu beachten: „„Das nämlich sagen wir euch vermöge eines Wortes des Herrn (ἐν λόγῳ κυρίου), daß wir, die Lebenden, die wir übrig gelassen werden bis zur Wiederkunft des Herrn, keinenfalls zuvorkommen werden den Entschlafenen;““ und dann heißt es nach Darstellung der Wiedererscheinung Christi nochmals (Vers 17): „„dann““ — nachdem nämlich „„die Todten in Christus,““ d. h. entweder die in Christus entschlafenen Gläubigen oder, wie Meyer will, die verstorbenen Christen — ich ziehe erstere Auslegung trotz Meyer vor — also: „„dann,““ nachdem die in Christo Todten „„zuerst““ werden auferweckt sein, „„dann werden wir, die Lebenden, die wir übrig gelassen sind, zugleich mit ihnen (— den Auferweckten —) fortgerafft werden auf den Wolken zur Begegnung mit dem Herrn““ u. s. w. Dieser Irrthum des Apostels Paulus in der chronologischen Perspective beirrt mich aber nicht im Mindesten weder hinsichtlich seiner apostolischen Autorität, noch hinsichtlich der Inspiration der heiligen Schrift. Denn dieser Irrthum bezieht sich nicht auf die dogmatische Wahrheit des Satzes, daß diejenigen, welche die Wiederkunft Christi in dem diesseitigen Leibesleben erleben werden, nicht sterben, sondern wer-

den verwandelt werden, sondern lediglich auf die persönliche Hoffnung des eigenen diesseitigen Miterlebens. Genau so steht es mit dem Apokalyptiker. Es ist das der bornirte Inspirationsbegriff der Reformatoren und der Dortrechter Synode, der an solchen für die göttliche Dignität der heiligen Schrift ganz irrelevanten, nur auf Rechnung des menschlichen Factors kommenden Irrthümern sich stößt und die heiligen Schriftsteller zu rein mechanischen Telephonen des heiligen Geistes degradirt."

„Was nun aber Ihren ersten Einwurf betrifft, Verehrtester, so ist der Selbstwiderspruch nur ein scheinbarer, so viel ich sehe. Getödtet werden im 19. Capitel alle das Thier anbetenden Völker, das ist richtig. Aber sind das alle Völker der ganzen Erde? Doch mit nichten. Nach dem ganzen Zusammenhange sind das nur die Völker und Staaten, die innerhalb des römischen Weltreichs aus den Trümmern desselben aufgekommen sind. Also wenn Sie wollen, die christlichen Staaten Europas. Gog und Magog sind Völker, die zu diesen nicht gehören. Die Reihenfolge der Ereignisse wäre also diese: Wenn der κατέχων oder das κατέχον (das was die Erscheinung des Antichrists noch aufhält) hinweggeräumt und der Antichrist erschienen sein wird, dann erfolgt die Wiederkunft Christi und die erste Auferstehung, die der Christusangehörigen; dieser folgt das tausendjährige Reich auf Erden als Uebergangsstadium, dann neue Loslassung des Satans, der die zu dem alten römischen Weltreiche nicht gehörigen Völker und Staaten

gegen die verklärte Kirche in ohnmächtiger Wuth aufhetzt, die Vernichtung dieser und die zweite Auferstehung, der letzte Act derselben, welchem das allgemeine Gericht unmittelbar nachfolgt. Durch dieses werden die Angehörigen des tausendjährigen Reichs im Besitze der neuen Erde bestätigt. Zuletzt gibt Christus sein messianisches Regiment dem Vater wieder ab."

„Erlauben Sie mir da eine Frage," nimmt Herr Lumen das Wort. „Ich bin gespannt, was Sie bei dieser Deutung unter dem κατέχων, dem das Hereinbrechen dieser letzten Dinge Hemmenden, verstehen."

„Das ist allerdings vielleicht der schwierigste Punkt unserer Discussion," gibt der Consistorialrath zu. „Ich schließe mich der von Amtsbruder E. vorhin gegebenen Deutung an, daß der κατέχων das römische Reich selbst sei. Doch kann ich Meyer's Commentar, welcher diese Deutung vertritt, nicht dahin folgen, daß nur das heidnisch-römische Reich gemeint sei. Unter dem Antichrist kann St. Paulus doch kaum etwas anderes verstehen, als die Spitze des heidnisch-römischen Weltstaats, sofern dieselbe bis zur Selbstvergötterung fortschreiten und von den Christen die Anbetung für sich fordern würde. So lange dies nicht geschah, so lange die junge Kirche indirect den Schutz des römischen Staats genoß, so lange war eben dieser durch seine Rechtsformen das κατέχον, das Hemmende."

„Ich fürchte, Sie kommen in die Brüche, Herr Rath," meint Herr Lumen. „Der römische Staat ist

also einerseits das Hemmende, andererseits die Gebärerin des Antichrists. Und dann diese kurze chronologische Perspective! Ich bin neugierig, wie Sie sich da herauswickeln wollen."

„Mit der kurzen chronologischen Perspective haben wir uns schon auseinandergesetzt. Wenn St. Paulus die Parusie zu erleben hoffte, konnte er gar nichts anderes erwarten, als auch den Antichrist zu erleben. Und wenn dessen Vorbild Antiochus ist, so möchte ich wissen, wen sonst als den römischen Kaiser er sich als den Antichrist hätte denken sollen. Hat er sich in der Chronologie geirrt, so doch sicher nicht in der Lehre selbst. Das was gegenwärtig die Erscheinung des Antichrists noch aufhält, muß jedenfalls eine politische Existenz sein, welche das Wesentliche des römischen Staats in sich aufgenommen hat, gleichsam der legitime Nachfolger desselben geworden ist. Dies ist aber das christliche Staatswesen, der christliche Staat, oder, wie Sie auch sagen können, die richtige Verbindung von Staat und Kirche. Ich stehe nicht an zu erklären, daß ich mit erleuchteten Männern, wie Dächsel, Mühe u. a. in unserem Preußen und namentlich in dem neuen deutschen Reiche unter Preußens Spitze das erkenne, was die Erscheinung des Antichrists noch aufhält. Die römische Kirche hat abgewirthschaftet; die ihr äußerlich noch anhangenden Staaten, die romanischen, zerbröckeln vor unseren Augen in unaufhörlichen Revolutionen, weil die römische Kirche seit dem Tridentinum aufgehört hat, ein Salz des Herrn zu sein. Die luthrische und die

calvinische Kirche haben auch abgewirthschaftet, die englische hat nie eine Bedeutung gehabt. Es bleibt allein unsere theuere preußische Staatskirche übrig, als die einzige, welche noch eine Zukunft hat, als die einzige, welche noch einen wesentlichen Factor für die Endzeit abzugeben im Stande ist. Unsere preußische Landeskirche mit ihren mannichfachen Schattirungen und Provinzialkirchen, z. B. unserer hier in der Provinz Hannover, sie wird im Gleichniß von den zehn Jungfrauen durch die fünf klugen dargestellt, während die fünf thörichten die fünf abgestorbenen Kirchen sind: die griechisch-russische mit den ihr verwandten morgenländischen, die römisch-katholische, die luthrische, die calvinische und die englische. Diese alle haben ihr Oel verloren. Die russische könnte sich allerdings noch erneuern durch ein Bündniß mit unserm Preußen; dann bliebe als erste der fünf Thörichten jenes Conglomerat von Leichnamen, die syrische, koptische, armenische, abyssinische Kirche übrig. Und schließlich ist die Thatsache von hoher Bedeutung, daß Preußen jetzt in Jerusalem festen Fuß gefaßt hat. Das deutet auch darauf hin, daß unsere preußische Kirche die Vermittlerin der Bekehrung Israels sein, daß aus ihr das neue Israel der tausend Jahre und der neuen Erde hervorgehen wird."

Mit steigendem Erstaunen haben wir diesen phantasievollen Vortrag angehört. Prediger Flachsbart, der Prediger von Sülzhayn und ihre hohnsteinschen Collegen beeilen sich einer nach dem andern, dem Herrn „Ephorus" ihre pflichtschuldigste Zustimmung

zu seiner erhebenden Rede auszudrücken, wobei Herr Flachsbart mit überraschender Fertigkeit zu dieser Art von Chiliasmus sich bekehrt, in welchem Preußen eine so glanzvolle Rolle angewiesen erhält.

Schreiber dieses erlaubt sich indeß, einige Bedenken zu erheben. „Das neue preußisch-deutsche Reich kann man doch wohl kaum als die Erbin und Fortsetzerin des römischen Rechtsstaats ansehen, ebensowenig als die des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Letzteres würde ich als dasjenige bezeichnen, welches während der Dauer seines Bestandes das κατέχον gewesen ist. Und da von der christlichen respublica nur noch das Papstthum übrig geblieben ist, so müßte man consequenter Weise dieses als dasjenige bezeichnen, welches gegenwärtig das κατέχον allein noch darstellt" —

„Potz, Himmel!" schreit Prediger Flachsbart dazwischen. „Das ist mir eine schöne Phantasie! Das Papstthum das, was die Erscheinung des Antichrists aufhält! So etwas kann nur ein Reichsfeind, ein Welfe sagen. Wie würde Vater Luther, unser Gottesmann, Sie in heiligem Eliaszorn andonnern, daß Sie in die Erde versinken möchten" — dabei klopfte er mit seinen zwei Fingern so energisch gegen die Tischkante, daß es ihn selbst augenscheinlich schmerzte. „Wissen Sie nicht," fuhr er in steigender Erregung fort, „daß ein Erasmus das Papstthum ein unverbesserliches nannte?"

„Sie setzen Ihr Blut, Herr Collega, ganz unnöthiger Weise in Wallung. Ihre wohlfeilen Anklagen

auf Reichsfeind und Welfe ersetzen den Mangel Ihrer Beweise so wenig, als das Echauffement Ihrer raschen Bekehrung dafür einen Ersatz bietet. Das Wesen des Antichristenthums, dessen Typus Antiochus ist, dürfte der Cäsaropapismus sein, die Usurpation der kirchlichen Gewalt seitens des weltlichen Staats, die schließlich in Vergötterung der Neronen ausläuft. Was dieses aufhält, wird allerdings die richtige Verbindung von Staat und Kirche sein; das ist aber gewiß nicht jene, deren Grundsatz das cujus regio, illius religio ist. Das heilsame Gegengewicht aber gegen die byzantinischen Gelüste der Kaiser, namentlich der gepriesenen Hohenstaufen, ist immer das Papstthum gewesen, so lange es nicht selbst verweltlichte."

Plötzlich erhebt sich der Conventual-Studiendirector, schiebt den kreischenden Stuhl heftig zurück, richtet seine lange, hagere Figur kerzengrade auf, zupft an den Vatermördern, räuspert sich und beginnt:

„Ich als Mann der Wissenschaft kann die eben gehörten Versuche einer Erklärung des κατέχον des Thessalonicherbriefes wohl mit Stillschweigen übergehen. Ich wende mich zu der Kernfrage unserer Discussion. Es kommt, meine Herren, schließlich auf den an der heiligen Schrift gebildeten Tact des Kritikers an, wenn er beurtheilen soll, ob die Differenzen zwischen der Apokalypse und den apostolisch-johanneischen Schriften, die ja kein Besonnener wird leugnen können, in der Verschiedenartigkeit der Ge-

genstände ihren letzten Grund haben, oder in der persönlichen Verschiedenheit ihrer Verfasser. Es ist mir nicht klar geworden," wendet er sich an den Vorredner, „ob Sie auch auf die Identität derselben hinauswollen?"

„Keineswegs. Für mich verschlägt es nichts, ob die Apokalypse von dem Presbyter Johannes oder von sonst einem Johannes verfaßt ist. Sie gehört zu den kanonischen Schriften, und das respectire ich, sie mag geschrieben sein, von wem sie will."

„Gut. Aber die übrigen Herren scheinen den Apostel Johannes als ihren Verfasser anerkennen zu wollen. Darum glaube ich fortfahren zu sollen. Die Entscheidung hierüber, meine Herren, hängt keineswegs von den kritischen Observationen als solchen ab, sondern ruht in der Tiefe auf gewissen theologischen Grundanschauungen, welche in der kritischen Function gleichsam durchscheinen. So sehr ich daher sonst Ihrer wissenschaftlichen Akribie mein Compliment zu machen mich gedrungen sehe, Herr Amtsbruder" — er wendet sich gegen Herrn Lumen, der sich mit dem Ausdrucke angenehmer Befriedigung verneigt, — „so kann ich doch Ihre Forderung einer von dogmatischer Voreingenommenheit gänzlich befreiten Exegese in dem Umfange nicht beipflichten, wie Sie dieselbe gestellt haben. Wir haben eben an den Ausführungen des Herrn, der zuletzt gesprochen und eine Vertheidigung des Papstthums versucht hat, gesehen, wohin man geräth, wenn man den Versuch macht, diese Forderung stricte durchzuführen. Doch

glaube ich wahrgenommen zu haben, daß der Herr nicht sowohl den apokalyptischen Chiliasmus als dogmatischen Lehrinhalt ernstlich hat behaupten, sondern nur hat zeigen wollen, daß die Forderung einer schlechthin unvoreingenommenen Exegese auf Abwege führt. Wenn ich auch das Urtheil De Wette's über die Apokalypse mir nicht aneignen kann, daß es nämlich ein Buch sei, von dem man ganze Capitel nach Ausdrückung von einigen Tropfen Saft als leere Schalen beiseite legen könne, so muß ich vom Standpunkte der Wissenschaft aus es doch für eine Art von exegetischer und kritischer δεισιδαιμονία, abergläubischer Furcht, erklären, wenn Leute wie Hengstenberg und Auberlen den bei unbefangener Vergleichung heraustretenden Abstand der Apokalypse von den apostolischen, insbesondere den johanneischen Schriften verkennen. Vergleichen Sie die Darstellungsweise beider: dort, in der Apokalypse, eine sinnliche, hier eine pneumatische, geistvolle Anschauung; hier der reine Gedanke in seiner freien Wahrheit und spekulativen Tiefe, dort die Phantasie, welche der Parusie des Herrn eine Reihe von irdischen und kosmischen Plagen voll sinnlicher Furchtbarkeit voraufgehen läßt, die der geistigen Anschauungsweise des Evangelisten ebenso fremdartig sind, als die von dem Apokalyptiker in sichere Aussicht gestellte Nähe der Parusie. Ferner: nicht nur das damals gegenwärtige römische Weltreich stellt dieser als die letzte Gestalt des antichristlichen Heidenthums dar, sondern er bezeichnet auch den bestimmten Kaiser, welcher durch die Wie-

derkunft des Herrn ins Verderben gestürzt werden soll, nämlich Domitian (Cap. 17, V. 10), und in dieser Bezeichnung irrt er. Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich diesen Irrthum nicht sehr hoch anschlage, da er das prophetische Wesen des Apokalyptikers nicht gänzlich aufhebt; müssen wir doch zugestehen, daß Paulus in ähnlichem Irrthum sich befunden hat, sofern auch er die chronologische Perspective zu kurz bemißt."

„Es würde mich aber viel zu weit führen, wollte ich die von mir eben angedeutete Auslegung des siebenzehnten Capitels begründen. Einige Fingerzeige jedoch gestatten Sie mir einzufügen. Das auf sieben Bergen sitzende Weib ist ohne Frage die Stadt Rom, der Sitz der damaligen Weltmacht. Und das über die sieben Könige Gesagte paßt, wie aus V. 10 u. 11 mit Evidenz hervorgeht, nur auf Personen, und zwar auf die römischen Weltherrscher. Fünf von diesen sind „gefallen," d. h. gestorben, sagt der Apokalyptiker, der sechste hat gegenwärtig die Weltherrschaft inne; wenn der siebente kommen wird, soll seine Regierung bald zu Ende gehen. Nach ihm aber kommt ein achter Imperator, der besonders markirt erscheint. Während nämlich die sieben vorhergegangenen durch die sieben Köpfe des Thiers, welches die römische Weltmacht bedeutet, dargestellt werden, ist der letzte und achte durch einen solchen Kopf nicht abgebildet. Es wird aber von ihm gesagt, daß er aus der Gesammtheit der sieben Imperatoren herkommt. In ihm ist das Thier aus dem Abgrunde gleichsam personi-

ficirt. Diese merkwürdige Weissagung bezeichnet uns als den Zeitpunkt, in welchem sie geschehen ist, die Regierung des sechsten „Königs.“ Welcher unter den Imperatoren ist das? Im dreizehnten Capitel, welches das Thier mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern vorführt, wird gesagt, daß einer der Köpfe eine Todeswunde erhielt, daß dann aber der Kopf zum Erstaunen der ganzen Welt wieder geheilt worden sei.“

„Hier, meine Herren, muß ich nun sowohl der altprotestantischen als auch der zu dieser zurückkehrenden neueren Auslegung entschieden widersprechen.“

„Die alten Protestanten verstanden zwar das Thier mit den sieben Köpfen richtig von der römischen Weltmacht, während die neueren positiven Ausleger darunter die Weltmacht in abstracto und unter den sieben Köpfen sieben „Phasen“ derselben verstehen. Aber sie wollen in der Wiederheilung des zum Tode verwundeten Kopfs die Erneuerung des römischen Weltreichs in dem vom Papstthum hergestellten heiligen römischen Reiche deutscher Nation sehen, oder bringen sonst in irgend einer Weise das Papstthum hinein in der vorhin mit Recht als eine exegetische Unmöglichkeit bezeichneten dogmatischen Voraussetzung, daß der Papst der Antichrist sei. Jede Deutung dieser Art wird aber durch den Zusammenhang von Capitel 12. an abgewiesen, nicht minder aber durch die besonderen Momente in Cap. 13, V. 1 u. 2. Ueberdies ist das Quid pro quo,

welches dem Apokalyptiker zugeschrieben wird, indem er das heilige römische Reich als das wieder lebendig gewordene Weltreich des heidnischen Rom darstellen soll, weder mit der historischen Wahrheit, noch mit einem gesunden Begriff der biblischen Prophetie vereinbar. In beiderlei Hinsicht ist es unmöglich, eine historische Entwickelung, welche auf christlichen Elementen beruht und welche — bei aller unchristlichen und widerchristlichen Entartung — doch in ihrem Gesammtverlaufe christlich geblieben ist und wahrhaft heilige Früchte getragen hat, als ein Haupt des Drachenthieres anzusehen."

„Aber auch gegen eine andere Interpretation habe ich mich hier auszusprechen. Wenn ich die Geduld der Herren noch länger in Anspruch nehmen muß, so wird das eminent hohe Interesse des Gegenstandes mich bei Ihnen, hoffe ich, zur Genüge entschuldigen."

„Es ist das die Heranziehung der bekannten Nerosage zur Erklärung unserer Stelle. Daß dieselbe durch die Autorität der Sibyllinen unter den Christen verbreitet wurde, bezeugt Lactanz. Doch weiß derselbe noch nichts von einer Wiederbelebung des todten Nero, sondern spricht nur von dem auf die Sibyllinen gestützten Glauben einiger Unsinnigen, daß Nero irgendwo auf Erden verborgen lebe und als Vorläufer des Antichrists von da zurückkehren werde. Erst Augustin bezeugt das Vorhandensein der Erwartung,

daß Nero von den Todten auferstehen und als Antichrist wiederkommen werde, und bezeichnet diese Form der Sage, die neben der älteren aufgekommen sei, als eine ebenso dreiste als verkehrte Deutung von 2 Thessalonich. 2, 3 folg. Beachten Sie, bitte, daß Augustin eine Verbindung der Apokalypse mit dieser Sage gar nicht kennt. Diese finden wir erst bei Victorin, dessen Worte aber die Entstehung der neu gestalteten Sage (daß Gott den Nero auferwecken und als Pseudomessias zum Gericht über die Ungläubigen senden werde) aus der Apokalypse in derselben Weise verrathen, wie Augustin die Entstehung der vorhin erwähnten Form der Sage aus 2 Thessalonich. bezeugt. Nur der Curiosität wegen und um meines Theils dazu beizutragen, daß sie der verdienten Lächerlichkeit verfalle, erwähne ich jene haarsträubende Erklärung neuester positiver Bibelausleger, wie Dächsel, Mücke oder Mühe — ich weiß nicht genau, wie dies Kirchenlicht heißt —, welche den Heuschreckenkönig Apollyon mit der Nerosage in einen noch größeren Unsinn zusammenbräuen, und als den Antichrist ihren Lesern alles Ernstes den von den Todten zu diesem Zwecke wieder auferweckten Napoleon aufbinden. Solchen Blödsinn kann nur die bornirteste Borussomanie, verbunden mit fanatischem Franzosenhaß, fertig bringen."

„Versuchen wir nun eine nüchterne Exegese, meine Herren, so haben wir zuerst darauf zu achten, daß im 13. Capitel von einem achten Haupte oder Könige gar keine Rede ist. Die Heilung der Todeswunde

an dem einen Kopfe kann also gewiß nicht bedeuten, daß der gefallene oder gestorbene Kopf als achter König wiederkommen werde. Vielmehr muß die Heilung der Todeswunde dem entsprechen, was im 17. Capitel so dargestellt wird, daß das Drachenthier „„nicht ist und doch ist.““ Es ist nicht, sofern der eine Kopf tödtlich geschlagen ist, es ist aber wieder, sofern ein neuer Kopf und König gegenwärtig aufgekommen ist. Welcher von den sieben dieses ist, das dürfte sich aus der Darstellung Capitel 17, Vers 10 ergeben: „„fünf sind gefallen, der eine ist vorhanden, der andere ist noch nicht gekommen.““ Die Todeswunde ist also geschlagen worden dem fünften Könige; sie ist geheilt worden durch Regierungsantritt des sechsten. Nero war der fünfte und letzte aus dem Geschlechte der Cäsaren, welches das römische Kaiserthum gegründet hatte. Durch den Aufstand des Usurpators Galba wurde er gezwungen, sich selbst zu entleiben. Galba konnte ebenso wenig als Otho und Vitellius als Wiederhersteller des Imperium angesehen werden. Der Apokalyptiker sieht, wie die römischen Geschichtsschreiber, die Herrschaft dieser drei als Interregnum an. Erst mit Vespasians Erhebung und der dadurch erfolgten Gründung einer neuen Kaiserdynastie, der Flavier, sieht er das Imperium wieder hergestellt, die Todeswunde des Thiers geheilt. So ist Vespasian der sechste, Titus der siebente, und endlich Domitian der achte König; letzterer zugleich die Inkorporation des Drachenthiers, der Antichrist.“

„Ich eile nun zum Schlusse. Eine solche gewisse

historische Umstände bestimmt voraus verkündende Weissagung nun, wie die uns vorliegende, ist aber dem Charakter der apostolisch-johanneischen Schriften ebenso fremd, als wie die ebenfalls im 13. Capitel uns entgegentretende Anwendung der Gematrie des kabbalistischen Rechnens. Sie erinnern sich, daß dort der Räthselname des Drachenthiers aus der Zahl errathen werden soll, welche die drei griechischen Buchstaben χξς' repräsentiren, und zwar derart, daß der Zahlwerth der den zu suchenden Namen bildenden Buchstaben die Summe 666 ergebe. Wie schon Irenäus gesehen hat, ist der zu suchende Name Λατεινος (Lateinos), woraus eben unzweifelhaft hervorgeht, daß das Drachenthier das römische Weltreich ist. Eine solche Anwendung also der gematrischen Rechenkunst, meine Herren, finden wir wohl im Briefe des Barnabas, wo die Zahl 318, und bei den Sibyllinen, wo die Zahl 888 den Namen Jesus bedeutet, aber in den Schriften des Apostels Johannes auch nicht in der leisesten Andeutung. Doch ich will mich nicht weiter in Einzelnheiten verlieren. Für die christliche Wissenschaft und das christliche Leben wird es sich immer gewisser erproben, das ist meine Ueberzeugung, daß der Geist Gottes, welcher in dem Apostel Johannes wie in dem Apokalyptiker geredet hat, an jenem ein edleres Gefäß gefunden hat, als an diesem."

„Folgende zwei Punkte hebe ich zuletzt hervor, da sie auch für den kirchlichen Gebrauch der Apokalypse von der höchsten Wichtigkeit sind. Erstens: Kap. 14, V. 4. wird nicht nur die völlige Enthaltung von

allem geschlechtlichen Verkehr als das eine Moment der ausgezeichneten Heiligkeit der 144,000 Auserwählten hervorgehoben, sondern auch von dem geschlechtlichen Verkehr an sich, den der Ehe nicht ausgeschlossen, ein Ausdruck gebraucht, welcher beweist, daß der Apokalyptiker in den Satzungen der levitischen Reinigkeitsgesetze befangen jeden geschlechtlichen Verkehr für unrein und befleckend erklärt. Er stellt sich dadurch in Gegensatz zu dem Matthäi 19, 11 und 1. Kor. 7, 32 ff. Gesagtem, wo die Ehe als eine göttliche und an sich durchaus nicht unreine Ordnung vorausgesetzt wird. Zweitens: Seine Vorstellung vom tausendjährigen Reiche hat in der Analogie der Schrift keinen ausreichenden Halt; seine diesbezüglichen Aussagen sind, wenn man sie als eine theologische Lehrmeinung nimmt, auch widersprechend in sich selbst; die poetische Schönheit des als Poëm majestätischen Dramas würde zerstört und in chiliastischen Unverstand verkehrt werden, wollte man das thun. Daher, meine Herren, kann der kirchliche Gebrauch des poetischen Buchs nur darauf abzielen, die sicheren Ergebnisse der in der Kirche vorhandenen gelehrten Exegese für die Gemeinde zu vermitteln. Dixi."

„Genehmigen Sie, Herr Studiendirector, unseren verbindlichsten Dank für diese ebenso lichtvolle als anregende wissenschaftliche Erörterung. Ich glaube nicht, daß jemand etwas dazu oder davon thun kann." Dies Compliment macht seinem Lehrer Herr Lumen in verbindlichster Weise.

„Ich erlaube mir, zwei kurze Bemerkungen hinzuzufügen," glaubte Schreiber dieses bemerken zu sollen. „Die freundliche Andeutung des Herrn Conventual-Studiendirectors in Betreff der Absicht, die ich bei meiner Erörterung gehabt haben möge, darf ich doch nicht acceptiren. Es lag mir wirklich daran, den Chiliasmus des Apokalyptikers zu vertheidigen, nicht als Poëm, sondern als Lehrmeinung, und bin ich auch trotz des außerordentlich fesselnden Vortrags, den wir eben gehört haben, nicht überzeugt, daß dabei unter allen Umständen chiliastischer Unverstand herauskommen müsse. Selbstverständlich weise ich die blödsinnigen Träumereien der Dächsel, Mücke, Mühe und wie sie heißen mögen, ebenso energisch zurück, wie die Auberlens, Bengels u. a. Es ist doch gewiß nicht einfach als ein Zeichen von Unverstand anzusehen, wenn Justin und Irenäus den Chiliasmus des Apokalyptikers vertreten. Indeß kann es mir nicht einfallen wollen, dogmatische Formeln aufzurichten. Ich lasse mein Urtheil in suspenso und schließe mich am liebsten der Aeußerung Luthardts an, daß man eine Herrschaft Christi und seiner Kirche über die übrige Menschheit hier verbürgt finden mag, ich meine eine moralische Herrschaft, nicht eine politische, eine geistige, nicht eine klerikale. In Betreff jedoch der Stelle Cap. 14, V. 2. schließe ich mich ganz dem Herrn Studiendirector an und muß in der levitischen Beschränktheit des Apokalyptikers — vorausgesetzt, daß man die Stelle nicht anders erklären kann — einen durchschlagenden Beweis erkennen, daß

der Apostel Johannes nicht der Verfasser der Apokalypse sein kann. Denjenigen, welche um Christi willen einem ehrlichen Cölibat sich unterziehen, gönne ich gern eine besondere Belohnung im Himmel, glaube auch, daß sie ihnen werden wird. Dies also ist's nicht, was mich zu der Annahme drängt. Wohl aber die Verachtung der Ehe als solcher, die in dem Ausdruck zu Tage kommt, welchen der Apokalyptiker gebraucht und noch dazu in einer Wendung, die nur das weibliche Geschlecht zu beflecken scheint."

„Das ist eben der alttestamentliche beschränkte Geist, der aus ihm spricht," ergänzt Herr Lumen. „Herr Amtsbruder," wendet er sich zu dem gähnenden Flachsbart, „stoßen wir mal an darauf, daß stets eine Portion frischer, fröhlicher Häresie als Ferment in den Kreisen unserer Landesgeistlichkeit vorhanden bleibe. Profit!"

„Dem schließe ich mich an," meint Consistorialrath G. „Indeß kann ich nicht umhin, mich gegen jede Verkennung der welt- und kirchengeschichtlichen Mission unseres Preußens zu verwahren. Die lächerliche Hypothese Dächsels hinsichtlich des Heuschreckenkönigs und Napoleon's gedenke ich jedoch keineswegs zu vertreten. Andererseits aber halte ich es für unbedingt nothwendig, daß alle romanisirenden Gelüste, die etwa in unseren Kreisen auftauchen mögen, gleich im Keime erstickt werden. Ich sage das nicht im Sinne von Ketzerriecherei. In der Lehre, namentlich in der Rechtfertigungslehre, muß ich der Annäherung Hengstenberg's an die vortridentinische

Theologie mich durchaus anschließen. Ich sage das vielmehr in kirchenpolitischem Interesse. Der Kampf gegen Rom dreht sich nicht sowohl um Lehrsätze, als vielmehr um die Systeme: hier Nationalkirche, Landeskirche, Staatskirche — dort das System des jesuitisch reconstruirten, alles Leben und alle freie Bewegung ertödtenden und die Völker in ihrer nationalen Kraft und Entwickelung lähmenden Papstthums."

„Hierin stimme ich ganz mit Ihnen überein, Herr Consistorialrath," erwiederte seinerseits verbindlich der Herr Conventual-Studiendirector. „Freuen wir uns dieser überwältigenden Einigkeit im Geiste des Systems, pflegen wir dieselbe bei aller Freiheit in der theologischen Wissenschaft und allem frischen Luftzuge anregender Häresieen."

3. Ein alter calenberg'scher Superintendent.

Bei dem Landvolk des „Landes zwischen Deister und Leine," soweit es dem Sprengel der Ephorie Ronnenberg angehörte und noch darüber hinaus hieß er schlechthin „de Ole von Gehrden." Seine Wiege hatte zwar nicht im Calenbergischen gestanden, sondern in dem rauhen Waldgebirge des Sollings im Fürstenthum Oberwald, in einem ärmlichen Walddorfe Namens Trögen. Und seine Kinderjahre hatte er verlebt in der „Waldeinsamkeit" des obern Weserthals, da wo die von herrlichen und hohen Buchenwäldern gekrönten Höhenzüge des Bramwaldes rechts und des Reinhardtswaldes mit der spitzlichen Kuppe des „hohen Staufen" links das Thal so einengen, daß es, von der Spitze des letztgenannten Berges aus gesehen, wie eine bloße Waldschlucht erscheint, in welcher das Silberband des Flusses sich hinschlängelt. Etwa eine halbe Gehstunde oberhalb der Krümmung, in welcher dasselbe um den von dem

alten grauen über die Wipfel des Buchenwaldes hinwegschauenden Thurm der Ruine Bramburg malerisch gekrönten Vorsprung des Bramwaldgebirgs sich herumwindet, liegt am linken Ufer ein in Obstgärten verstecktes Dorf. Wenn es noch so ist, wie vor mehr als dreißig Jahren, als ich von Carlshafen her über den Reinhardtswald und Staufenberg herüber zu ihm hinabstieg, dann liegt neben einer alten scheunenartigen Kirche und deren viereckigem stumpfen Thurme ein ebenfalls altes Pfarrhaus mit niedrigen Stuben und Fenstern. Hier hatte der Knabe unter der strengen Fuchtel seines Vaters, des Pastors von Hemeln, sein mensa und amo ohne sonderliche Freuden lernen müssen.

Er war mithin kein Calenberger von Geburt. Obgleich nun der Calenberger in Naturel, Charakter und Sitten sich vielfach von dem leichtblütigeren Oberwälder unterscheidet, wie er denn auf viel schwererem Boden gewachsen ist, als dieser, so hatte sich der „Ole von Gehrden“ während eines mehr als zwanzigjährigen Pastorirens doch so in den Calenberger eingelebt, daß er von demselben als Landsmann betrachtet wurde.

„Hei is höllisch strenge, de Ole von Gehrden, und deiht se faste to Hope schellen up der Kanzel; aber hei deiht sülwest, wat hei prediget. Dat sin de wenigsten Pasters[1].“ So beschrieb mir den alten

1) Er ist gewaltig strenge, der Alte von Gehrden, und schilt sie auf der Kanzel feste zusammen; aber er thut selbst, was er predigt. Das sind die wenigsten Pastoren.

Superintendenten ein Calenberger Bauer, mit dem ich nach einer botanischen Excursion im Deister eine Strecke Weges zusammenwandelte und mir, durch die Touristenkleidung selbst unkenntlich als Pastor, von dem Manne erzählen ließ. Der Calenberger Bauer ist sonst mißtrauisch gegen den Fremden und bis oben hin zugeknöpft, dabei schwerfällig und das, was er selbst so ausdrückt: „stäisch as 'n Osse,“ (eigensinnig wie ein Ochse). Wenn man aber in plattdeutscher Sprache zu verkehren und in seinen Gesichtskreis ungekünstelt und ungemacht einzugehen versteht, dann kann er sogar gesprächig werden.

Ein Hauptgegenstand ihrer beharrlichen Beobachtung ist bei den Bauern, und nicht bloß bei den Calenberger Bauern (— ich habe es auch bei den thüringischen im Hohnsteinschen gefunden, zwischen denen ich mehr als ein Jahrzehnt in der Einsamkeit entlegener Dörfer gelebt habe —) ein Hauptgegenstand also der beharrlichsten Beobachtung der Bauern eines Dorfes ist ihr Pastor und dessen Familie. Was der treibt, wie es in seinem Hause hergeht, vor allem, ob das persönliche und häusliche Leben übereinstimmt mit dem, was der Pastor auf der Kanzel und im Katechismusunterricht predigt und lehrt, das ist dem Bauer beinahe so interessant, wird von ihm beinahe ebenso genau beobachtet und beharrlich studirt, wie sein Vieh, sein Feld und das Wetter.

„Kennen Sie den Alten von Gehrden?“ lautete meine Frage, als mein bäuerlicher Begleiter obige Charakteristik ausgesprochen hatte.

„Eck hebbe öm tor Tit 'eseihen, unn ok' 'härt, wenn hei tor Kerkenvisatatschon to Barschehusen was, unn as de nie Pastór to Hagenbostel innfört is[1])."

„Woher wissen Sie denn, daß er thut, was er predigt?"

„Hm! dat seggen de Lüe tohope. Hei is all lange to Gehrden. Ja, hei is höllisch strenge, unn man kikt öm ok an, wenn hei predigt. Se hebbet en höllischen Respect dervor[2])."

„Na, dann sind ihm die Gehrdenschen wohl aufsässig?" warf ich hin.

„Dat will ek nich seggen. Hei iß süst en ganz geminen unn niederträchtigen Minschen und deiht vele an de Armen[3])."

Das Gespräch sprang dann bald auf Anderes über. Nur dessen erinnere ich mich noch, daß mein Begleiter ebenfalls von den Pastoren die Meinung hatte, die ich schon oft zu meinem nicht geringen Aerger in den verschiedensten Gegenden des Landes hatte aussprechen hören, „dat se sülwest dat int Harte

---

1) Ich habe ihn zeitweise gesehen, wenn er in Barsinghausen Kirchenvisitation hielt, und als der neue Pastor in Hohenbostel eingeführt wurde.

2) Hm! das sagen die Leute sämmtlich. Er ist schon lange in Gehrden. Ja, er ist höllisch strenge, und man sieht es ihm auch an, wenn er predigt. Sie haben einen höllischen Respect vor ihm.

3) Das will ich nicht sagen; er ist sonst ein Mann, der mit dem gemeinen Mann freundlich verkehrt (gemin), und sehr menschenfreundlich gegen Niedrige (niederträchtig) und thut viel an den Armen.

nich glöben, wat se predigen möten, unn dat man mank de Lüe seggt: villichte woll na ören Worten, aber mant nich na ören Werken [1])."

Nach meinen und auch andrer meiner früheren „Amtsbrüder" Erfahrungen sieht im Allgemeinen der Bauer es gern, wenn sein Pastor ein gebrochenes Schwert hat. Denn dann darf dieser nicht in die Schlupfwinkel der bäuerlichen Sünden hineinleuchten. Daher die unausgesetzte Beobachtung der Pfarrhäuser und des persönlichen Lebenswandels der Pastoren seitens der Bauern; man „speculirt" darauf, ob man nicht an dem, welchem man die amtliche Berechtigung zugestehen muß, auf der Kanzel zu „schelten," d. h. die in der Gemeinde herrschenden Sünden zu strafen, sittliche „Fehler," Schwächen und Gebrechen entdecken kann. Es gehören Jahre dazu, bevor ein Pastor in seiner Gemeinde das Vertrauen gewinnt, daß er glaubt, was er predigt, und lebt, was er lehrt. Hat sich aber diese Ueberzeugung endlich festgesetzt, dann steht der Betreffende auch bei denen, die seine Predigten nicht mögen, in Respect; ist er daneben „niederträchtig" und „gemin," diese Worte in dem Sprachgebrauch des Calenbergers genommen, dann kann er sich sogar einer gewissen Beliebtheit erfreuen.

1) Daß sie im Herzen selbst nicht glauben, was sie predigen müssen; und daß unter den Leuten die Rede geht: vielleicht nach ihren Worten, aber nur nicht nach ihren Werken (darf man sich richten.)

„Es thut mir leid, daß du in eine Pfütze gesetzt werden sollst," hatte der selige Petri, der Stifter der hannoverschen „Pfingstconferenz," seinem Freunde geschrieben, als derselbe aus dem Göttingenschen nach Gehrden versetzt werden sollte. Ob das zu scharf geurtheilt war, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe die religiösen und sittlichen Zustände des Orts nicht genau kennen gelernt, da ich immer nur Besuchsweise dort gewesen bin. Der Ort ist ein sogenannter Flecken, machte aber allerdings in mancher Beziehung dieser Bezeichnung alle Ehre, wie der alte Superintendent zuweilen im Scherze hinwarf. Doch weigerte dieser sich, als er nach dem nahen Ronnenberg, dem eigentlichen Sitze der Superintendentur, versetzt werden sollte, und blieb in Gehrden, obgleich jene Stelle bedeutend besseres Einkommen hatte, als die seinige.

Gehrden, im Mittelalter oppidum Gerda genannt, liegt am nördlichen Fuße einer reizenden mehrkuppigen, mit Buchen- und Nadelwald gekrönten Hügelkette, die sich von Nordwest nach Südosten in einer Länge von etwa einer kleinen Gehstunde erstreckt. Auf der nordwestlichen und höchsten Kuppe, dem „Vorberge" (Burgberge), sind die Umwallung und Gräben der einst hier gestandenen Burg im Walde noch sichtbar; an denselben soll in nächtlicher Stunde zu gewissen Zeiten — man weiß leider nicht an welchen — eine weiße Schlange mit einem Schlüsselbunde umkriechen; die letzte Burgfrau, glaube ich, ist in dieselbe verwandelt worden. Von den freien Stel-

len dieser Hügel sieht man südlich den Horizont von dem blauen Walle des eine starke Gehstunde entfernten Deistergebirgs abgegrenzt und kann das in der Umgegend bekannte „Brüllen des Deisters" (das Brausen des Windes in den Waldungen desselben, bevor er in die Ebene herabsteigt) sehr wohl vernehmen. „'T' schall bale Regen maken" (es wird bald regnen), pflegte der Müller der auf der Mitte der Hügelreihe stehenden Windmühle regelmäßig und stets mit demselben Tonfall mich zu versichern, wenn ich dort stand und dem eigenthümlichen Gebrause lauschte.

Der Ort Gehrden besteht aus zwei langen, schief einander kreuzenden Straßen. Im Kreuzpunkte selbst steht die Kirche mit ihrem malerischen alten Thurme, dessen südliche Wand bis fast an den getreppten Giebel hinauf von einem üppig rankendem Epheu bedeckt ist. Der Thurm ist bedeutend älter als die Kirche. Seine untern Geschoße tragen Ornamente romanischer Kunst, Lisenen (viereckigen Wandpfeilern ähnliche Verstärkungen der Mauer, welche Giebel und Dachfries mit dem Fuße verbinden) und Bogenfriese (horizontale von einer Lisene zur gegenüberliegenden laufenden Friese, welche nach unten hin in Rundbögen derart ausgeschweift sind, daß sich da, wo zwei Bögen zusammenlaufen, eine nach unten gekehrte abgestumpfte Spitze bildet).

Im dritten Geschoß des Thurms befinden sich romanische Schallöffnungen, welche durch Säulen ge-

theilt sind. Letztere zeigen einfache romanische Capitäle. Das Satteldach des Thurms wird durch getreppte Giebel abgeschlossen, auf deren Absätzen in früheren Zeiten die Statuen von Aposteln und Heiligen gestanden haben. Diese sind verschwunden. Auf das Satteldach aber hat man in den zwanziger Jahren einen zu dem Thurm gar nicht passenden in gothisirender Weise durchbrochenen Dachreiter gesetzt. Ueber dem Thurmportale sieht man ein mit romanischem Blattwerk umzogenes, von dem lebendigen dunkelgrünen Epheu überschattetes Tympanon (pauken- oder beckenförmige Wandvertiefung), und in demselben eine in Stein gehauene Darstellung des segnenden Christus.

Es gewährte dem alten Superintendenten immer eine besondere und heilige Freude, dieses an sich zwar sehr rohe Bildwerk zu betrachten. Nach einer alten Nachricht stammt der Thurm von dem Kirchenbau her, welchen Bischof Volquin von Minden, ein Graf Schwalenberg, 1295 geweiht haben soll. „Aus diesem segnenden Christus redet die Kirche des dreizehnten Jahrhunderts zu uns,“ sagte er zu mir, als wir wieder einmal vor dem Portale standen; „sie hat auch an Christum geglaubt. Wie viele Augen haben in den sechs bis sieben Jahrhunderten, welche dieser alte Thurm steht, dieses Christusbild betend und glaubend angeschaut, sind betend und glaubend unter ihm hindurch in dieses Gewölbe gegangen, haben hier angebetet und sind gerechtfertigt hinabgegangen in ihre Häuser. Und jetzt liegen sie hier auf diesem

Gottesacker und warten auf die Posaunen des jüngsten Tages, um dann auch aus dem Staube aufzuerstehen und dem in den Wolken herniederkommenden Herrn fröhlich entgegen zu gehen, weil ihre Erlösung gekommen ist. Dann werden sie ihn sehen auch segnend, wie sie ihn hier im rohen Bilde gesehen haben, da sie auf Erden als Pilgrime wandelten und hier eintraten; dann aber werden wir Ihn in Herrlichkeit schauen, sitzend auf dem Regenbogen und hören seine Stimme: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters."

Wir traten dann in die Kirche ein. „Sie ist leider ganz verhunzt durch die Priechen, rechts eine, links gar zwei über einander, aber die vier gothischen Kreuzgewölbe kann man doch wenigstens noch erkennen. Den Altar aber haben sie in den zwanziger oder dreißiger Jahren ganz verdorben. Wie ich mir habe sagen lassen, schloß sich an diesen mächtigen Querbogen früher ein Chor im Kreuzgewölbe mit Rippen an und überwölbte den Altar. Dieser wurde nicht, wie jetzt, durch eine über ihm stehende Kanzel und das sie tragende plumpe Holzgebälke verunziert und gedrückt. Die Kanzel stand hier am Bogen, der den Chor abschloß, und also in das Schiff der Kirche hinein. Den Altar zierte der mächtige Crucifixus, den sie, weil sie nicht damit zu bleiben wußten bei der vandalischen Restauration des Baues, dort über dem Kanzeldeckel an einer Kette am Gewölbe aufgehängt haben. Auch die Fenster waren Spitzbögen, damals hat man, um mehr Aufklärungslicht in die

Kirche zu bringen, sie ausbrechen und diese abscheulichen, langviereckigen Kasernenfenster hineingesetzt. Diese totale Verhunzung des ehrwürdigen Baues danken wir jener Aufklärung, die nichts wußte von dem „„Licht vom Licht aus Gott geboren.““

Die Kirche soll im fünfzehnten Jahrhunderte an Stelle der alten volquinschen erbaut sein, welche letztere von einem hanseatischen Heerhaufen mitsammt dem oppidum Gerda damals zerstört worden ist.

Wenige Schritte trennen die Primariatspfarre von der Kirche.

„Das Haus hat gar nicht das Aussehen eines Pfarrhauses,“ pflegte der alte Superintendent zu sagen. „Es ist ein ganz modernes Ding, könnte ebenso gut ein Judenhaus sein, wie die andern Häuser hier um den Kirchhof herum zum Theil Judenhäuser sind. Kein Giebel, geschweige ein Kreuz über dem Giebel oder über der Thür, wie es an ein Pfarrhaus gehört.“

Es ist wahr, das Haus hat keinen Giebel. Es steht mit der Langseite am Kirchhofe und erscheint von da aus nur einstöckig. Die Giebelseite steht gegen die Straße, ist aber oben durch ein Querdach abgestumpft; sie zeigt zwei Stockwerke und ein Souterrain. Letzteres widersprach in den Augen des alten Herrn auch gänzlich dem Charakter eines Pfarrhauses. „Paßt eher für ein modernes Gasthaus,“ sagte er wohl. „Dazu ist das Ding aus rothen Backsteinen gebaut und nicht einmal geweißt; sieht düster und

unfreundlich und so kalt aus. Ein Pfarrhaus muß durch sein Aeußeres schon freundlich, gemüthvoll und warm den Eintretenden willkommen heißen. Und es muß ein geistlicher Hauch es gleichsam umweben und umwehen, und einen empfangen, wenn man eintritt.“

Nun, ein geistlicher Hauch empfing den Eintretenden trotz der dem alten Superintendenten mißfälligen Neumodigkeit des Gebäudes. Wenn man Abends über den Kirchhof her der Kirche entlang dem Pfarrgebäude zuschritt, dann sah man die drei hohen Fenster links von der Hausthür erleuchtet. Kam man näher, so erblickte man eine brennende Studierlampe und vom Lichte derselben beleuchtet ein von ehrwürdigem Silberhaar gekröntes Haupt, über irgend einem Buche oder Schriftstücke gebeugt. Scharf markirte ascetische Züge zeigte das längliche, schmale Antlitz. So oft ich später die Gesichtszüge des gegenwärtigen Papstes zuerst im Bilde, dann später in lebender Wirklichkeit sah, sind mir trotz aller Verschiedenheit immer wieder die ehrwürdigen Züge des alten Superintendenten vor die Seele getreten.

Trat man nun ein in die Pfarre, so wurde man von einer weihevollen Stille empfangen. Der erste Blick fiel nothwendig auf ein hohes, aus Holz geschnitztes Kreuz, welches in der Hausflur gleichsam als Wahrzeichen des Hauses aufgestellt war. In der Regel hatte der alte Superintendent mich schon erwartet, wenn ich zum Besuche kam. Geräuschlos hatte er dann seine Thür geöffnet. „Guten Abend, lieber

Amtsbruder!" pflegte er wohl scherzend mich zu empfangen. „Komm nur gleich hier herein; gut, daß Du da bist. Wie thun Frau und Kinder?" Eine Pfeife stand in der Regel schon gestopft für mich bereit. Freundlich lächelten seine dunkeln Augen, wenn er sie reichte. „Wird schon gut gestopft sein; hier ist ein Fidibus, und da ist mein Sopha;" damit wies er auf einen alten lederbeschlagenen Lehnstuhl. Ein Sopha gab's in seinem Studierzimmer nicht, obgleich dasselbe mehr ein kleiner Salon als ein Studierzimmer war. Dafür standen in der Mitte desselben drei oder vier viereckige Tische dicht an einander gerückt und mit Papieren, Büchern und Zeitschriften bedeckt, die durch eine Sammlung aller möglichen Briefbeschwerer gehalten wurden. Unter die Tische waren Stühle gerückt, die ganze Einrichtung getroffen für Sitzungen der Kirchenvorstände und für die Predigerconferenz, die er im Sommer alle Monate, glaube ich, in seinem Zimmer um sich sah, und die nach gethaner Arbeit, gewöhnlich fortlaufende Exegese einer der neutestamentlichen Schriften, in der „guten Stube" zu bewirthen ihm ein besonderes Vergnügen machte.

Bei solchen Gelegenheiten pflegte auch Wein oder Bier auf der Tafel zu stehen, Getränke, die der alte Herr für sich selbst sonst niemals richten ließ. Da liebte er es, mit Scherz und kleinen Neckereien seine Gäste zu unterhalten. Seine Schwester, einige Jahre älter als er, eine liebenswürdige alte Dame, mußte dann wohl oder übel mit heran und Honneurs ma-

chen helfen, und neben ihr seine einzige Tochter. Die beiden theilten sich in Ehre, Würde und Bürde der Hausfrau.

War man im engsten Familienkreise zu Tische, sei es Mittags oder Abends, dann waltete der alte Herr seines Amts als Hausvater und gab am liebsten selbst einem jeden die Teller voll, „ein voll geschüttelt und gerüttelt Maaß,“ das man zuweilen nur mit Mühe bezwang. Bemerkte er die Verlegenheit, so war er sofort mit Trost und Rath bei der Hand: „Et längschen, min Söhne,“ pflegte er zu scherzen; „du glöfft nich, wat man bischlahen kann [1]), sagte der Bauer zu seinem Sohne.“ Das meiste Vergnügen machte ihm, wenn irgend eine „zimperliche“ Stadtdame sich an seinen Tisch verschlagen hatte, etwa als Besuch seiner Tochter, derselben den Teller voll zu packen. „Im Gehrdener Pfarrhause muß man tüchtig essen,“ tröstete er dann, „damit man die scharfe geistliche Luft vertragen kann, die dort wehen soll.“

Wer längere Zeit im Pfarrhause zum Besuche war, pflegte an den „Morgen- und Abendandachten“ theilzunehmen. Die Morgenandacht wurde im Studierzimmer gehalten. Die Anwesenden saßen oder standen umher, während der alte Superintendent an einem der Tische stand; Gesangbuch und luthrische Bibelübersetzung lagen vor ihm. Letztere zeugte von einem sehr fleißigen Gebrauche. Wohl kein Blatt war

---

1) Iß langsam, mein Sohn, du glaubst nicht, was man beischlagen kann.

leer von Hieroglyphen aller Art, mit denen der alte Herr im Laufe der Jahre seine Meditationen bei der täglichen Bibellesung, welche er der Morgenandacht voraufgehen ließ, am Rande angedeutet hatte. Er nannte zunächst die Nummer des Gesangbuchs, aus der gesungen werden sollte, nahm sein selbstgeschriebenes Notenheftchen zur Hand und leitete den Gesang, der aus zwei oder drei Strophen eines Morgen-, Dank- oder Bittliedes zu bestehen pflegte.

Eines seiner liebsten Lieder war das alte Wallfahrtslied: Gott der Vater wohn uns bei, mit seiner herrlichen Melodie. Ich bedauere, letztere hier nicht in Noten hersetzen zu können. Den Text aber erlaube ich mir, so wie er in dem damaligen hannoverschen Gesangbuche enthalten ist, folgen zu lassen.

Gott der Vater wohn uns bei
Und laß uns nicht verderben,
Mach uns aller Sünden frei
Und hilf uns selig sterben.
Vor dem Teufel uns bewahr',
Halt uns bei festem Glauben
Und auf Dich laß uns bauen,
Aus Herzensgrund vertrauen;
Dir uns lassen ganz und gar,
Mit allen rechten Christen
Entfliehn des Teufels Listen,
Mit Waffen Gott's uns rüsten.
Amen, amen, das sei wahr,
So singen wir Halleluja.

Unter den Morgenliedern schien ihm das liebste zu sein:

Du heiligste Dreifaltigkeit,
Du hochgelobte Einigkeit,
Gott Vater, Sohn und heilger Geist,
Heut diesen Tag mir Beistand leist.

Mein Seel, Leib, Ehr und Gut bewahr,
Daß mir nichts Böses widerfahr,
Daß mich der Satan nicht verletz,
Noch mich in Schand und Schaden setz.

Des Vaters Huld mich heut anblick,
Des Sohnes Güte mich erquick,
Des heilgen Geistes Glanz und Schein
Erleucht mein's finstern Herzens Schrein.

Mein Schöpfer steh mir kräftig bei,
O mein Erlöser bei mir sei,
O Tröster weiche nicht von mir,
Mein Herz mit Deinen Gaben zier.

Nach dem Liede verlas der Hausvater den Bibelabschnitt, den er ausgewählt, den alle stehend anhörten. Dann fügte er eine kleine Predigt hinzu, die freilich zuweilen zu lang gerieth, so daß die alte Dame selig darüber einnickte und durch das wiederholte Neigen ihres Hauptes das Gesagte bestätigen zu wollen schien. Der alte Herr ließ sich jedoch dadurch nicht stören, neckte dafür aber seine Schwester gelegentlich mit ihrem „Andachtsschlaf,“ der sie auch während der Predigten in der Kirche an heißen Sommertagen zuweilen beschlich. Mit einem Vaterunser wurde beschlossen.

Abends pflegte man sich in der Familienstube zu versammeln, häufig erst um neun Uhr, wenn Alles

müde war. Der Hausvater las einen Psalm aus luthrischer Uebersetzung vor und sprach dann ein kurzes freies Gebet, das häufig sehr innig war, in welchem er nie unterließ, seiner Kinder in der Ferne zu gedenken.

Selbstverständlich nahm die Magd, und wenn Wäscherinnen oder Tagelöhnerinnen im Haushalte arbeiteten, auch diese an den Andachten Theil. Abends kam es zuweilen vor, daß die eine oder die andere vor Müdigkeit in ein bedenkliches Wanken gerieth und an der nächsten Wand oder Schrankecke eine Stütze suchte.

Nach der Abendandacht sah der alte Herr es sehr gern, wenn sein Besuch noch mit ihm in seinem Zimmer eine Cigarre rauchte. Zwischen zehn und elf Uhr aber hieß es zu Bette gehen. Er selbst verschloß dann die Hausthüre.

Zur Unterhaltung pflegte der alte Herr außer beim Mittagsessen nur Nachmittags ein halbes Stündchen seine Hausgenossinnen aufzusuchen, um vier Uhr beim „Kaffee.“ Nach demselben machte er, wenn nichts Amtliches oder nicht schlechtes Wetter hinderte, gern einen kleinen Spaziergang auf die Hügel, durch deren Schluchten, oder auch auf den „Koppelwegen“ durch die Feldmark. So ging ein Tag wie der andere hin; nur die verschiedenen Amtsgeschäfte brachten Abwechslung. Zuweilen, im Ganzen selten, wurde ein benachbarter Amtsbruder besucht.

So strenge der alte Superintendent gegen sich selbst war, so ernst er's mit seinem Amte und mit der Hauptaufgabe, der Predigt des göttlichen Worts, nahm, ja so scharf er den weltlichen Sinn, die Augenlust, Fleischeslust und Hoffart geißeln konnte — von jener allbekannten Salbung protestantischer Prediger hatte er gar nichts. Er übte und liebte ein „gesundes" Christenthum und Nüchternheit, leibliche wie geistige. Man sah und fühlte ihm an, daß er ganz das war, was er war; er scheute sich niemals, wenn er zwischen sogenannte „Weltleute" gerieth, namentlich wenn dieselben den besseren Ständen angehörten, bei gegebener Gelegenheit denselben „mit Gottes Wort" auf den Leib zu rücken und deren dadurch verursachte Unbehaglichkeit einfach zu ignoriren; aber Alles ohne jene gemachte Salbung, welche mit ihrer Frömmigkeit Rad schlägt, jedem ihren Bekehrungseifer zudringlich aufdrängt, und ein gewisses Etwas an sich hat, das den Eindruck macht, als sei sein Besitzer ungefähr in eine Monstranz eingefaßt. Ich habe diese Sorte von Salbung namentlich bei Geistlichen der „preußischen Landeskirche" beobachtet, bei den sogenannten Separirten aber ebenfalls. Ihre Besitzer sind vielleicht treffliche Christen und aufrichtige Menschen, ich will ihnen das von Herzen wünschen; aber ihre Salbung ist mir stets ungenießbar gewesen. Vielleicht hat der Einfluß des alten Superintendenten diese meine Geschmacksrichtung angeregt.

Ganz im Gegensatz zu einer damals Mode werdenden Vielgeschäftigkeit in dem, was man „Seel-

sorge“ nannte, beschränkte der alte Herr seine Hausbesuche in der Gemeinde auf Krankenbesuche und auf solche Fälle, wo er einen bestimmten Anlaß hatte. Oft genug hat er mir seine Mißbilligung jener neuen Praxis ausgesprochen und mich davor gewarnt, den Leuten ohne Anlaß in die Häuser zu laufen, um „Seelsorge“ zu üben.

„Das Fundament einer wirklichen Seelsorge, pflegte er zu sagen, ist der Beichtstuhl. Der ist uns unwiederbringlich verloren gegangen. Wo kein Anlaß dich in die Häuser ruft, da wirst du mehr schaden, als nützen, wenn du den Leuten, vollends dem Bauer, deine „Seelsorge“ aufdrängen willst. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Man wittert instinctmäßig die Möglichkeit, daß der Pastor in das Innere der Familie eindringt, daß er vielleicht in den geheimen Winkeln der Seele dies und jenes entdeckt; und weil das ungerufen geschieht, so wittert man auch weiter die Gefahr, daß der Pastor einen beherrschenden Einfluß gewinnen könnte, oder vielleicht gar zu gewinnen beabsichtigt. Um so mehr wird man sich gegen ihn abschließen. Man wird, wenn er kommt, ihn im Sonntagsrock empfangen und weiter nichts sehen lassen, als diesen. Man wird zuletzt seine Besuche als eine Last empfinden und zu vereiteln bemüht sein. Man wird sich in der Spinnstube und in der Schenke über ihn lustig machen. Auf diese Weise verdirbt der Prediger sich auch leicht den Einfluß, den er durch Predigt und Unterricht und vor allem durch das stille Beispiel seines Wan-

dels haben könnte.“ „Letzteres, betonte der alte Herr oft, ist die beste und wirksamste Seelsorge, die wir üben können.“

Ehe ich selbst „im Amte“ war und in den Ferien meines Rectorats wochenlang sein Gast sein konnte, sah er's gern, wenn ich ihn bei Krankenbesuchen begleitete. Gehörten die Kranken unbemittelten Familien an, so nahm er irgend eine Unterstützung mit, oder sandte dieselbe zuvor hin, sei es in Lebensmitteln, Kleidung oder Geld. Auf die Weise erschien er als theilnehmender und helfender Freund und nicht als der gefürchtete Todesbote, als welcher der Pastor so leicht angesehen wird, wenn er mit der Thür in's Haus fällt und seine Besuche gleich mit Ermahnungen zur Bekehrung unter Hinweis auf den Tod einleitet. So vermied er den fatalen Eindruck der Phrasendrescherei, welchen so leicht Ermahnungen zur Geduld, Verdemüthigung u. s. w. hinterlassen, wenn der Ermahnende in Gesundheit und Wohlstand sich befindet und nicht durch Hülfe den Kranken und Armen zeigt, daß er nicht bloß mit dem Munde, sondern auch mit der That mit leidet.

War in Häusern der Reichen Krankheit oder Unglück eingefallen, so machte er einen Höflichkeitsbesuch, nach welchem er abwartete, ob man ihn rief. Geschah das nicht, so ließ er sich nach dem Befinden erkundigen und wiederholte nach einiger Zeit gelegentlich den Besuch. Je nachdem der Fall bedenklich war oder nicht, wartete er bei den Besuchen mit so-

genannter Seelsorge und Bekehrungsversuchen, bis der Kranke selbst die Hand dazu bot.

Es wird, wie ich selbst genugsam die Erfahrung gemacht habe, oft vorkommen, daß der Kranke das nicht thut, und seine Umgebung es ängstlich zu verhindern sucht. Zuweilen gelingt es noch, wenn der Mensch zum Sterben kommt, rechtzeitig zu erscheinen, um dann wenigstens durch Gebete und Zusprüche wo möglich Reue und Glauben zu erwecken. Bei einem Sterbenden läßt man auf dem Lande, im Bauernstande, dem Pastor noch am ehesten freie Hand. Außerdem ist es in manchen Orten noch Mode, daß der Pastor gerufen wird, um die Communion zu bringen, wenn man sieht, daß es bald zu Ende geht. Zuweilen wird dieselbe als letzter Versuch die Krankheit zu heben, als eine Art Zaubermittel verlangt. Häufig freilich wird sie auch abgelehnt, wenn man sie frühzeitig anbietet, weil man sie als ein Zeichen ansieht, daß dem Kranken das Urtheil gesprochen ist.

Bei ungünstig auslaufenden Fällen war ich nie zugegen in Begleitung des alten Herrn; ich habe nur gesehen, wie er's hielt bei Besuchen, wo der Kranke und seine Umgebung willig waren. Hatte er sich freundlich nach dem Ergehen erkundigt, vielleicht eine Kleinigkeit zur Erquickung mitgebracht, dann leitete er bald zu seinem eigentlichen Zwecke über. In der Regel betete er mit dem Kranken Psalmsprüche, welche dieser voraussichtlich kannte, Gesangsverse, Vater unser, Christe du Lamm Gottes. Doch hielt er auch wohl ein seelsorgerliches Gespräch mit ihm. Waren

Hausgenossen anwesend, so wurden sie aufgefordert, beim Gebet mit niederzuknieen.

Bei solchen Begleitungen und später in eigener Amtsführung habe ich gesehen, daß die Leute solche Besuche gern haben und je länger je öfter auch selbst schicken und rufen lassen. Nach und nach spricht sich's aus in der Gemeinde, man wird mehr und mehr verlangt, und zwar geradezu zum Gebet mit dem Kranken; man wird dann auch aufgefordert, in der Kirche für ihn zu beten.

Diese Praxis habe ich von dem alten Herrn in Gehrden gelernt; er hat mich darin eingeführt; ich habe sie später bewährt gefunden und jene Lauferei in die Häuser, lediglich um „seelsorgerliche Gespräche" vom Zaune zu brechen, vermieden.

Als der Culturkampf begonnen hatte, wurde derselbe begreiflicher Weise Gegenstand unseres Gesprächs und unserer Correspondenz.

Aus demselben Grunde, aus welchem die Renitenz der Niederhessen meine Sympathie fand, hatte dieselbe auch die katholische Kirche. Weder der unklare dogmatische Standpunkt, den ich bei jenen zu sehen glaubte, noch ihre engherzige Eingenommenheit für ihre niederhessische Kirchenverfassung hatten irgendwie meinen Beifall, sondern einzig und allein ihr Widerstand gegen die auch die kirchlichen Dinge als ihr Ressort behandelnde Staatsomnipotenz.

Unzweifelhaft stand es mir fest, daß die Kirche die von oben her, von Christus gegründete Heilsanstalt für die Völker wie für die Einzelnen sei. Hierin stimmten wir, der alte Superintendent und ich, zusammen; das ist sehr erklärlich, da ich diesen Begriff von Kirche durch ihn hauptsächlich empfangen hatte. Im Taufbefehl hat der Herr seinen Aposteln und in ihnen deren Nachfolgern im heiligen Amte unmißverständlich den Auftrag gegeben, alle Völker „zu seinen Jüngern zu machen" (μαθητεύσατε) und sie halten zu lehren, „was ich euch geboten habe." Was ist dieser Befehl anders, als der Auftrag, die Völker zu christlichen Gemeinwesen zu erziehen? „Gleichwie mich der Vater gesandt, so sende ich euch," hatte Er denselben Männern gesagt, ihnen damit die Missio und in den folgenden Worten die Vollmacht des Bußsacraments feierlich am Ostertage ertheilt. Dazu kam noch die dem heiligen Petrus, und wie wir damals glaubten, in ihm dem bezüglichen Kirchenregimente, gegebene Vollmacht zu binden und zu lösen, was wir nicht anders verstehen konnten als im Sinne von gebieten und erlauben, also die der Kirche ertheile Vollmacht, sich selbst und ihre Glieder kirchlich zu regieren. Einer solchen in die innerste Ueberzeugung übergegangenen Grundanschauung von der Kirche, ihrer Stellung und Aufgabe in der Welt mußte ein Anspruch des Staats, die Kirche mit- oder ganz regieren zu wollen, unerträglich erscheinen.

Waren wir hierin einig, und ebenso auch in der Sympathie für jene, welche es wagten, jenen Ansprü-

chen des Staats Widerstand zu leisten, mithin für die Niederhessen sowohl, als auch für die katholische Kirche, so gingen doch unsere Meinungen in einem anderen Punkte aus einander. Der alte Herr wollte seine Sympathie eine rein theoretische bleiben und die Befreiung unserer „Kirche“ von der Bevormundung und dem Regimente der Staatsomnipotenz lediglich Gott und dessen Geschichtsleitung überlassen, während ich mich der Meinung zuneigte, daß die Diener der Kirche selbst dazu mitwirken müßten. Er bezeichnete diese Meinung nicht, wie gewisse Landeskirchler, mit jenem Schlagwort „fremdes Feuer,“ fand sie aber für die irdische Existenz wie für eine gedeihliche Wirksamkeit gleicher Weise bedenklich und gefährlich.

Meine Betheiligung an der Kundgebung für die Niederhessen fand des alten Herrn volle Mißbilligung, besonders als die Kirchenbureaukratie sich beeilte, die kundgebenden Prediger abzurüffeln und der Schulinspection zu entsetzen. „Das hast Du nun davon;“ schrieb er mir nach diesem Ausgange. „Und wenn uns der Staat nur in Ketten und Banden in die Schulen hineinläßt, so müssen wir die Ketten tragen, aber nicht aus Prinzipienreiterei die Schulinspection wegwerfen. Denn da steht der Befehl Christi: weide meine Lämmer, und der andere: Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Siehst Du nicht, wie es die katholische Kirche macht?“ Doch gab er auch wieder zu, daß es eine seltsame Maßregelung sei, zur Strafe für eine das landesherrliche Kirchenregiment des Königs als solches gar nicht

angreifende, sondern nur gegen eine bestimmte Maßnahme desselben sich richtende Kundgebung uns der Schulinspection zu entsetzen, die doch auf einem anderen Gebiete liegen sollte, angeblich weil wir den Summepiskopat des Landesherrn angetastet hätten. Und um so seltsamer, als man den an der Kundgebung betheiligten Superintendenten, also Organen des Summepiskopats, ihre Stellung beließ.

Die erwähnte Maßregelung veranlaßte den alten Herrn, jetzt dringender als sonst mir den Rath zu wiederholen, ich möge mich ganz von dem „Ausschuß" der Pfingstconferenz und von dieser selbst zurückziehen. „Ich habe es nicht gern gesehen," schrieb er mir, „daß Du Dich hast dahinein ziehen lassen. Sag Dir doch selbst, was soll eine solche Art von Opposition gegen die Staatsomnipotenz der Kirche nützen? Diese Redetourniere, die glauben machen sollen, als ob man wirklich das Zeug dazu in sich trüge, nur so einfach aus der Landeskirche hinaus zu spazieren und dann eine Freikirche zu errichten! Es kommt nichts weiter dabei heraus, als immer neue blamable Rückwärtsconcentrirung, über die man in Berlin nur seinen Spott hat. Glaubst Du denn, daß unsere Reden und Thesen dort einen anderen Eindruck machten als den der Lächerlichkeit? Und die schriftlichen Erklärungen, Vorstellungen, Eingaben, was sind sie anders als Papierkorbfutter! Haben auch nichts besseres verdient."

Ein andermal: „Wir sind an Händen und Füßen gebunden mit den Fesseln, welche aus der Natur des

Staatskirchenthums erwachsen sind. Der Staat ist der starke Pfahl, an den unser Kirchenthum angebunden ist, ohne den es gar nicht stehen kann. Wird es von demselben losgebunden, so fällt es um wie ein schlaffer Grashalm, fällt aus einander in unzählige Splitter und Bretter, wie ein hohles Faß aus einander fällt, wenn die Reifen abgeschlagen sind. Und wir, mein Lieber, wir haben gar nicht das Zeug dazu, wenn das Faß aus einander fällt, oder wenn wir hinaus springen oder hinaus geworfen werden, dann einen Neubau aufzuführen, der haltbarer wäre und zusammen hielte. Sieh doch die Separirten und die Amerikaner an: ewige Zänkereien, immer neue Zersplitterungen, immer neue kleine Sectlein. Ich kann Dir deshalb nur rathen, den Gedanken ganz aufzugeben, den Du in einem Deiner letzten Briefe besprochen hast, daß Du wolltest in das Hermannsburger Missionsgebiet übertreten, um der Misère hier bei uns zu entgehen. Es geht dort in der Mission just nicht anders, als in der Leipziger: ewiger Zank, Austritte, Neubildungen u. s. w."

„Ich hoffe," äußerte der alte Herr in einem Gespräche über die Aussichten des Culturkampfs, „ich hoffe, daß die Staatsallmacht an der katholischen Kirche sich doch noch die Zähne abbricht und die Hörner abstößt. Möglicher Weise könnte das auch uns zu Gute kommen. Aber erleben werde ich das nicht."

„Wenn die katholische Kirche," erwiederte ich, „so wenig inneren Fonds und so wenig Wahrheit in sich hat, wie unsere kirchliche Tagespresse ihr beläßt, dann dürfte sie auf die Dauer doch dem preußischen Staate gegenüber erlahmen."

„Nun es wird viel geschrieben oder besser gesagt geschmiert, was weniger Wahrheit als Wunsch ist," meinte der alte Herr. „Leider kenne ich das Leben und Treiben in der katholischen Kirche nicht, um beurtheilen zu können, ob die Ungeheuerlichkeiten, welche z. B. Martensen in seinem Buche über Protestantismus und Katholicismus dem letzteren aufbürdet, Entstellungen oder Wahrheit sind. Auch das luthardtsche Blatt bringt zuweilen anscheinende Correspondenzen aus katholischen Ländern, deren Inhalt ich für mein Theil doch mit dicken Fragezeichen versehen möchte."

Er suchte dann eine Zeitlang in dem Pack umher, in welchem er die Nummern des genannten Blattes zusammen gelegt hatte. „Suche da eine Correspondenz aus Oesterreich, deren Tonart mir sehr aufgefallen ist. Hier — da ist sie. Du bist ja schon als Student wochenlang in Tyrol und in dem katholischen Bayern gewesen, kürzlich auch wieder in den österreichischen Alpen und hast doch gewiß Deine Augen aufgethan. Nun höre, ich will Dir Einiges vorlesen."

Den Leser bitte ich, die Geduld nicht verlieren zu wollen, wenn ich einige Absätze dieser Correspondenz „aus Oesterreich" hersetze. Man sieht daraus, wie

in Oesterreich befindliche Protestanten in Blätter zu schreiben wagen, von denen sie vielleicht voraussetzen, daß sie in Oesterreich nicht gelesen werden. Nach einer verurtheilenden Schilderung des mit dem verflossenen Beust ans Ruder gekommenen Liberalismus, der „mit einem Schlage das alte Oesterreich in zwei Hälften theilte, welche unter seinen Händen, gegen oder auf seinen Wunsch, in zahllose größere und kleinere Ruinen zerfallen sind“ — kommt der Correspondent — vermuthlich ein Prädicant — auf „die Kirche des Evangeliums.“

„Wo das goldene Kalb und der Wucher das Scepter führen, da schmähen und begeifern sie das Evangelium und legen es wenn irgend möglich in Ketten und Banden. Und in der That die Kirche ist wohl die verkommenste Ruine Oesterreichs.“ — „Wessen Schuld ist denn das?“ fragte der alte Herr dazwischen; „doch nur ihre eigene.“

„Das Evangelium,“ las er weiter, „ist eine Kraft Gottes selig zu machen Alle, die daran glauben, und deshalb mußte es in Oesterreich ausgerottet werden, sollte dieses eine päpstliche Domäne bleiben, wie es das zum Theil noch ist. Und den Jesuiten wurde die Aufgabe, das Evangelium im Blute Oesterreichs zu ersticken und es für ewige Zeiten zu verscharren, und sie widmeten sich dieser Aufgabe mit wahrhaft übermenschlicher Hingabe.“ Etwas weiter wird dann gesagt, daß der Kaiser Franz Joseph zwar Summepiskopus der evangelischen Kirche sei, aber als ein seiner religiösen Richtung nach guter „Sohn Roms“

das Kirchenregiment nur zum Schaden der evangelischen Kirche führe.

„Das ist der Dank dieser Leute für das kaiserliche Patent," unterbrach sich hier der alte Herr. „Ich kann es nicht leiden," meinte er, „wenn man auf unserer Seite, und namentlich wenn Leute, die einer durch eigene Schuld verkommenen protestantischen Theilkirche angehören, das Maul voll nehmen mit Schimpfen auf Katholicismus und Jesuiten. Vollends aber, wenn solche Leute dabei so thun, als wäre die katholische Kirche keine Kirche Christi, als hätte sie das Evangelium nicht. Von wem hat's denn Luther empfangen? Mögen die Jesuiten meinetwegen so schlecht sein wie sie wollen, daß sie das Evangelium Christi ausrotten wollten, ist denn doch eine erbärmliche Lügerei. Ich muß sagen, Herr Luthardt sollte sich schämen, solch fanatisch-verlogenes Gewäsche in seinem Blatte abdrucken zu lassen. Wollen die Jesuiten den Protestantismus ausrotten, so gebe man andererseits auch der Wahrheit die Ehre, daß Luther und viele nach ihm den Katholicismus ausrotten wollten und es gethan hätten, wenn sie gekonnt. Das protestantische Kirchenwesen in Oesterreich aber und das Evangelium als ein und dasselbe hinstellen, das heißt denn doch den Humbug zu arg treiben. Mich widert diese Phraseologie an."

„Was ist das für eine Armseligkeit," fuhr er nach einer Pause fort, „wenn der Mensch hier als Beweis für die von den Jesuiten vollzogene Ausrottung des Evangeliums anführt, daß man in Wien noch vor

kurzem keine Bibel habe auftreiben können! Wie kann jemand erwarten, daß in einer katholischen Stadt luthrische Bibeln zu haben sind. Katholische Bibelübersetzungen wird man schon haben kaufen oder antreffen können."

Die Correspondenz erzählte dann, trotz dieser übermenschlichen Verfolgungswuth der Jesuiten habe „der Herr sich noch Tausende übrig bleiben lassen, die ihre Kniee nicht vor Baal beugten."

„Da werden," bemerkte ich, „die Katholiken geradezu als Götzendiener bezeichnet. In Tyrol ist mir Aehnliches umgekehrt entgegengetreten. Dort nennt das Volk sich „„christlich"" und im Unterschiede die wenigen Protestanten „„Luthrische,"" bezeichnet aber mit diesem Ausdruck „„luthrisch"" überhaupt jeden, den es für einen ungläubigen oder unsittlichen Menschen hält. Ich war, wie Du weißt, diesen Sommer dort. Da saß ich eines Tages in dem sogenannten Herrenhause des Salzbergwerks im Hallthale. Einer der Aufseher hatte an demselben Tische Platz genommen. Als er erfahren, ich sei ein Pfarrer, wies er auf meinen Ehering und fragte: „dann sein's epper a Luthrischer." Als ich dies lachend bejaht hatte, fragte er fast indignirt, warum die „Luthrischen" nicht an „unsern Herrn Jesus Christus" glaubten. Ungläubig schüttelte er den Kopf, als er von mir hörte, daß ich auch an denselben glaube, und mit mir viele andere „Luthrische." „Halten Sie uns denn nicht für Christen?" war schließlich meine Frage. — „I weiß nit," erwiederte er. „Die Luthrischen, die man hier

sieht, die Sachsen und Preißen, die alle Sommer durch's Tyrol laufen und die in Innsbruck zu dem luthrischen Tempel gehören, glauben nichts, spotten nur über unsern Glauben, lachen über unser Beten und wollen die Leute verwirren, daß sie auch nichts glauben." Ich sei der erste Fremde und der erste Luthrische, den er habe nicht so thun sehen, den er habe den Glauben an Christus bekennen hören. Ich habe dann in Innsbruck mich davon überzeugt, daß dieses Blatt, die Luthardtsche, recht berichtet war durch eine Correspondenz, die ich in ihr gefunden hatte, daß der protestantische Prediger in Innsbruck ein Neologe sei [1]), und daß man sich evangelischer Seits schämen müsse, in dem katholischen Tyrol durch einen solchen vertreten zu sein."

Eine ganz ähnliche Beschreibung der Luthrischen gab mir eine Woche später mein Führer aus einem Dorfe bei Lienz in Tyrol, der mich zur Laserzer und Kerschbaumer Alpe führte und mir seine Befriedigung aussprach, daß ich nicht nur nicht über ihren Glauben gespottet, sondern sogar selbst vor dem Essen gebetet hätte. Das habe er noch nie von einem Luthrischen gesehen, so viele er auch schon geführt habe.

„Die Leute dort haben also Grund," ergänzte der alte Herr, „wenn sie die Luthrischen für Heiden halten. Anders steht es aber mit solchen Correspondenten oder den Leipziger Missionaren, wenn sie den Katholicismus einfach Götzendienst, und die Ka-

1) Derselbe ist später dort weggekommen.

tholiken Götzendiener nennen. Ich kann mir nicht denken, daß sie das selbst glauben. Der hier — damit wies er auf die luthardtsche Correspondenz — kommt auch auf das, was Du eben erzählst. „„Sind wir doch selbst noch, schreibt er da, wie viele andere von verschiedenen Leuten aus dem Bürgerstande gefragt worden, ob denn wir Evangelischen auch wohl an Christum glaubten?““ Er aber sagt nichts von dem Eindrucke, den die Protestanten durch ihr Leben und Treiben auf die Leute dort machen, sondern gibt jenes abfällige Urtheil der „Unwissenheit“ schuld, in welcher „der Haß“ der Jesuiten die Leute von Jugend auf in Betreff des Protestantismus erhielte.

„Wenn die katholischen Priester ihre Gemeinden vor den Protestanten warnen,“ fügte ich hinzu, „so kann man bei der Beschaffenheit vieler derselben in jenen Ländern es ihnen nicht verdenken. Ich habe in verschiedenen protestantischen Kirchen Oesterreichs nichts als nackten Unglauben, Humanitätsphrasen und Schimpfen gegen die Abgötterei des Katholicismus predigen hören. Als ich in meinen Studentenjahren in Tyrol, Vorarlberg und der Schweiz Fußtouren machte, habe ich z. B. in Arth am Charfreitage eine sehr gute Predigt von dem katholischen Pfarrer gehört vor einer ganz gefüllten Kirche, während die Osterpredigten in protestantischen Kirchen St. Gallens durch ihren Unglauben uns hinaus und in den katholischen Dom hinein trieben, wo wir uns zwischen einer anbetenden Menge sahen und Ostern feiern konnten. In der kleinen protestantischen Kirche zu Venedig

wurde so erbärmlich gepredigt, wurden so wässerige Lieder gesungen, daß wir unseren Spott darüber hatten. Als ich in Schladen stand, pflegte Amtsbruder K. jede seiner Predigten mit obligaten Schelltereien gegen den Katholicismus zu würzen, so daß unseren eigenen Leuten es zu viel wurde."

„Ich habe Dich stets davor gewarnt," unterbrach mich der alte Herr; „und wie ich hoffe, nicht vergeblich. — Doch lassen wir diese Correspondenz aus Oesterreich. Spielen wir lieber eine Partie Schach; das ist eine bessere Unterhaltung."

Theilnehmende Freunde, füge ich diesem Meinungsaustausch zu, hatten dem alten Herrn den Argwohn ausgesprochen, meine romanisirenden „Schrullen" — so nannten sie die „Liebhaberei für Liturgisches" und die Sympathie für den Widerstand gegen die Staatsomnipotenz — würden mich schließlich noch „nach Rom führen." Niemals hat der alte Herr diese Zuflüsterung mir gegenüber erwähnt, oder auch nur eine diesbezügliche Andeutung gemacht. Ich habe von derselben erst viel später, ich glaube, erst nach geschehener Conversion erfahren.

Einmal des Jahres pflegte der alte Herr mich in meinem Pfarrdorfe auf einige Zeit zu besuchen.

Anläßlich des Gottesdienstes, dem er beigewohnt hatte, kam das Gespräch bei Tisch auf die in Urbach von meinem Vorgänger eingeführte und von mir

selbstverständlich festgehaltene Abendmahlsliturgie und im Anschluß daran auf die katholische Messe. Ich ließ nämlich während der Feier folgenden Gesang singen:

„O Vater, groß von Gnade, Lieb und Güte,
Wir kommen mit zerschlagenem Gemüthe
Und bitten Dich, Du wollst ansehn uns Armen
Und Dich erbarmen.

Nimm von uns weg all unsre Missethaten
Und alle Schuld, darin wir sind gerathen,
Damit wir Dir ein reines Opfer bringen,
Und recht lobsingen."

Es folgen dann einige Strophen, welche den vollkommenen Gehorsam Christi als die an unserer Stelle Ihm dargebrachte Genugthuung Gott vorhalten. Hierauf heißt es weiter:

„Wir können sonst für uns und unsre Sünden
Kein Lösegeld, kein andres Opfer finden:
Dein Sohn, o Gott, ist's, den wir bringen müssen,
Für uns zu büßen.

Schau seinen Leib, an's Kreuz für uns gehenket,
Schau an sein Blut, mit welchem Er uns tränket;
Der Leib, dies Blut, so allen Schaden heilet,
Wird ausgetheilet.

Der süß' Geruch zu Dir gen Himmel steiget,
Daß sich Dein Herz zu uns herunter neiget,
Nun wir in Buß und Demuth vor Dich treten
Und zu Dir beten.

Dies Opfer zum Gedächtniß wird begangen:
Man ißt den Leib, der an dem Kreuz gehangen,
Man trinkt das Blut, das von Ihm ist geflossen,
Für uns vergossen.

Du kannst, o Gott, dies Opfer nicht verachten,
Das sich für uns so willig lassen schlachten;
Auf dies Lamm ist die Sünd' der Welt geleget,
Die es all träget.

Drum Vater, laß um Jesu Christi willen
Sich Deines Grimms gerechten Eifer stillen;
Dein Sohn hat ja an unsrer Statt erduldet,
Was wir verschuldet."

U. s. w.

„Diesen Gesang," fuhr ich fort, „lasse ich bei jeder Abendmahlsfeier singen, um die Gemeinde dahin zu bringen, daß sie sich gewöhnt, in der Abendmahlsfeier das Opfer des Herrn Gott auch als unser Opfer und in demselben sich selbst Ihm darzubringen."

„Hierin katholisirst Du aber," entgegnete der alte Herr lächelnd.

„Das sehe ich nicht ein," lautete meine Erwiederung. „St. Petrus nennt uns ein königliches Priesterthum, der Hebräerbrief schreibt: wir haben einen Opferaltar, von dem die Juden nicht essen dürfen, St. Paulus stellt dem heidnischen Opfer, dem Tische der Teufel, wie er's nennt, den Tisch und Kelch des Herrn gegenüber, bezeichnet also auch das Abendmahl als ein Opfermahl und den Altar desselben als einen Opferaltar, das ist doch Alles

sehr biblisch. Und wir rühmen uns des allgemeinen Priesterthums; sind wir Priester, so müssen wir doch auch ein Opfer haben. Und endlich Heeremann, der Dichter dieses Gesanges, war doch ein guter Lutherischer."

Der alte Herr lachte. „Du brauchst Dich nicht zu ereifern," meinte er ruhig, „der Gesang kommt mir allerdings auf den ersten Blick etwas fremdartig vor. Doch ist die Opferung Christi in demselben immer nur eine ideelle, ein Vorgang in der Vorstellung des Betenden, nicht aber eine physische, und nicht einmal eine reale. Nirgends findet sich eine Andeutung, daß der Consecrationsact als ein Opferact gedacht ist, als eine unblutige Wiederholung des Opfers Christi, oder gar als eine von diesem wieder unterschiedene Opferung Christi von Seiten des messirenden Priesters, wozu die neueren katholischen Theologen das Meßopfer machen wollen. Gegen diese Theorie streiten nicht bloß die Aussprüche des Hebräerbriefs von dem einmaligen Opfer Christi, sondern auch alle Stellen des neuen Testaments, welche aussagen, daß Christus hinfort nicht mehr stirbt, daß der Tod nicht mehr über Ihn herrscht, daß Er ein Priester ist nach der Weise Melchisedeks, also ein königlich herrschender, im Himmel Gott auf Grund seines Opfers für uns bittender Hoherpriester. Daß Christus von dem Priester in der Messe immer wieder von neuem geopfert, d. h. also in den Todeszustand versetzt würde, und dabei doch in jeder der beiden Gestalten der ganze verklärte Christus gegenwärtig sein soll, er-

scheint mir als eine Ungeheuerlichkeit und als ein flagranter Widerspruch gegen die angezogenen Schriftstellen. Darum kann ich mich auch mit Deinen mir unklar scheinenden Vorstellungen nicht befreunden. Das erste und genau genommen einzige Gnadenmittel ist und bleibt doch das Wort. Durch das Wort wird erst das Sacrament. Das Wort aber, die Predigt des Worts, bezeichnet St. Paulus als das priesterliche Opfer, welches er verwalte, oder richtiger als das von Gott gegebene Institut, welches er als Priester Jesu Christi verwalte. Ich erinnere euch, schreibt er den Römern, um der apostolischen Amtsgnade willen, die mir zu dem Zwecke gegeben ist, ein Opferpriester, ein Liturg Jesu Christi zu sein für die Heiden, indem ich das Evangelium Gottes als Opferpriester verwalte — er sagt ἱερουργοῦντα τὸ εὐαγγέλιον —, damit das Opfer der Heiden angenehm sei, geheiligt im heiligen Geiste (Röm. 15, V. 15 u. 16). Das ist unser priesterlicher Dienst, mein lieber Sohn, daß wir als Priester Christi das Evangelium so unsern Gemeinden predigen, daß dieselben dadurch Gott zum Eigenthum geweiht werden und selbst ein Gott angenehmes Opfer sind durch den Gehorsam, welchen sie dem Evangelium Gottes erweisen. Laß uns nur diesen priesterlichen Dienst, jeder in seiner Gemeinde, treu verwalten, indem wir uns selbst in demselben Gotte opfern, so bedürfen wir eines andern Priesterdienstes nicht."

Diese mit heiligem Ernste und in ungemachter Begeisterung für das Amt, welches wir von Gott

überkommen zu haben überzeugt waren, gesprochenen Worte eines in diesem Amte ergrauten Greises konnten keine andere Wirkung haben, als mich aufs neue von der Hoheit und Köstlichkeit dieses priesterlichen Opferdienstes zu erfüllen. Stand doch in diesem alten Superintendenten nicht bloß mein leiblicher Vater vor mir, sondern mein vornehmstes Vorbild in der Amtsführung, ein Vorbild priesterlicher Aufopferung für das „heilige Amt“ und für den Dienst an seiner Gemeinde.

Doch schloß das Opfer und Priesterthum, welches er mir entgegen hielt, die Idee nicht aus, welche er mit demselben bekämpfen zu wollen schien. Das machte ich denn auch bemerklich und suchte schließlich den Einwand zu entkräften, welcher von der Verklärtheit der menschlichen Natur Christi und seinem dem Tode nicht mehr unterworfenen Leben hergenommen war.

„Hiermit ist doch nicht unvereinbar, daß Er uns seinen Leib und sein Blut im Abendmahle als geopfert zum mündlichen Genusse gibt, und zwar gewiß in ähnlicher Weise, wie Er bei der Stiftung des Testaments dasselbe that, also seinen Jüngern seinen Leib und Blut als geopferte zu essen und zu trinken gab, während Er in seinem noch nicht geopferten Fleische lebendig vor ihnen stand oder saß. Wenn also dies möglich war, so sehe ich nicht ein, warum es eine ungeheuerliche Vorstellung ist, daß das eucharistische Opfer erneuert oder wiederholt wird.“

„Was verstehst Du unter eucharistischem Opfer?“

„Nun das, was der Herr bei der Einsetzung der Eucharistie gethan hat.“

„Er hat sich doch bei derselben nicht geopfert; sein Opfer hat Er erst nachher am Kreuze Gott dargebracht.“

„Aber Er sagt doch: das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird, d. h. geopfert wird; das ist der Kelch meines Blutes, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Das sind doch Präsentia. Wenn diese Handlung nicht bloß eine symbolische war, wie Meyer in seinem Commentare allerdings will, wenn Er den Aposteln wirklich und wahrhaft seinen geopferten Leib zu essen gab, so mußte Er denselben, und ebenso sein Blut, doch bei der Testamentsstiftung in irgend einer Weise geopfert haben, ehe Er denselben zu essen gab. Wie das möglich war, wie Er das gemacht haben mag, das ist mir ebenso unbegreiflich, wie das andere, daß Er jetzt, obwohl dem Todeszustande entnommen, obwohl seinen Leib nicht schlachten, sein Blut nicht vergießen lassend, doch im Abendmahl seinen geopferten Leib uns zu essen geben kann. Ich meine, wenn wir die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sacrament festhalten wollen, dann müssen wir consequenter Weise auch die eucharistische Opferung festhalten. Oder aber wir müssen ehrlich mit Meyer und den Calvinisten uns zu der Annahme einer symbolischen Handlung flüchten.“

„Dann müßten wir die katholische Messe wieder

aufrichten; aber diese Consequenz zieht eben die luthrische Kirche nicht. Und da mußt Du als ihr Diener eine Consequenz nicht ziehen wollen, welche sie nicht gezogen hat und nicht gezogen wissen will. Du kannst so wenig als ich, oder sonst ein Einzelner die Messe wieder aufrichten, selbst wenn Du Recht hättest mit Deiner Deduction, was ich aber eben bezweifle."

„Unser Consistorialrath G. in Sachswerfen," erzählte ich nun, „ist gewiß kein Römling, aber er hat mir wiederholt gesagt, die große Lücke unseres Gottesdienstes sei die, daß wir kein Opfer als den Mittelpunkt desselben haben. Er hat mich eigentlich erst auf diesen Mangel aufmerksam gemacht. Und als ich dann auch, wie Du eben, die katholische Messe als unstatthaft ihm entgegenhielt, antwortete er mir mit feierlichem Ernste, er könne die ganze katholische Meßliturgie selbst halten oder beten, ohne im Geringsten dem Evangelium zu nahe zu treten. Es sei nichts Unbiblisches, nichts Unevangelisches darin, wenn man die Liturgie nur ohne unsere protestantischen, von Luther uns hinterlassenen Vorurtheile zu betrachten vermöchte. Ich habe das zu thun versucht und gefunden, daß er Recht hatte."

„Das sind gefährliche Experimente, mein Sohn. Wird die Messe wieder aufgerichtet, sagt Vater Luther, so fällt das Evangelium."

„Ja, das sagt Luther. Luther ist aber nicht das Evangelium, Luther hat so gut irren können als jeder andere. Und ich bitte Dich, erinnere Dich,

daß Du selbst mir gesagt hast, als ich die lutherschen Predigten mir anschaffte, daß ich darin wenig Goldkörner und wenig finden würde, was ich gebrauchen könnte. Und auch dies habe ich bestätigt gefunden. Das Meiste ist Geschimpfe, das Uebrige ist wunderliches Allegorienspiel oder willkürlichste Auslegung. Ich gestehe offen, Luther ist in meinen Augen längst die Autorität nicht mehr, wie noch vor fünf Jahren."

„Er bleibt aber immer ein großer Mann, der einen gewaltigen Anstoß zur Reinigung der Kirche gegeben hat. Ich sage Dir wieder und wieder: stürze Dich nicht in unabsehbare Consequenzen hinein, sondern bekümmere Dich lediglich um Dein Amt und Deine Gemeinde. Dahin hat Gott Dich gestellt, das hat Er Dir befohlen. Du wirst doch nicht um der Misère willen, die wir bei uns finden, die Flinte in's Korn werfen, wie ein feiger Soldat, oder den Hirtenstab, den Dir Christus an Deiner Gemeinde gegeben hat, niederlegen wollen, wie ein Miethling. Außerdem hast Du Frau und Kinder, und die Pflicht, dieselben zu ernähren mit dem Brote, welches Dir Gott mit dem Amte zugleich gegeben hat."

Das war überzeugend. Denn noch stand die Ueberzeugung fest, daß unser Predigtamt wirklich das von Christus gestiftete und bevollmächtigte Amt sei, von dem St. Paulus spricht: Dafür halte uns jedermann, nämlich für die Verwalter der göttlichen Geheimnisse.

An einem rauhen Aprilsonntage des Jahres 1877 fand ich, aus dem Gottesdienste in's Haus tretend, einen Brief vor, dessen Adresse von mir unbekannter Hand geschrieben war, der aber den Poststempel Gehrden trug.

Der Inhalt war kurz. Bei einer Beerdigung hatte mein Vater sich erkältet, hieß es; es würde gut sein, wenn ich sogleich abreiste.

Die Abenddämmerung hatte das Krankenzimmer bereits in ein Halbdunkel gehüllt, als ich eintrat. Doch erkannte mein Vater mich. „Guten Morgen, lieber Herr Amtsbruder," begrüßte er mich scherzend. Ich athmete auf, als ich den Scherz hörte. Es ist nicht so schlimm, als du gefürchtet, dachte ich bei mir selbst. Den jüngsten meiner Brüder jedoch, der von Elberfeld herbeigeeilt und einen Tag früher angekommen war, hatte er mit den Worten empfangen: „Bedenke, daß es die Ruhe eines Sterbenden ist, die Du hier findest." So hörte ich gleich darauf von der Dame, welche seit Verheirathung meiner Schwester ins Haus gezogen war, um dem kleinen Haushalte vorzustehen, und eine in höhern Semestern befindliche Tochter mitgebracht hatte, die anscheinend sehr viel Rücksichtnahme beanspruchte.

Eine Lungenentzündung im Alter von 71 Jahren war allerdings eine sehr ernste Sache und ließ wenig Hoffnung übrig. Der Kranke lag meistens in Fieberphantasieen, hatte jedoch zwischendurch einzelne lichte Augenblicke, in denen er liebenswürdig nach dem Ergehen seiner Kinder und Enkel sich erkundigte.

Nach wenigen Tagen bemerkte ich gegen Abend den Eintritt der Agonie. Einige Mal hatte ich die Tage vorher, wenn lichte Augenblicke es erlaubten, den lieben Kranken gefragt, ob wir nicht die Communion empfangen wollten. Es hatte mich gewundert, daß er zwar sogleich bereit dazu war, aber ein Bedürfniß offenbar nicht empfand. Doch wäre es ohne Zweifel dazu gekommen, wenn nicht der zuständige Prediger, der „Pastor diaconus" B., sich entschieden geweigert hätte, dem Sterbenden die Wegzehrung zu reichen, weil, wie er vorgab, die lichten Augenblicke viel zu kurz seien, und ein in Fieberphantasieen Liegender das Sacrament unmöglich würdig empfangen könne. Da mein Vater stets vor dem Angesichte seines Gottes gewandelt und auf das Sterben immer vorbereitet war, so konnte diese Rederei in meinen Augen nur als elende Ausflucht erscheinen; indeß hatte ich mich fügen müssen. Kurz bevor die Agonie begann, sagte er zu mir: Ich habe jetzt meinen Lauf vollendet. Als ich dieselbe dann beginnen sah, fing ich an, die Sterbegebete zu sprechen, welche ich an den Sterbebetten in meiner Gemeinde zu beten pflegte.

Einigen der Umstehenden, welche vielleicht noch nie ein Sterben mitangesehen hatten, erschien das sehr unpassend, mindestens viel zu verfrüht. An dem Gesichtsausdruck des Sterbenden aber nahm ich wahr, daß es ihm wohlthat. Ich fuhr daher fort. Als ich zum Nunc dimittis kam, lief ein Ausdruck freundlicher Verklärung über seine im Todesschweiß per-

lenden Gesichtszüge, der mir noch heute lebendig vor Augen steht, und zu den Worten: „denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen," fügte er ein kräftiges, gleichsam siegesfreudiges „Ja" hinzu. Als wenige Stunden später das Haupt des eben Vollendeten auf meinen Arm zurücksank, und ich ihm die Augen zudrückte, hatte der die Pforten der Ewigkeit ihm sich öffnen sehende Geist auf dem Antlitz einen unbeschreibbaren Ausdruck hinterlassen, ähnlich dem, welchen überraschender Anblick auf den Zügen eines geistigen Gesichts wiederspiegelt.
